L.g.o 611/1

G. W. RABENER.

Gottlieb Wilhelm Rabener's

sämmtliche Werke.

Mit einem Vorworte

und der

Lebensbeschreibung des Verfassers

neu herausgegeben

von

Ernst Ortlepp.

Erster Band.

Stuttgart.

J. Scheible's Buchhandlung.

18[illegible].

Gottlieb Wilhelm Rabener's

sämmtliche Werke.

Mit einem Vorwort

und der

Lebensbeschreibung des Verfassers

neu herausgegeben

von

Ernst Ortlepp.

Erster Band.

N. M. KNECHT, KGL. RECHTSANWALT WÜRZBURG.

Stuttgart:

J. Scheible's Buchhandlung.

1839.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

Vorwort.

Den alten Rabener in einer neuen Ausgabe? werden so manche Leute fragen, die der guten alten Zeit über den Kopf gewachsen sind, und deren drittes Wort ist: „eine alte Perücke!" Doch hat unter keiner alten Perücke so viel Musikgenie gesteckt, als unter der eines Sebastian Bach, Händel und Gluck; unter keiner so viel Witz und Humor, als unter der eines Lichtenberg, und unter keiner so viel Kritik, mit Schöpferkraft gepaart, als unter der eines Lessing; ob Klopstock auch eine Perücke getragen hat, weiß ich freilich nicht, doch ist es höchst wahrscheinlich, ob ich mir gleich den Dichter einer „Frühlingsfeier" mit einer Perücke nicht wohl denken kann. Daß Rabener deren viele besaß, erhellt aus einem der letzten seiner „freundschaftlichen Briefe", wo er durch eine von Friedrich dem Großen in

sein Haus zu Dresden geschleuderte Granate seinen sämmtlichen Vorrath von Perücken verlor. Die Perückenzeit war eine schöne Zeit; ich lobe sie aus vollem Halse. Es ist doch etwas Göttliches um die Bach'schen Fugen und um Glucks Opern! Der Letztere ist bis dato nun immer noch nicht in Deutschland anerkannt, sondern nur in Paris, wo er den Piccini todt komponirte.

Aber jetzt zu unserer Satire. Wo gibt es noch in Deutschland eine Satire? Zu unserer Schande haben wir keine mehr. Satyrn gibt es noch genug; aber die Satire ist keine Geliebte eines Satyrn; der Satyr ist ein geiler Bock, und die Satire ist eine durch und durch moralische Person, weßwegen sie auch in dieser neuen Ausgabe von Rabener nicht mit dem Ypsilon, sondern mit dem I geschrieben worden ist. Denn das Ypsilon ist ein wahrer Windbeutel in dem Alphabet; obgleich Müllner recht hübsch sagt:

Das Ypsilon, Purist, ist da,
Daß »Ia« nicht aussieht, wie »Ya«.

Wenn man das Leben recht satt hat, so tritt die Satura (dieses pikante Gericht) oder Satira äußerst erquicklich ein; es macht bei dem verdorbensten Magen Lust, weiter fort zu essen, und sogar Kieselsteine und Schuhzwecken zu verdauen, was gar nicht außer dem Kreise der Möglichkeit liegt, da die Zeitungen vor etwa drei Jahren

von einem Kerle erzählten, der nach seinem Tode secirt wurde, und dessen Magen ein förmliches Magazin war von Nägeln, Zwecken, Nadeln, Kiesel-, Feuer- und andern Steinen aller Art, die täglich zu fressen er eine besondere Wuth, und zu verdauen, er einen besonderen Magen hatte. Ich glaube freilich, daß dieses nicht Jeder mit gleichem Glück probiren dürfte, aber das Exemplum steht da, non solum ad intuendum, verum etiam ad imitandum, cui placet.

Das Lateinische erinnert mich an manche Sünden, die besonders die Herren *Ovidius*, *Horatius* und *Virgilius* verantworten mögen; — doch diese Sünden sind poetische Tugenden — genug, ich komme dadurch auf die lateinischen und griechischen Stellen in unserm Rabener. Die Verlagshandlung wollte gern den Mann so populär als möglich geben; das Lateinische und Griechische sollte also, so weit als thunlich, entweder ganz wegbleiben, oder übersetzt werden. Doch dieß war nur bis auf einen gewissen Grad ausführbar. Um's Uebersetzen sieht es schlecht aus. Wer will den Horaz oder gar den Pindar übersetzen? Das wäre eine Frechheit; denn es geht absolut nicht an. Voß und Thiersch — diese Beiden — haben beide übersetzt; doch da heißt's:

„Aber fragt mich nur nicht, wie?"

Der Herausgeber folgte demnach hierin seinem eigenen Takt; ob dieser der richtige gewesen, darüber mögen gelehrte und geniale Leute — oder noch lieber solche, die Beides zugleich sind — entscheiden.

Ferner lag eine hin und wieder anzubringende Abkürzung in dem Plan der Verlagshandlung. Aber in das organische Leben eines geistigen Körpers mit dem Secirmesser einzugreifen, erschien dem Herausgeber, als er an sein Werk ging, als eine Todsünde, da sich die Anatomie nur auf physische Todte erstreckt, und meist nur auf solche, die entweder sich an sie verkaufen, oder sich selbst morden. Es hieße an dem Mord einen Mord begehen, und dem Tod nachhelfen wollen, wenn man in dieser Hinsicht toll darauf los handthieren wollte. Also erhält das Publikum in dieser Ausgabe Rabener's sämmtliche Werke unabgekürzt.

Weiter handelte sich's um eine Modernisirung des Styls, der sich seit einem Jahrhundert nicht wenig verändert hat. Aber auch der Styl ist eine Sensitiva, sehr empfindlich gegen jede Antastung. Man müßte einen Mann aus dem vorigen Jahrhundert ganz neu schreiben, um ihn zu modernisiren, und dann würde ein großer Theil seiner Derbheit, Kraft und Naivität verloren gehen. Der Herausgeber beschränkte sich

also in diesem Punkte auf die Herstellung einer consequenten Orthographie und auf Aenderung einzelner zu sehr veralteter, völlig aus der Mode gekommener Wörter. Indeß die altväterischen Namen, wie z. B. Strephon, Chloe, Pantalon, Selinde, Alcest, Seladon, Cleanth, Phyllis u. s. w. abzuändern, trug er Bedenken. Denn die Namen thun hier nichts zur Sache; mögen sie auch aus der Mode gekommen sein, die Personen und Prototypen der Charaktere sind doch alle noch bis auf den heutigen Tag vorhanden.

Wir könnten uns noch weiter über manches Einzelne aussprechen, doch das tiefer zu untersuchen, überlassen wir den Herren Kunstrichtern, welche höhere Einsichten haben, und beschließen unser Vorwort mit einem Nachwort über Rabener und einige Andere im Allgemeinen.

Wer kennt nicht unsern Rabener? Wenn man ihn veraltet nennt, wo ist ein Neuerer seines Gleichen? Er reiht sich in die Rangordnung eines Lichtenberg, Jean Paul, Swift, Persius, Juvenal, Horaz, Lucian, Rabelais und der größten Satiriker, die seit 6000 Jahren lebten, ein, gegen die er als Original dasteht, weil Keiner von ihnen mit Witz und satirischer Schärfe so edele und harmlose Absichten vereinigte. Man muß die Todten

aus ihren Gräbern auferwecken in so geistig todter Zeit wie die unsrige. Das wird für das Publikum, das sich satt geschwelgt hat an Clauren, Tromlitz, Storch und Consorten, einmal eine wahre Erquickung sein.

Wir haben heutzutage Leute genug, die Gedichte machen und langweilige Novellen schreiben, wir haben ihrer noch mehr, die sich als kritische Würmer an Börne's Leichnam erlustiren und an Heine's Thron herum kriechen; aber ein Mann, der die Wahrheit redet, fehlt uns. Nennt mir doch einmal einen jetzigen Satiriker, der Rabener gleich stünde! Ihr werdet mir doch nicht etwa gar mit Saphir kommen? Dieser ist im Reich des Humors und der Satire nichts, als eine Art von Kotzebue, dem er an Produktion weit nachsteht. Jean Paul und Lichtenberg — diese Beiden waren ächte Humoristen; Saphir ist, was sie gewesen, nur en miniature. Jean Paul und Lichtenberg waren Dichter, obgleich sie keine Verse machen konnten; Saphir ist, obgleich er Verse machen kann, weder Dichter, noch Humorist, sondern nur ein Witzbold ohne Gleichen, dem in der deutschen Literatur bloß Abraham a Sancta Clara zur Seite steht. Da dieses Lob kein geringes ist, so wird er wohl mit demselben zufrieden sein.

Doch was sollen wir weitere Worte machen?

So lies denn, lieber Leser, erst das nun folgende Leben Rabener's; du wirst aus ihm den Mann liebgewinnen, wie seine Schriften, wenn du sie nicht vielleicht schon lieb hast, in welchem Falle von unserer Seite jede Anpreisung überflüssig ist. Du wirst in ihnen tausendmal mehr Wahres, Gutes, Geistreiches, Schönes und durch dein ganzes Leben Unvergeßliches antreffen, als du in so manchen gepriesenen Produktionen der heutigen Tage finden dürftest. Endlich noch: dir die Schriften des größten deutschen Satirikers wo möglich sogleich zu kaufen, das räth dir der Herausgeber nicht bloß ex officio, sondern aus voller Ueberzeugung.

Stuttgart, den 1. August 1839.

Ernst Ortlepp.

Rabener's Leben und Werke.

Es ist eigentlich ein kühnes Unterfangen, über eines Andern „Leben und Werke" zu schreiben, denn Jeder „lebt und wirkt" für sich selbst, und ein Anderer kann nie recht wissen, was der biographisirte Gegenstand Alles äußerlich und innerlich erlebte und wirken wollte. Denn beim „Wirkenwollen" bleibt es doch meistens stehen. Es wollen Tausende wirken, und können doch nichts wirken, Einige, bei denen es heißt:

„Die Lust ist groß, allein die Kraft ist schwach";

Andere, bei denen das großartigste Innerliche von dem kleinlichsten Aeußerlichen total, oder wenigstens um zwei Drittheile zerrieben wird. In der Unterwelt schleichen Tausende von genialen Schatten, die im Leben nach dem Schatten des Ruhms haschten, wie die blassen Bilder des Achilles, Ajax und anderer Helden in dem

eilften Buche von Homer's Odyssee, und glücklich sind noch die, die hier einigen Ruhm erlangten, mit dem sie sich dort einigermaßen trösten können. Aber so mancher Mann der Mode, der dort eben weiter nichts mehr ist, als ein bloßer Schatten, und der auch hier in dem Auge der besseren Geister nur der Schatten eines Schattens war, wie mag einem Solchen dort zu Muthe sein! Und gesetzt auch, daß ein solcher Kerl in den Himmel gekommen wäre, so wird ihm seine eigene Existenz dort Langeweile machen. Von unserm Rabener hoffe ich zu Gott, daß er noch vom Himmel hernieder lacht — und oft recht laut — aber es hört's nur Niemand.

Ich sage nochmals, einen Andern recht aufzufassen, ist ein schwer Ding. Wir sollten alle Autobiographieen schreiben, damit die Welt aus uns klug würde. Aber da es gewöhnlich der Fehler der größten Genie's ist, sich selbst für erbärmliche Nichtse zu halten, so fehlen uns meistens Selbstbiographien gerade von denen, von welchen wir sie am meisten wünschen würden. Und dann müssen sich freilich, weil nichts weiter übrig bleibt, Andere über sie erbarmen, wie ich mich jetzt erbarme über unsern Rabener. Ich werde es aber so gnädig als möglich mit ihm machen.

Daß Rabener ein großer Mann war, schon deßhalb, weil wir jetzt keinen Rabener haben,

darüber sind wir Alle einverstanden; ein Buchhändler würde als besten Beweis hinzusetzen, daß Rabener zu seiner Zeit rasch hintereinander sieben Auflagen erlebte. Das will viel sagen. Diesen Beweis brauchen wir aber gar nicht, weil mancher noch Größere es nicht über eine Auflage brachte.

Wir wollen jetzt einmal vor der Hand mit ihm sein ganzes Leben durchmachen, und dabei hin und wieder über ihn ein wenig reflektiren.

Der größte deutsche Satiriker, der deutsche Swift, Gottlieb Wilhelm Rabener, wurde am 17. September 1714 zu Wachau, einem Dorfe bei Leipzig, geboren, wo sein Vater Rittergutsbesitzer war. Bis in sein vierzehntes Lebensjahr genoß er daselbst den Unterricht eigner Lehrer. Im Jahr 1728 ging er auf die Fürstenschule Meißen, welcher früher sein Großvater von väterlicher Seite, M. Justus Gottfried Rabener, als Rektor vorgestanden hatte. Er fand hier unter andern seiner Mitschüler M. Grabener, später verdienten Rektor an der Fürstenschule Pforta bei Naumburg *), einen Verwandten, dem er sterbend sein ganzes Ver-

*) Ewigen Dank dieser Schule, auf der auch der Herausgeber unter Ilgen und Lange seine Jugendbildung genoß!

D.

mögen vermachte, den nachmaligen Professor Gärtner in Braunschweig, und Gellert. Mit diesen schloß er schon auf der Schule einen engen Freundschaftsbund, der auf der Universität fortgesetzt wurde, und bis zu dem Ende seines Lebens dauerte. Vor Allen schätzte Gellert seinen Freund Rabener hoch, und gedachte seiner selbst in seinen Vorlesungen als des seltenen Beispiels eines Mannes, der mit dem Druck der lästigsten Berufsarbeiten den heitersten und genialsten Aufschwung des Geistes vereine. Oft wirkte diese unverwüstliche frohe Laune Rabener's auf den ernsteren Gellert erquicklich und belebend ein. Gellert kam aus seiner Gesellschaft stets mit lachendem Gesicht.

Nach Vollendung des festgesetzten sechsjährigen Schulkursus bezog Rabener die Universität zu Leipzig, wo er ein paar Jahre darauf seinen Vater verlor. Dort hörte er die besten Lehrer aus allen Fakultäten, verfolgte jedoch dabei immer sein Hauptstudium, die Rechtswissenschaft.

Im Jahr 1737 disputirte er öffentlich unter Dr. Hommel über seine Streitschrift: De mitiganda furti poena ob restitutionem rei ablatae („über die Ermäßigung der auf den Diebstahl gesetzten Strafe im Falle der Wiedererſetzung"). Um sich in der Praxis seines Faches zu üben, und sich mit den vaterländischen Insti-

tutionen vertraut zu machen, verweilte und arbeitete er oft bei dem damaligen Kreissteuereinnehmer Lazer, der ihm nach Kräften zu seinem Zweck behülflich war, und nicht wenig zu Erlangung der Gewandtheit beitrug, durch welche sich Rabener sein ganzes Leben hindurch in Geschäftssachen auszeichnete. Rabener war eigentlich ganz zum Geschäftsmann geboren; er war eine durchaus praktisch athmende Natur. Bei Leuten der Art geht in der Regel alles Genie unter; bei Rabener aber war dieß nicht der Fall. Denn er war sogar als Geschäftsmann ein Genie. Jede Sache überblickte er mit Blitzesschnelligkeit, und vollbrachte daher in acht Tagen oft mehr, als ein Anderer des gleichen Faches in einem ganzen Monat. Immer aber fühlte er sich mit magischer Gewalt zu den Musen zurückgezogen, die ihm seine trockene Lebensart versüßen mußten. Sich in dem „Pleiß-Hansee-Athen", wie Jean Paul, oder in dem „kleinen Paris", wie Göthe es nennt, einige Poesie zu bewahren, will nicht wenig sagen. Experti scimus, i. e. um der unerwachsenen und erwachsenen deutschen Schuljugend willen, das haben wir an uns selbst erfahren. Rabener's Witz und gesunder Humor wirkte zauberisch auf alle seine Umgebungen, und selbst reine Geldmenschen geriethen über ihn in Extase.

Es lebte damals auch ein gewisser Professor Schwabe, von dem man jetzt nichts mehr weiß, und vielleicht nicht einmal so viel, daß er im Juli 1741 ein witziges Journal herauszugeben begann, betitelt: „Die Belustigungen des Verstandes und Witzes", ein an sich vielsagender, aber in den Augen unserer Zeit sehr gemeiner Titel. Gleichwohl halte ich von diesen „Belustigungen" weit mehr, als von meinen eigenen „Belustigungen und Reisen eines Todten", (die selbst ein Laube nicht versteht), eben deßwegen, weil ich sie nicht verstehen kann, aus dem einfachen Grunde, weil ich sie nicht gelesen habe. Es mag ein recht gutes Journal gewesen sein. So viel ist wenigstens ausgemacht, daß es viel zur Beförderung der damaligen Poesie und Beredsamkeit beitrug, und vielen jungen Köpfen Gelegenheit gab, ihre geistige Kraft zu versuchen. Unter diesen war auch Rabener, der von dem Jahre 1741 bis 1744 eifrig an dem Journal mitarbeitete.

In seinen ersten Piecen zog er besonders auf die Pedanterie der Gelehrten los, die noch bis heutigen Tag forteristirt, und vielleicht noch nach tausend Jahren forteristiren wird. Wie wird dann z. B. eine Ausgabe von Göthe's Faust aussehen? Wird es da nicht vielleicht heißen:

»Habe [1]) nun [2]), ach [3])! Philosophie [4]),
Juristerei [5]) und [6]) Medicin [7])
Und leider [8]) auch Theologie [9]),
Durchaus studirt mit heißem Bemühn.«

Was wird aus einem Autor, wenn man ihn so metzgermäßig in Stücke zerhackt? Wie geht es einem Virgil, Horaz, Homer und Pindar auf Gymnasien? Wie oft mögen sich diese Heroen der Poesie in ihrem Grabe umdrehen? aber der unbarmherzige Professor der Philologie fährt fort, ihre Leichname zu seciren bis auf die

---

[1]) Hier ist das Pronomen ausgelassen. Es sollte eigentlich heißen: „Ich habe".

[2]) Nun, das griechische νῦν.

[3]) Ach. Eine Interjektion des Schmerzes.

[4]) Die Lehre der Weltweisheit.

[5]) Die Lehre von der Rechtswissenschaft, oder juris utriusque, beider Rechte, weil es ein rechtes Recht und ein linkes Recht gibt, daher alle Advokaten zwei verschiedene Augen haben.

[6]) Und — ist hier leere *Copula* zweier Substantive, weßhalb kein Komma nöthig.

[7]) Medicin. Von *mederi*, heilen, also: die Heilkunst, oder die Kunst, Kranke wieder herzustellen.

[8]) Ein Ausruf des Bedauerns.

[9]) Die Lehre von göttlichen Dingen. Doch hiermit Punktum; obgleich sich ein ganzes Buch über die vier Verse schreiben ließe.

Knochen, die endlich allein für den Heißhunger des Schülers übrig bleiben!

Das ist der Segen des Brodstudiums. Aber wenn man auch mit Donnerkeilen drein schlüge, es würde doch nicht anders; denn, gegen die Dummheit kämpfen, wie Pindar sagt, selbst die Götter vergebens.

Deßhalb zurück zu unsers Rabener's Lebensgeschichte.

Die belustigenden Schriftsteller, welche die „Belustigungen" schrieben, fühlten sich nach dem sechsten Bande des Journals unlustig, und beschlossen, sich in einem neuen Journal desto lustiger zu machen, welches auch wirklich ins Leben trat, und in welchem sich besonders Rabener über viele der früheren schlechten Belustiger lustig machte.

Bald bildete sich indeß wieder eine andere neue Zeitschrift, welche ein Bremer Buchhändler in's Leben rief, daher sie den Titel: Bremer Beiträge ꝛc. erhielt. Sie wurde zunächst durch Gärtner, Cramer und Adolph Schlegel angeregt. Rabener trat nach an ihn ergangener Einladung mit Leib und Seele bei. So auch Schmidt von Lüneburg, Ebert und Zachariä. Auch Mylius nahm Antheil, doch nur auf kurze Zeit. Für seinen Verlust fand man

Ersatz in Straube, Elias Schlegel und Hagedorn. Die Verfasser der Bremischen Beiträge blieben Anfangs im Dunkel; doch als sie Aufsehen erregten, wurden sie bekannt, und da gesellte sich auch Gellert zu ihnen; später traten noch Giseke und Spener, ein Leipziger Dichter, der in der Blüthe seines Lebens starb, hinzu. Endlich, als sich schon die Gesellschaft durch den Abgang einiger Mitglieder, die Leipzig verließen, zu vermindern anfing, erhielt sie einen neuen Zuwachs an Klopstock, Fuchs und Schmidt von Langensalza, von denen aber nur die beiden Letzteren Beiträge lieferten.

Die meisten Aufsätze aus dem zweiten Theil von Rabener's Schriften erschienen nach und nach in diesen „Bremer Beiträgen" und in den Sammlungen „vermischter Schriften", unter welchem Titel dieselben Verfasser ihre Bestrebungen weiter verfolgten. Indeß zerstreute nach und nach das Schicksal den Kreis der vertrauten Freunde nach Ost und West, und es blieb Jedem davon nur der Rückblick auf die schöne Zeit eines so seltenen geistigen Zusammenwirkens für gleiche Zwecke übrig.

Schon seit dem Jahre 1741 hatte Rabener das Amt eines Steuerrevisors im Leipziger Kreis übernommen, das mit vielen Arbeiten und Beschwerlichkeiten verbunden war. Er zeigte sich in

der Verwaltung desselben äußerst gewissenhaft. Eine verworrene Sache, die durch die vielen Hände, durch die sie gegangen war, noch verworrener geworden war, kam gewöhnlich zuletzt an ihn, und er brachte sie mit Leichtigkeit zurecht. Nur wenige Erholungsstunden blieben ihm übrig für literarische Arbeiten. „Alle meine Satiren", schrieb er einst an den Kinderfreund-Weiße, „habe ich auf meinen Expeditionen und während solcher Geschäfte gemacht, wo ich mit den Antipoden des Witzes zu thun hatte".

Nachdem sich die alten Freunde auseinander dahin und dorthin verloren, fand Rabener zwar viele neue, aber die neuen waren eben nicht die alten. Denn einen alten Freund findet man eigentlich niemals wieder. Er wechselte zwar mit den früheren Briefe; aber was ist eigentlich ein Briefwechsel? Der Mensch bleibt immer halb Materie — er hangt am Aeußern, an der Gestalt, an dem sprechenden Auge, an dem lebendigen Wort des theuren Gegenstandes, und kann das der todte Buchstabe ersetzen? Können die glühendsten Briefe geliebter Verstorbenen zu Küssen und Händedrücken werden? — Kann ein Laube einen Heinse und ein Gutzkow einen Lessing ersetzen? — Nimmermehr!

Gegen Ende des Jahres 1751 schrieb Rabener vielleicht das beste seiner Werke, „die sa-

tirischen Briefe". Hier führt er Leute aus allen Ständen vor; das Bild ist stets getreu, interessant und originell, denn Rabener hielt es mit dem:

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben!"

Sein großer Vorläufer Swift besuchte oft die schlechtesten Kneipen, um dort den Menschen zu studiren. Aus Büchern auf der Studirstube und in nobeln Gesellschaften lernt man den Menschen nicht kennen. Das Buch ist nur ein Spiegel, der in jeden Geist einen andern Reflex wirft — und die sogenannte anständige Gesellschaft ist ein Puppentheater, wo alle Personen am Draht der Etiquette gegängelt werden. Der „gute Ton" ist der Antipode alles Genies; er schleift alle originellen hervorspringenden Ecken ab, und liefert lauter polirte Kugeln. Es hat zwar ein Philosoph behauptet, daß Gott selbst eine rotirende Kugel sei, aber da hat Cicero Recht mit seinem: *Nihil tam* absurdum est, quod non dicatur ab aliquo philosophorum; es gibt nichts so Abgeschmacktes, das nicht irgend ein Philosoph behauptet hätte.

Im Jahr 1753 berief man unsern Rabener als Obersteuersekretär nach Dresden, wo er unter Hohen und Niedern Bewunderung fand. Zwei Jahre darauf, 1755, gab er den letzten Theil seiner satirischen Schriften heraus. Mit

Unzufriedenheit sah das Publikum diesen Band als den letzten angekündigt. Er rechtfertigte seinen Entschluß in der Vorrede, in der er die Gründe desselben genügend auseinandersetzte. Bei allem Ruhm und Beifall nämlich, den sich Rabener durch seine Satiren erwarb, machte er sich doch auch durch dieselben so manche Feinde und mancherlei Verdruß, dessen enthoben zu sein er herzlich wünschte. Er erklärte, daß er allerdings noch Mehreres schreiben, aber dieses erst nach seinem Tode erscheinen lassen werde. Man glaubte ihm dieß nicht. Aber man kannte ihn nicht. Er war stets fest in seinen Entschlüssen.

Allerdings arbeitete er nach dieser Zeit Mehreres, wie z. B. eine Schrift: „Entzückungen und Gesichte" betitelt, und vollendete auch ein Lustspiel „Der Freigeist" bis zum vierten Aufzug. Der Plan dieses letztern Stücks war nach Weiße's Mittheilung ungefähr folgender: Ein junger ausschweifender Mensch, der aus Lüderlichkeit ein Freigeist geworden war, hatte ein tugendhaftes und kluges Mädchen für eine Buhlschwester verlassen. Da seine erste Geliebte wußte, daß er die Grundsätze der Religion nicht sowohl verwarf, als die Empfindungen derselbigen bei sich zu ersticken suchte: so gerieth sie auf den Einfall, ihn durch folgende List zu gleicher Zeit zu beschämen, zu bessern und vielleicht wieder zu gewinnen. Sie

sagte sich in einem Briefe völlig von ihm los, und bat nur noch um einen einzigen Besuch. Er erschien. Sie überredete ihn, daß in dem Kaffee, mit dem sie ihn bewirthete, das stärkste Gift gewesen. Sie habe dieß veranstaltet, um sich an dem Urheber ihres Unglücks zu rächen, und glaube um so viel weniger strafbar zu sein, da sie nichts gethan, als seine eignen Grundsätze, die sie ihrer gekränkten Liebe und Eifersucht gemäß gefunden, ausgeübt habe. Er gerieth in das tödtlichste Schrecken, und wurde äußerst verzagt und fromm. Da sie ihn einige Zeit in der Unwissenheit gelassen, entdeckte sie ihm die Sache: er kam dadurch zur Vernunft, und heirathete sie, wenn ich es anders noch recht weiß *). So viel aber weiß ich, daß die Situationen ungemein gut angelegt, die Charaktere wohl ausgebildet, der Dialog launig und munter und die Handlung sehr interessant war. Er hatte noch ein anderes kleineres Stück bereits angelegt, das, wo ich mich nicht irre, eine kleine Feengeschichte zum Grunde hatte. Einige Anzeigen lassen auch vermuthen, daß er Etwas, von der schweren Kunst, mit der Welt zufrieden zu sein, müsse ausgearbeitet haben. Endlich hatte er einen sehr angenehmen Briefwechsel mit

---

*) Wir lassen hier Rabener's vertrauten Freund weiter erzählen.

verschiedenen seiner Freunde gesammelt, von dem die wenigen hier befindlichen Briefe ein bloßer Ueberrest sind. Warum bemächtigte ich mich doch damals nicht dieser Papiere, und wendete dadurch wenigstens Einen Verlust ab, den der Krieg anrichten sollte!

Dieser brach bald aus. Ich brauche wenig davon zu sagen. Die meisten Briefe der folgenden Sammlung sind während desselben geschrieben. Sie enthalten davon viele Umstände, und werden also auch selber für diejenigen interessant sein, die, gegen den Witz gleichgültig, aus bloßer Neugier lesen. Er wurde von den vornehmsten Offizieren des preußischen Heers, die damals in Dresden waren, aufgesucht, geliebt und hochgeschätzt. Der Prinz Heinrich sah ihn mehr als einmal. Selbst der König verlangte ihn zu sprechen. Diese Unterredung hätte für unsern Rabener und für die deutschen Musen gleich vortheilhaft sein können. Denn er besaß Alles, was zu einer solchen Unterredung gehört, äußerlichen Anstand, Klugheit und Gegenwart des Geistes: aber sie hatte nicht statt, da der König plötzlich aufbrach, und, so viel ich mich erinnere, niemals, oder doch nur auf kurze Zeit wieder nach Dresden kam. Indessen wurde der Krieg immer heftiger. Im Jahre 1758 besuchte Rabener seine Freunde in Leipzig, nachdem schon der größte

Theil seiner Amtsarbeiten aufgehört hatte. Wie heiter, wie freudig war damals noch sein Geist! doch schien er das Unglück, das Dresden in der Folge treffen würde, vorher zu sehen. Er nahm daher mit mir die Verabredung, daß er zwei Abschriften von seinen bereits verfertigten satirischen Aufsätzen nehmen, und eine davon mir anvertrauen wollte. Da aber nach seiner Rückreise der Briefwechsel zwischen hier und Dresden durch die feindlichen Heere unterbrochen, die Packete eröffnet wurden, und viele dadurch verloren gingen, oder in fremde Hände kamen, so vertraute er das eine Exemplar einem andern seiner Freunde in Dresden, und behielt das Original bei sich.

Es folgte die unglückliche Belagerung von Dresden im Monat Juli des 1760sten Jahres. In dem dadurch entstandenen Brande gingen seine vorher angezeigten Handschriften sowohl im Originale, als in der Abschrift darauf: denn beide Häuser, wo er sie niedergelegt hatte, wurden ein Raub der Flammen. Die Beschreibung dieser Verwüstung mögen die Leser in seinem lebhaften Briefe an den Herrn Hofrath Ferber nach Warschau vom 16. August lesen: ein Brief, der ihm in der Folge beinah so viel Verdruß, als sein Verlust bei der Einäscherung des Hauses, das er bewohnte, selbst machen mußte. Ein unvorsichtiger Freund, dem er in Vertrauen war gezeigt worden, hatte vermuth-

lich heimlich eine Abschrift davon genommen. Bald war dieser Brief fast durch ganz Deutschland in allen Händen: kein Wunder, daß sich ein eigennütziger Buchhändler dessen bemächtigte. Er ward, nebst ein paar auf gleiche Art erhaschten Gellertschen Briefen, gedruckt, an zehn Orten gedruckt. Da er mit vieler Freimüthigkeit und Laune geschrieben, und Dresden noch in der Gewalt einer fremden Macht war, so konnte er in der That nicht ganz außer Sorge wegen der Folgen sein. Noch unangenehmer waren ihm die falschen Urtheile, die Viele nach diesem Briefe von seinem Charakter fällten. Bei einer so traurigen Begebenheit noch das Lächerliche bemerken und darüber spotten zu können, schien Vielen Leichtsinn und ein hartes unempfindliches Herz zu verrathen. Es wäre jetzt sehr unnöthig, Rabener wegen dieses Briefes zu rechtfertigen. Erstlich hat er dieses selbst in der Vorrede zur sechsten Auflage seiner satirischen Schriften gethan: und überdieß ist es jetzt, nachdem die ersten stärksten Eindrücke dieses unglücklichen Vorfalls erloschen sind, mehr einem Jeden möglich, sich an Rabener's Stelle zu setzen. Empfindlichkeit bei der Noth Anderer, besonders bei einer allgemeinen Noth, ist eine nothwendige Eigenschaft eines guten Charakters, aber nicht Niedergeschlagenheit. Wenn ein Mann bei dem Unglück noch Gegenwart des Geistes behält: so

wird er auch stets noch seine gewöhnliche Denkungsart dabei äußern, und die, seinem Genie gemäßen Beobachtungen oder Betrachtungen anstellen. Nur durch eine gänzliche Zerrüttung der Seele kann die Aeußerung des Temperaments und der natürlichen Fähigkeiten und Anlagen eines Mannes aufgehoben werden. Und durfte Rabener also seine Gabe, das Lächerliche zu sehen, auch bei dem Unglück beibehalten: so konnte es ihm bei dieser Gelegenheit auch nicht an Gegenständen dazu fehlen. Auch der Muthloseste, dem bei der gegenwärtigen Gefahr kein, auch im geringsten Grade scherzhafter Gedanke einfällt, erinnert sich doch, wenn sie vorbei ist, vielleicht aus keinem Auftritt seines Lebens mehr lächerlicher Handlungen von sich und Anderen. Nichts läßt uns leichter in das Lächerliche verfallen, als die Furcht, wenn sie ausschweifend wird, und die Mittel zur Rettung nicht mehr nach Ueberlegung wählt. Ueberdieß wird das, was an sich nur im geringen Grade lustig war, durch den Kontrast des Unglücks selbst, wenn man nunmehr von diesem befreit und davor sicher ist, noch weit lächerlicher. Und Rabener's Brief war in der That vier Wochen nach der Begebenheit, die er erzählt, geschrieben: er war an einen vertrauten Freund geschrieben, mit dem Rabener zu scherzen gewohnt war, und enthält am Ende nichts, was

nicht auch der mitleidigste Mann in solchen Umständen hätte schreiben können.

Die Personen, von welchen er in diesen Briefen am freimüthigsten gesprochen hatte, wurden am wenigsten dadurch beleidigt. Viele Staabsoffiziere der kaiserlichen Armee waren seine Freunde, und einer davon bezeigte ihm noch nach dem Kriege seine und seiner Mitbrüder Hochachtung und Freundschaft. Rabener's Antwort darauf ist merkwürdig genug, hier eingerückt zu werden, da sie sich nicht in der Sammlung seiner freundschaftlichen Briefe findet:

„Wie freundschaftlich haben mich Ew. H. mit Ihrem angenehmen Briefe überrascht! Ich war schon ganz kleinmüthig, weil ich in der That befürchtete, Sie, mein theuerster Herr, hätten mich vergessen: und wie sollten Sie nicht mitten unter Ihren Geschäften und einem ruhigen Ueberfluß einen armen schüchternen Flüchtling vergessen, der keine Vorzüge weiter hat, als Ihre Freundschaft! Ihr Brief traf mich eben auf meiner Brandstelle an, wo ich mich auf eine traurige Art meiner Freunde und Feinde erinnerte. Aber das Vergnügen, von Ihnen einen Brief zu erhalten, war so groß, daß ich Verlust und Feinde vergaß, und nur an meinen A** dachte.

In der That kostet mich dieser unglückliche Krieg

sehr viel, ungeachtet ich, das weiß der Himmel! an dem ganzen Kriege nicht Schuld bin. Doch bin ich dadurch sehr viel entschädigt worden, daß ich unter feind- und freundschaftlichen Armeen so viele rechtschaffene Männer und würdige Freunde gefunden habe, und meinen redlichen, besten A** — Ja, mein Herr, diese glückliche Bekanntschaft bezahlt mir viele Angst.

Werde ich Sie wohl jemals in meinem Leben wieder sehen? Wohl niemals. Zwar wünschte ich es sehr. Aber ja ohne das große Gefolge: ja nicht auf ihrem bunten Berufsfuchse auf dem Paradeplatz!

Niemand von Ihren besten Freunden kann Ihnen mehr Glück wünschen, als ich für Sie alle Tage vom Himmel erbete: denn Sie müssen wissen, daß Ihr freundschaftlicher Ketzer oft betet, und niemals eifriger, als wenn er wünscht, daß es Ihnen wohl gehen soll.

Meine Gesundheitsumstände sind leidlich genug, ob ich schon diesen Sommer über immer gekränkelt habe, welches eine Folge von den bisherigen Beängstigungen sein mag. Meine Feinde sagen, es wäre ein Anfang von dem Podagra: aber nur meine Feinde sagen es. Ich wüßte nicht, wo es herkäme. Von hübschen Mädchen? — Sie haben ja das Podagra nicht? Also von hübschen Mädchen kann es nicht sein. Vom Zorn? Gewiß vom

Zorn nicht: denn ich lache mehr über die Welt, als ich mich über sie ärgere. Vom Wein? Wenigstens vom Tokaier nicht. Ich glaube also, Gott verzeihe mir's! daß ich, wenn es ja das Podagra sein soll, es von ihrem Passe habe, und von der Angst, in der ich damals war.

Sie wissen die großen Veränderungen, die seit dem 5. November bei uns vorgefallen sind. Sie würden Dresden kaum mehr kennen, so aufgeheitert, so freudig, so hoffnungsvoll sind wir bei unsrer neuen Herrschaft, die wir als Vater und Mutter lieben. Wie leicht ist es doch einem Fürsten, von seinen Unterthanen geliebt zu werden! Gott zeigt uns die glücklichsten Aussichten, nachdem wir, wie Ew. H. sich sehr wohl ausdrücken, die Rechte des Herrn in seinem Grimm haben kennen lernen. Gebe Gott, daß wir uns bessern, und daß auch alle diejenigen sich bekehren, die an unserer Besserung sieben Jahre lang gearbeitet haben! Ich umarme Sie und küsse Sie, und werde nie aufhören, Ihr Freund zu sein, wenn man mir es auch bei Feuer und Schwert untersagte. Leben Sie wohl, und gönnen mir unverändert Ihr freundschaftliches Andenken."

R.

Der Friede brachte Rabener neue Munterkeit und Kräfte, neue Arbeiten, neue Belohnung seines Fürsten. Er wurde Steuerrath. Die Leser

werden in dem folgenden Brief, wo er mir selbst diese seine Beförderung meldet, einen Mann erkennen, der viel und in solchen Geschäften zu arbeiten, wo er nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen recht nützlich sein kann, für ein größeres Glück hält, als Vermögen und Rang.

„Wenn Sie, mein bester Freund, erfahren, daß ich Steuerrath geworden bin, so glauben Sie nur nicht, daß ich deßwegen einen Heiligenschein um den Kopf bekommen habe. Sie wissen, wie ich über diesen Artikel denke. Was mir die Sache angenehm macht, ist, daß es ganz ohne mein Vorwissen, unter den gnädigsten Ausdrücken, als wirklicher Steuerrath, nebst einer nähern Verbindung mit dem Collegio, mit Beibehaltung meines bisherigen Amts, mit einem diesem Charakter gewöhnlichen Rang, mit etwas mehrerer Arbeit, ohne Besoldungserhöhung geschehen. Alles dieses, und auch das Letzte, ist mir um verschiedener Ursachen willen lieb, die ich Ihnen schon mündlich sagen werde. Man ließ mir verschiedene Vorschläge zu andern Aemtern thun, wo ich einen noch höhern Rang, und bei dem einen Vorschlag mit weniger Arbeit, eine ansehnliche Verbesserung haben konnte. Ich habe sie alle unterthänigst verbeten, und geäußert, daß ich die Arbeit nicht scheue, mehr Besoldung nicht nöthig habe, keinen

höhern Rang verlange, und, so lange ich lebte, bei der Steuer zu bleiben wünschte, wo ich meine Arbeit schon kenne, und meiner Vorgesetzten Gewogenheit, Vertrauen und Freundschaft habe rc. Unser höchstseliger und ewiggeliebter Kurfürst *) fand dieses Alles billig, und fiel von selbst auf diese Einrichtung, die nun mit mir getroffen ist. Bin ich nicht ein philosophischer Narr? Aber glauben Sie, mein liebster Weiße, ich befinde mich, wo ich bin und wie ich bin, recht wohl. Lateo bene, et bene vino! **) Bleiben Sie des Steuerraths wahrer und zärtlicher Freund, wie Sie es vom Steuerrevisor und Sekretär allezeit gewesen sind, so bin ich glücklich. Ich küsse Ihrer rechtschaffenen Frau mit dem demüthigsten Stolze eines nagelneuen Steuerraths — erschrecken Sie nicht — die Hände. Leben Sie wohl! Ich umarme Sie tausendmal."

Rabener.

Seit dieser Zeit sah ich ihn jährlich zweimal, in der Oster- und Michaelismesse, und während dieser Messen täglich. Ich ermunterte ihn, einen Versuch zu Wiederherstellung seiner verbrannten Schriften zu machen, da die Ideen derselben noch lebhaft wären. Einige davon, und insbesondere

---

*) Friederich Christian.

**) Ich bin glücklich verborgen, und lebe glücklich.

die Entzückungen, deren ich oben gedacht habe, schien er selbst vorzüglich zu bedauern. Aber er war dem ungeachtet unbeweglich. Seine Amtsgeschäfte, sagte er, machten ihn müde, und in den Erholungsstunden zu allen Schriftstellerarbeiten unfähig und stumpf. Ueberdieß würde jetzt sein Spott nicht mehr lachend, sondern bitter sein, da er noch mehr Bosheit als Thorheit habe kennen lernen: und endlich, setzte er im Scherz hinzu, wolle er auch den Narren die Freude, die ihnen das Bombardement von Dresden gemacht hätte, nicht verderben. Alles, was ich über ihn erhielt, war, daß er die Briefe, die ich jetzt herausgebe, sammelte und niederlegte. Er wollte durchaus nichts bei seinem Leben drucken lassen, weil er dadurch am besten verhindern zu können glaubte, daß nichts wider seinen Willen gedruckt würde. Er kündigte deßwegen in der Vorrede zur sechsten Ausgabe seiner Schriften diese Sammlung an, und erklärte, daß nichts Anderes, weder bei seinem Leben, noch nach seinem Tode gedruckt und als eine authentische Schrift von ihm sollte erkannt werden. Ich wiederhole hier diese Erklärung, und hoffe, daß es meinen seligen Freund vor der Eitelkeit oder dem Eigennutz derjenigen schützen wird, die durch die Herausgabe untergeschobener oder verworfener Aufsätze von ihm sich könnten ehren oder bereichern wollen.

Indessen ist auch bloß diese Sammlung von Briefen ein schätzbares Geschenk für das Publikum, und in so fern es den Mann selbst nicht bloß nach seinem Witz will kennen lernen, noch erheblicher, als irgend einer seiner Aufsätze. Diese Briefe sind alle wirklich von ihm geschrieben und gar nicht geändert worden. Er dachte noch nicht daran, als er sie schrieb, daß sie jemals sollten gedruckt werden, und die Leser sehen ihn also darin wirklich so, wie er sich seinen vertrautesten Freunden zeigte. Die Urtheile und die Gesinnungen, die darin vorkommen, sind die, welche er wirklich hatte. Die Gelegenheiten, bei denen er sie äußert, sind wirkliche Begebenheiten; Alles ist in diesen Briefen Wahrheit und Natur. Solche Briefe aber, wenn ihr Inhalt nur einigermaßen erheblich ist, sind immer der besten Lebensbeschreibung vorzuziehen. Es ist unmöglich, daß sich nicht in diese das Vorurtheil oder die Neigung dessen, der sie schreibt, mit einmische: ist unmöglich, daß er von den Umständen, die den Charakter entdecken, so vollkommen unterrichtet sei, daß er in der Erzählung keinen verstellen, nicht seine Schlüsse für wirkliche Facta angeben sollte. Aber in den Briefen des Mannes wird er selbst sein eigener Geschichtschreiber, und zwar der Geschichtschreiber derjenigen Begebenheit, die

jetzt erst vorgegangen: er schildert den Zustand der Seele, in welchem er sich eben jetzt befindet, und wenn er uns auch nichts Wichtiges von seinen Begebenheiten erzählt (denn freilich sind diese Briefe nicht gleich interessant): so läßt er uns doch tiefer in die Natur seiner Empfindungen und Gedanken hineinsehen. Und gewiß, unser Rabener wagt nichts, wenn er sich der Welt so zeigt, wie er war. Einige Leute können zuweilen seine Munterkeit zu ausgelassen und seinen Spott zu beißend, aber kein Mensch wird sein Herz böse finden. Er sah vielleicht zuweilen dasjenige von einer lächerlichen Seite an, was Andere nur ernsthafter Betrachtungen fähig halten; aber niemals lachte er in der Absicht, Jemand zu beleidigen, oder ihm zu schaden.

Ich hätte diese Sammlung mit Briefen, die er an mich geschrieben, vermehren können. Aber die ältesten, die die wichtigsten und zu einer Zeit geschrieben waren, wo er sich noch mehr mit dem Witze und der Lesung neuer Schriften unterhielt, habe ich unglücklicherweise verloren, und die späteren enthalten bloß Privatangelegenheiten. Dieses gilt auch von vielen andern Briefen, die er an verschiedene seiner übrigen vertrauten Freunde geschrieben.

Von dieser Zeit an fing seine Gesundheit an abzunehmen. Seine Arbeit ermüdete ihn; er be-

kam Anfälle vom Podagra. Er verlor es wieder, vielleicht weil ihn seine Geschäfte hinderten, diese heilsame Krankheit, die oft das Zeichen eines sonst dauerhaften und festen Körpers ist, gehörig abzuwarten. Im Jahr 1767 bekam er den ersten Anfall vom Schlage, da er von der Leipziger Michaelismesse nach Dresden zurückkam. Er erzählt mir dieses in dem folgenden Briefe mit seiner gewöhnlichen Munterkeit.

Am 30. Oktober 1767.

Liebster, bester Freund.

Sonnabends halb zwei Uhr fuhr ich von Ihnen wohl gesättigt ab, und kam bei garstigem Wege und vieler Gefahr Sonntags Mittags um zwölf Uhr in Dresden glücklich an. — Aber wie befinden Sie sich mit Ihrer guten kranken Frau? Das will ich vorher wissen. — Dienstags Abends speiste ich, oder saß vielmehr bei einem guten Freunde, aß gar nichts, und trank nur ein Glas Wasser; setzte mich gesund nieder, und stund krank auf. Kaum konnte ich meine Wohnung erreichen, und fand, daß mir die linke Hüfte ganz kraftlos, die linke Hand eingeschlafen, der linke Backen ohne Empfindung, und bei manchen Worten die Sprache stammelnd und schwer war. Die Nacht ging noch gut vorbei. Früh ließ ich meinen Arzt holen, und mußte, nach eingenommener Arznei, über

Hals und Kopf zur Ader lassen, laxiren, schröpfen u. s. w., und so ist es fortgegangen bis heute. Kurz, es war eine Hemiplegie. Ich habe noch Stubenarrest, befinde mich aber ziemlich besser. Wenn die Holoplegie kommt — adieu, mein Herzens-Weiße, ich empfehle mich Ihnen, Ihrer besten Frau und Ihrer kleinen bande joyeuse zu gutem Andenken! Adieu, Spargel, Austern, Lerchen und Witz! Was meinen Sie, soll daraus werden? Der erste Schritt zum Grabe wäre also gethan. Wann kommt der zweite? Wie Gott will. Ich bin nur froh, daß es die linke Seite getroffen. Vielleicht macht es bald aus, ohne mich lange zu martern. Ich bin zu Allem bereit. Hier kann ich doch nicht bleiben.

Unser bester Herr von Hagedorn hat mir den Vorschlag gethan, mich und Dietrich von unserm berühmten Graff für sein Kabinet malen zu lassen, und es hernach zu Ihrer Bibliothek zu geben. Das bin ich wohl zufrieden: aber nicht eher, als bis ich gesund bin: denn die Hemiplegie möchte ich nicht gern mit verewigen lassen.

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Allen meinen Freunden mein krankes Kompliment. Meine Freunde rathen mir einhellig, ich soll nicht zu viel arbeiten. Wie mache ich das?

Leben Sie wohl, liebster Weiße, lieben Sie unaufhörlich

Ihren

Rabener.

Dieser Anfall gab nebst einem andern kleinen Umstand wenig Wochen darauf zu dem Gerücht Anlaß, daß Rabener gestorben sei. Ich selbst beweinte schon meinen Freund, so sicher schienen die Nachrichten, die davon acht Tage lang nach Leipzig kamen, als ich unvermuthet folgenden angenehmen Brief erhielt.

Am 22. November 1767.

Noch lebe ich, mein liebster Weiße, was auch meine Feinde von meinem Tode mögen ausgesprengt haben. Denn am heiligen Abend vor dem Bußtag war die ganze Stadt voll, ich sei gestorben, ungeachtet meine Gesundheitsumstände nicht gefährlicher waren, als sonst. Das verursachte ein ungefährer Zufall, da mein Wirth vor dem Hause das Martinsingen gewöhnlichermaßen von dem ganzen Chor mit Fackeln verrichten ließ. Daran starb ich, und hatte noch das seltene Vergnügen, daß ich hinter dem Vorhange meines Fensters lauschte, und mein Sterbelied mitsang, auch die folgenden Tage die Leichenreden anhörte, die mir meine Freunde und verschiedene Vornehme gehalten. Nun weiß ich doch, was man

ungefähr nach meinem Tode von mir sagen wird, und so zufrieden ich auch damit sein kann, so habe ich doch deßwegen nicht Lust, eher zu sterben, oder mir den Faden abschneiden zn lassen, als bis mein Knaul ganz abgesponnen ist.

In der That habe ich vier Wochen unmenschlich ausgestanden, verschiedene Nächte gar nicht, und die übrigen wenig geschlafen, und Alles an einem arthritischen Husten, den mein Arzt ein **beneficium naturae** *) zu nennen beliebt. Wäre dieser nicht noch zur rechten Zeit gekommen, so wäre ich, spricht der böse Mann, an einem Steckflusse ohne Rettung gestorben. Denken Sie, bester Freund, was meine Natur für eine hämische Natur sein muß. Erst eine Hemiplegie, und mir nicht ein Wort davon gesagt; hinterdrein ein Steckfluß, ohne den geringsten Wink zu geben, daß ich dem Tode so nahe wäre, als ob dieß nur so ein Spaß wäre? Warte, Natur! Ich habe dich so väterlich gepflegt! Ist das der Dank? Warte, warte! Wie eine Bauernnatur will ich dich tractiren, bin ich nur einmal gesund!

Noch bin ich es nicht, und die Luft kann ich gar nicht vertragen. Zum Lager bin ich noch nie gekommen! aber ich habe mich auch recht gesperrt. In's Karlsbad werde ich wohl künftigen Sommer

---

*) Eine Wohlthat der Natur.

reisen, um mir mit vielen Kosten das Podagra zu holen. Denn kurz, meine ganze Krankheit ist ein zurückgebliebenes Podagra, das nicht die Kraft hat, in die äußerlichen Theile zu treten.

Nun bin ich überzeugt, wie wenig Griechisch und Lateinisch dazu gehört, wenn man sterben soll. Und am Schlage und Steckflusse! Kann man sich wohl einen sanftern Tod wünschen? Ist das nicht eine wahre ἐυϑανασία? (ein seliger Tod). Aber für dasmal hat es nicht sein sollen, und Sie können bei Allen, die mich todt machen, zum Trotze behaupten, daß ich noch lebe, ja, daß ich auf dem Wege bin, desto gesünder zu werden, zum Vergnügen meiner Freunde, und zur Betrübniß der Edelleute und Bauern im Lande.

Und was machen Sie denn mit Ihrer guten Frau und Ihren kleinen Engeln? Melden Sie mir es unverzüglich! Empfehlen Sie mich und bleiben der Freund

Ihres

Rabener.

Rabener ging auch wirklich das folgende Jahr 1768 ins Karlsbad. Die erwarteten Folgen blieben aus: es fand sich hingegen ein periodischer Schwindel und eine große Schwäche des Hauptes, und er bekam einen neuen, weit härtern Anfall vom Schlage den 7. März 1769. „Jener,“ schrieb er mir, „hieß Hemiplegie, und ließ an

„der linken Seite unangenehme Empfindungen „zurück: der jetzige Apoplexia sanguinea, und „das heftig wallende Blut drängte sich dergestalt „zum Gehirn, daß ich mich noch jetzt nicht von „dem grausamen Schwindel erholen kann u. s. w.“

Seit diesem Anfall erholte er sich niemals ganz wieder. Seine Kräfte verloren sich, seine Munterkeit, sein Witz selbst nahm ab. Ich sah ihn noch ein paar Messen, aber ich erkannte nur schwach meinen ehemaligen gesellschaftlichen, lustigen Freund, der Leben und Fröhlichkeit in jede Gesellschaft mitbrachte. Besonders merklich war diese Veränderung in der Ostermesse 1770. Er kam zu seinen Freunden, mehr um bei ihnen auszuruhen, als sich bei ihnen zu vergnügen. Seine Einfälle waren immer noch munter, aber sie waren seltener, und er wiederholte oft die alten. Seine Amtsarbeit wurde ihm beschwerlich, und er brauchte Gehülfen, mit einem Worte, sein Geist schien in dem Streite mit seinem Körper, den er so lange ausgehalten hatte, endlich zu unterliegen.

Wir sahen ihn da in Leipzig zum letzenmale. Sein Abschied war wehmüthig, nicht weil er glaubte, daß es der letzte seyn würde; sondern weil er sich genöthiget sah, ihn auf ein ganzes Jahr zu nehmen, da er ins Künftige nur alle Ostermessen hieher kommen wollte. Er hatte so viel Liebe für diesen Ort, und für die Freunde,

die er hier besaß, daß er ungern dem Vergnügen entsagte, sie zweimal des Jahres zu sehen. Der folgende Sommer und auch ein Theil des Winters war leidlich genug, doch vermehrte sich seine Entkräftung des Kopfs hauptsächlich in Absicht des Gedächtnisses, und sein Schwindel beständig. Aber die Annäherung der Ostermesse erfüllte ihn mit Vergnügen und Hoffnung. Die Vorsehung hat diese nicht erfüllt. Zu Ende der damaligen Steuersessionen überfiel in eine Art eines Steckflusses. Ein sich dazu gesellendes Fieber aber, nebst einigen andern guten Umständen ließen noch Hoffnung übrig, daß auch diesesmal die Gefahr vorüber gehen werde. Allein den Tag vor seinem Tode fand sich des Morgens ein Schlucken ein. Der Arzt, der einen nahen Schlag vorhersah, gebrauchte die gehörigen Mittel, die auch Hülfe zu gewähren schienen. Den 22. März stand er des Morgens früh auf, sagte, daß er sich wohl befände, trank seinen Kaffee ruhig, nahm den Besuch eines Freundes an, und redete von seiner bevorstehenden Reise nach Leipzig. Gegen zehn Uhr setzte er sich auf den Sopha, fing ein wenig an zu schlummern, und nachdem er wieder jählings erwachte, rief er seinen Bedienten, stammelte ein paar unverständliche Worte, und es erfolgte sein Tod, ein schleuniger Tod, ohne Schmerzen, so wie er sichs gewünscht hatte. Den

26. März wurde er früh unter den Lobsprüchen seiner Vorgesetzten und Collegen, und unter den Thränen seiner zahlreichen Freunde, auf dem sogenannten böhmischen Kirchhof, in der Rathsgruft seinem Stande gemäß beigesetzt. Einer seiner Freunde, der Herr geheime Kabinetssekretär Müldener, hielt ihm eine Standrede, die seiner würdig war. Ganz gewiß war er einer der ausgezeichnetsten Geister seiner Zeit. Deutschland verlor an ihm einen seiner ersten und besten Schriftsteller, sein Vaterland einen Patrioten und arbeitsamen Bürger, sein Fürst den getreuesten Diener, seine Freunde den rechtschaffensten, den edelsten Freund."

So weit Weiße.

Das Publikum wird es dem neuesten Herausgeber von Rabener's Schriften nicht nur verzeihen, sondern sogar Dank wissen, daß er einen intimen Freund Rabener's über die letzten Schicksale Rabener's redend einführte, und mehrere der interessantesten Briefe Rabener's an diesen beifügte. Mit welcher Seelenruhe, mit welcher Heiterkeit und rührenden Laune spricht Rabener in denseben von seinem Tode! Wie ergreifend sind seine einfachen Worte: „Wie Gott will. Ich bin zu Allem bereit. Hier kann ich ja doch nicht bleiben."

Wo die Selbstbiographie eines großen Mannes

fehlt, da kann nur der vertrauteste Freund die beste geben; seine Frau schon nicht. Und Rabener hatte nicht einmal eine Frau.

Wir fügen jetzt nur noch eine kurze Charakeristik Rabener's und einige Notizen über seine Werke bei.

Des Menschen Leben ist der Mensch selbst. Aber oft leben die außerordentlichsten Menschen am einfachsten, wie selbst Friedrich der Große und Napoleon es thaten. Rabener hielt es durchaus mit der Wahrheit und Natur. Es war an ihm nichts Gekünsteltes und Gesuchtes im Aeußern, und so waren auch seine geistigen Vorzüge Gaben der Natur. Wo er das Leben packte, mochte es als Geschäftsmann oder Schriftsteller sein, da packte er es mit festem sicherm Griff, und zugleich mit der Leichtigkeit und Gewandtheit eines geübten Athleten. Seine Einfälle sprangen gerüstet und keck um sich schauend wie Pallas aus dem Haupte Jupiters hervor; sein Geist war ein sprudelnder Quell von Humor und unversiegtem, heiterm, lachenden Witz, gegen den sich die trüben, unfruchtbaren, geschraubten, herausgezwungenen, naiv sein sollenden und nur verstimmenden, vornehm-spöttelnden, genialischen Purzelbäume unserer neuesten pikanten Geister wie Schnaps gegen ächten, guten, alten Rheinwein verhalten. Ordentliche Humoristen und Satiriker

haben wir gar nicht mehr. Wenn man die Leutchen ansieht, die sich in unserer Zeit dafür ausgeben, so möchte man lieber weinen, als lachen, so trist sehen sie aus. Rabener war immer so heiter, daß kein Verdruß seine Laune störte, und daß, wer ihn nur sah, durch seinen bloßen Anblick von der Melancholie zur Fröhlichkeit umgestimmt wurde. Alle unangenehmen äußeren Eindrücke berührten ihn nur leicht, wie ein in einen Fluß geworfenes Steinchen, das höchstens ein paar kleine Ringel bildet, die von den froh daherrollenden Wellen sogleich verwischt werden. Einen bessern Gesellschafter als ihn hat es kaum je gegeben. Er machte schon durch seinen Eintritt ganze Versammlungen aufleben. Groß war sein Erzählnngs- und Spotttalent, mit welchem letzteren er jedoch nie beleidigte. Den Furchtsamen schonte er, den Kecken hielt er in Schranken. Nie überschritt sein Scherz die Grenzen des Anstandes und der Sittlichkeit. Er war freimüthig, ohne unbescheiden, und offenherzig, ohne geschwätzig zu sein. Weder Person noch Stand hielten ihn zurück, die Wahrheit zu sagen. Schwer hielt es, sein Vertrauen zu erwerben. Aber wem dieß einmal gelang, dem war er auch um so festerer und treuerer Freund, und dem diente er mit seinem Vermögen, mit Empfehlung, mit Rath und Belehrung, so weit er nur vermochte. Unermüdlich

war er thätig, und opferte Gesundheit und Vergnügen seinen Geschäften auf. Die Steuersekretariatsexpedition hat von ihm ein Denkmal seines Fleißes in fünf Folianten, mit einem ungeheuren Fleiß aus den ältesten Archiven, Landtagsakten, Rescripten und Mandaten gesammelt, und mit einem alphabetischen Verzeichniß versehen. An diese Sammlung schließt sich eine zweite unter dem Titel: „**Repertorium annale**“ an, in welcher er alles die Steuerverfassung Betreffende von dem 15ten Jahrhundert an chronologisch ordnete, und zugleich überall die Quellen angab. Außerdem schrieb er noch einen Band, schon als Steuerrevisor, über die Grundsätze der Steuerverfassung, die er darin mit Stellen aus dem bürgerlichen, kanonischen und Lehnrecht erläuterte, und welchen er im Scherz den „Steuerkatechismus“ zu nennen pflegte.

Gegen seine Collegen und Untergebenen war Rabener die Güte, Freundschaft und Dienstbeflissenheit selbst. Je strenger er es mit sich selbst nahm, desto nachsichtsvoller war er gegen Andere; dagegen zeigte er sich auch öfters allen Bitten taub, wo man seiner Ansicht nach das Recht nicht auf seiner Seite hatte.

Jeden Tag theilte er streng ab, und forderte von der Zeit ihren Tribut. Sehr früh stand er auf und machte die schwierigsten Geschäfte zuerst

ab. Seine Mahlzeit war einfach und kurz. Er konnte kaum die Zeit erwarten, zu seinen Arbeiten zurückzukehren. Vergnügungen und Zerstreuungen liebte der lebensfrohe Mann sehr, doch maß er sich dieselben oft karg zu, und wußte stets die Grenze zu beachten, seiner höhern Bestrebungen immer eingedenk.

Er kannte die Liebe, aber nicht die Wollust. Bei dem freisten Scherz band er sich streng an die Gesetze des Anstands und der Moral. Alle seine Freunde ermunterte er, so viel er konnte, sich zu verheirathen; aber er selbst wollte für seine Person dazu keine Anstalt machen. Einmal stand er zwar ernstlich im Begriff, sich zu verehelichen, aber der Krieg und das Dresdener Bombardement kamen ihm drein, und es wurde nichts aus der Sache.

Man könnte ihm aus seiner Ehelosigkeit einen Vorwurf machen, aber es war schon zu seiner alten guten Zeit eben so, wie zu unserer neuen, weit schlimmeren. Es gibt Fälle, wo ein Gelehrter bis gegen sein dreißigstes Jahr sich enthält; aber was ist dann der Lohn seiner Keuschheit? Daß er am Ende der gemeinsten Buhlerin in den Rachen fällt. So ist es mit vielen der edelsten, größten Geister gegangen, die wir nicht richten, die wir nur bedauern können. Exempla sunt odiosa. Im vierzigsten Jahr denkt ein

Mann schon mehr an den Tod, als an das Heirathen und an Kinder. Gelehrte, die privatisiren, sind in diesem Punkte schlimmer daran, als katholische Geistliche, denen es kein vernünftiger Mensch im Geringsten verdenken wird, wenn sie sich den unsinnigen Cölibat zu erleichtern suchen.

Rabener besuchte sogar, was bei heutigen Literaten wohl gar nicht vorkommt, pünktlich die Kirche. Einen Laube oder Gutzkow kann ich mir gar nicht in einer Kirche denken.

Rabener war ferner ein ordentlicher Haushalter; er sparte, ohne karg, er war freigebig, ohne verschwenderisch zu sein. — Er verachtete jedes Lob, das ihm als leere Schmeichelei erschien, zumal wenn es ihm in seiner Gegenwart ertheilt wurde. Einer, der ihn einmal als den großen Rabener vorstellte, erhielt von ihm eine Antwort, die ihn sehr verständlich auf seine eigene Kleinheit zurückwies.

Rabener war ein mittelgroßer, wohlgebauter Mann. In seiner Kleidung liebte er die Reinlichkeit, und verabscheute den modischen Luxus. Sein Auge kündete die unverwüstliche Heiterkeit seines Geistes und seine satirische Laune an. Das beste Kupfer von ihm lieferte kurz nach seinem Tode Bause; der Maler Graff in Dresden hatte es zuvor gemalt. Es soll in Betreff der

Natur so ähnlich, als in Betreff der Kunst schön sein.

Ueber die Bilder großer Männer ließe sich ein großes Lamento anstimmen. Immer malt man solche Leute erst in gesetzten Jahren, oder sogar auf dem Sterbebette. Wie durchaus unschön und unästhetisch! Wenn ich einen Napoleon so mit geschlossenen Augen daliegen sehe, so fallen mir die Würmer ein, die schon an ihm nagen, und der ganze Genuß ist zum Teufel. Und vollends ein schönes Frauenzimmer! Doch so dumm ist wohl kein Maler, daß er ein solches todt malen sollte, die ohne Leben gar nichts ist! Indeß, es gibt eben so dumme Maler, als Poeten und Kritiker, und ich will nicht dafür stehen, daß dieß nicht geschehen ist.

Rabener's Schriften wurden in mehrere fremde Sprachen übersetzt. In Frankreich vereinigten sich zwei Gelehrte, ein gewisser Sellius, ein geborener Deutscher, und Herr de Chardin, zu dem Zweck, Rabener nach Frankreich zu verpflanzen. Jener übersetzte aus dem Original in schlecht französisch, dieser aus dem schlechteren in besseres. Einzelne Piecen Rabener's erschienen, weit besser übersetzt in der Choix literaire, die in Genf herauskam, so wie auch in dem pariser Journal étranger.

In London erschienen gleichfalls von Rabener

zwei Theile einer englischen Uebersetzung. Doch diese Uebersetzung war schlecht.

Eine vortreffliche holländische Uebersetzung seiner Schriften erschien in vier Bänden zu Amsterdam; Einzelnes von ihm wurde auch in das Dänische und Schwedische übertragen.

Doch wir scheiden von Rabener mit ein paar Schlußbemerkungen.

Rabener's Satire ist frei von dem Fehler der Persönlichkeit, weil er es immer nur auf die Sache münzte. Er geißelte das Laster und die Thorheit, ohne der Person zu grollen. Selten machte er Ungereimtheiten lächerlich, die wegen der zu großen Nähe des Verehrungswürdigen eine schonende Rücksicht verdienten. Er selbst spricht sich über die Tendenz seiner Satire mit folgenden Worten aus: „Wer den Namen ei- „nes Satirenschreibers verdienen will, dessen „Herz muß redlich sein. Er muß die Tugend, „die er Andre lehrt, für den einzigen Grund des „wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der „Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach „der Religion muß ihm der Thron des Fürsten „und das Ansehen der Obern das Heiligste sein. „Die Religion und den Fürsten zu beleidigen, ist „ihm der schrecklichste Gedanke. Er liebt seinen „Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft, so

„liebt er den Mitbürger doch, und verabscheut „den Lasterhaften. Die Laster wird er tadeln, „ohne der öffentlichen Beschimpfung die Person „desjenigen auszustellen, welcher lasterhaft ist, und „noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle „Freude empfinden, wenn er sieht, daß sein Spott „dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und „einen Andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich „und lasterhaft zu sein. Er muß die Welt und „das ganze Herz der Menschen, aber vor allen „Dingen muß er sich selbst kennen. Er muß lieb„reich sein, wenn er bitter ist. Er muß mit einer „ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, „was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden „will". Es sind drei schwere Fragen, die Rabener jedem Satirenschreiber an sich zu thun vorlegt. Schreiben wir aus redlichem Herzen? Schreiben wir, unsern Feind zu bessern? Hat er die Fehler auch wirklich an sich, die wir lächerlich machen? — Unser Rabener konnte sie alle von sich bejahen.

An einer andern Stelle sagt Rabener über die Tendenz seiner Satire: „Die Charaktere mei„ner Thoren sind allgemein: nicht ein einziger ist „darunter, auf welchen nicht zehn Narren zugleich „billig Anspruch machen können. Zeichne ich das „Bild eines Hochmüthigen, so nehme ich die un„verschämte Stirne von Bav, die stolzen Augen-

„braunen von Mäv, die vornehm dummen Blicke „vom Gargil, die aufgeblasenen Backen vom „Krispin, die trotzige Unterkehle vom Kleanth, „den aufgeblasenen Bauch von Adrast, den gebie= „terischen Gang von Neran; und aus diesen sie= „ben schaffe ich einen hochmüthigen Narren, der „heißt Suffen. Können Bav und Mäv, können „die Uebrigen sagen, daß ich sie gezeichnet habe? „Suffen wird auch noch leben, wenn sie Alle „todt sind, und ein Jeder von ihnen wird wohl „thun, wenn er sich diejenigen Fehler abgewöhnt, „welche er in dieser Kopie lächerlich findet".

Doch da jetzt wohl Jeder ein genügendes Bild von Rabener gewonnen haben wird, so schließen wir, wie Beethoven in dem dritten Satz seiner A-dur-Symphonie — ex abrupto.

Satiren.

Vorbericht

zur ersten Ausgabe.

Von dem Mißbrauch der Satire.

Einige Ursachen haben mich veranlaßt, diejenigen satirischen Schriften in zwei Theile zusammen zu bringen, welche ich seit einigen Jahren in verschiedenen periodischen Blättern einzeln drucken lassen.

Die Gefälligkeit meiner Freunde gab mir Gelegenheit, mich dieses Mittels zu bedienen, um das Urtheil der Welt zu erfahren, und die vernünftigen Kritiken der Kenner mir zu Nutze zu machen.

Beides ist mit gutem Erfolg geschehen. Ich bin so glücklich gewesen, daß die meisten meiner Schriften öffentlichen Beifall gefunden haben, und die verbindliche Nachsicht, welche man gegen meine Arbeiten gezeigt, hat mich aufgemuntert, gegen mich selbst desto weniger Nachsicht zu brauchen, und nicht allein diejenigen Fehler auszubessern, welche man auf eine sehr bescheidene Art und mit gutem Grunde dabei ausgesetzt; sondern auch denen, so viel wie möglich, abzuhelfen, welche bei einer strengen Beurtheilung verdient hätten, angemerkt zu werden.

Eine gute Aufnahme gegenwärtiger Sammlung wird mir Muth machen, diese Arbeit fortzusetzen, wofern mich nicht mein unruhiges Amt zu sehr zerstreut, oder andere Vorfälle es hindern.

Vielleicht gibt es Leser, welche eine Rechtfertigung von mir erwarten, wie ich es habe wagen können, Satiren zu schreiben. Ich bin nicht willens, eine Schutzschrift für mich aufzusetzen. Vernünftigen Lesern würde ich nichts Neues sagen; für unvernünftige aber schreibe ich nicht.

Ich weiß wohl, wie zweideutig die Begriffe sind, welche sich Viele von der Satire machen. Sie sind gar zu sehr gewohnt, das Pasquill mit der Satire zu verwechseln. Sie haben zwar gelernt, daß ein Pasquill eine Schmähschrift sei, wo man, ohne sich zu nennen, den ehrlichen Namen des Andern zu verunglimpfen, und ihm Laster oder Verbrechen anzudichten sucht; Sie wissen auch so viel, daß die Satire nur die Laster der Menschen, und das Lächerliche einer thörichten Aufführung durch Spotten kennbar zu machen sucht, um Anderen einen Ekel davor beizubringen, und wo möglich, die Lasterhaften selbst tugendhaft zu machen. Beides wissen sie, und dennoch seufzen sie über einen Satirenschreiber so sehr, als über einen Pasquillanten.

Ich glaube, die Ursachen dieser ungereimten Urtheile liegen sowohl an den Schriftstellern, als an den Lesern.

Ich will mich bemühen, einige Ursachen aus einander zu setzen, warum viele Leser auf eine so unbillige Art von der Satire urtheilen.

Die vorgefaßte Meinung ist wohl eine der wichtigsten. Man hat es uns in unsrer Jugend gesagt,

daß die Satire vom Pasquill wenig oder nichts unterschieden sei. Wir würden selbst nachdenken müssen, wenn wir diesen Unterschied finden wollten; oft aber können wir nicht selbst denken, und noch öfter sind wir zu bequem dazu. Ohne uns also weiter zu bekümmern, sagen wir in kindlichem Gehorsam nach, was unsre Mutter und Großmutter vor uns gesagt haben; und diese waren doch auch christliche Weiber! Dergleichen Leser sind in der That mehr zu bedauern, als zu bestrafen. Sie können bei ihrer gemächlichen Unempfindlichkeit immer ganz fromme Leute sein, denn viele Leute sind auch aus Dummheit fromm, und ihre gute Absichten ersetzen das, was ihnen am Verstande fehlt.

Diejenigen sind weit weniger zu entschuldigen, welche auf die Bemühungen, die Laster lächerlich und verhaßt zu machen, unerbittlich eifern, und doch unermüdet sind, von ihrem unschuldigen Nachbar alles Böse zu reden, was ihnen der Neid oder andre Leidenschaften eingeben. Vielleicht halten diese es für einen Eingriff in ihr Amt: denn dazu haben sie so viel Eigenliebe, daß sie ihre Verleumdungen für Bosheit, und die Absichten eines Satirenschreibers für Menschenliebe halten sollten. Gemeiniglich rührt ihre Wuth aus der Quelle so vieler Laster, aus der Heuchelei, her. Sie fühlen es, daß ihre Aufführung schändlich ist; sie haben sich zu lieb, als daß sie solche ändern sollten; sie glauben, genug gethan zu haben, wenn sie ihr einen guten Anstrich geben. Sie eifern auf die Satiren, um auf die Verleumdung eifern zu können, nur unter dieser ehrbaren Maske verfahren sie lieblos mit ihrem Nächsten, ohne den Vorwurf zu befürch-

ten, daß sie gefährliche Verleumder sind. Denn wie wollte der ein Verleumder sein, welcher eben um deßwillen die Satiren verflucht? Es kann sein, daß ich diesen niedrigen Geschöpfen zu viel thue. Vielleicht ist die Heuchelei nur in ihren jüngern Jahren die Ursache dieser Ausschweifungen; bei zunehmendem Alter erlangen sie durch die unermüdete Uebung, Böses zu reden, eine solche Fertigkeit darin, daß sie es wirklich mit Ueberzeugung reden, daß sie glauben, Buße zu predigen, wenn sie lästern, und daß ihnen die Satire im Ernste verdächtig wird, weil sie allein den Beruf haben, Heiden zu bekehren.

Bei Vielen ist die Begierde, auf die Satire zu schmähen, nichts Anderes, als die Sprache eines bösen Gewissens. Davon sind sie überzeugt, daß die rühmliche Absicht der Satire nur diese ist, die Laster zu verfolgen. Weil sie aber so gar unempfindlich noch nicht sind, daß sie ihre eignen Laster nicht wahrnehmen sollten; so wird ihnen diese Absicht schrecklich. Jeden Streich, der auf die Laster geschieht, fühlen sie auf ihrem Rücken. Können diese wohl etwas Bessers thun, als daß sie diese Satire überhaupt verdächtig machen? Wie viel haben sie zu ihrer eignen Sicherheit gewonnen, wenn sie diese große Absicht erreichen? Nun mag die Satire wider die Laster eifern; sie ist verdächtig. Man fängt an, Mitleid mit den Lastern zu haben, weil man gehört hat, daß die Absichten der Satire boshaft sind, daß man nicht bessern, sondern nur verunglimpfen, daß man nicht die Laster verfolgen, sondern den armen unschuldigen Nebenchristen um seinen guten Namen bringen will. Hinter dieses

Vorurtheil verbergen sie sich, und genießen ihre Laster ruhig. Sucht man sie in ihrem Hinterhalte auf, entblößt man ihre Fehler, so schreien sie über Gewalt, und man bedauert sie, statt daß man über sie lachen sollte. Mit einem Wort, sie sind wie die muthwilligen Knaben, welche die Ruthe verbrennen, um ungestraft muthwillig sein zu können.

Verschiedene von ihnen sind noch etwas feiner. Sie finden das Lächerliche von ihren Fehlern in einer Satire abgeschildert; sie schweigen hämisch dazu still, und beseufzen nur das Unrecht, welches Andere neben ihnen zugleich leiden müssen. Sie vertheidigen ihre Mitbürger, um unparteiisch zu scheinen, und von diesen wieder vertheidigt zu werden. Können sie gar ihre ungerechte Sache zur Sache des Herrn machen, so haben sie doppelt gewonnen, und für einen lasterhaften Heuchler ist nichts zu ehrwürdig. Ein Mann, welcher die heiligen Lehren seines Amts durch ein unheiliges Leben entkräftet, findet sein Bild. Er erschrickt, und schweigt. Er sucht mit boshafter Mühe eine Stelle, nur einen Ausdruck, welcher durch eine unbillige Auslegung den Verfasser zum Religionsspötter machen kann. Er findet ein Wort, welches in seinem tückischen Munde zur Lästerung wird. Nun ruft er mit freudiger Rache das Wehe! aus, und verdammt den Verfasser. Sein Pöbel, welchen der Schein blendet, hebt Steine auf, und verfolgt im Namen des Herrn denjenigen, welcher nur aus wahrer Hochachtung für die Religion ihren lasterhaften Diener entlarven wollen. In der That sind diese die gefährlichsten Feinde der Satire; aber eben um deßwillen verdienen sie kein Mitleid, und die Religion

selbst fordert es, daß wir sie, wenn gar keine Besserung zu hoffen ist, ohne Barmherzigkeit vertilgen.

Es gibt noch andere Feinde der Satire. Diese sind die traurigen Leser. Sie sind wirklich nicht untugendhaft; sie hassen die Laster von Herzen; sie würden es zufrieden sein, wenn man alle Lasterhafte dem Teufel mit Leib und Seele übergäbe; aber spotten soll man nur nicht über die Laster. Ich weiß nicht, wie diesen engbrüstigen Leuten zu helfen ist; vielleicht weiß es mein Barbier. Die Eigenliebe der Menschen wird durch nichts so empfindlich gerührt, als wenn man sie lächerlich macht. Sie bleiben gleichgültig, wenn ich ihnen sage, daß ihre Laster abscheulich sind; wenn es hoch kommt, so werden sie verdrüßlich. Aber alsdann schämen sie sich, wenn ich ihnen ihre Schoossünden, wenn ich ihnen ihre Fehler, mit denen sie sich brüsten, von der lächerlichen Seite zeige. Wir können unsern Kindern die äußerlichen Fehler des Uebelstandes nicht leichter abgewöhnen, als wenn wir solche vor ihren Augen nachahmen; sie sehen alsdann, wie häßlich sie lassen, und schämen sich. Wollen wir erwachsenen Personen weniger Einsicht zutrauen? Wenn ich die Absicht habe, zu bessern; so thue ich am vernünftigsten, ich wähle diejenigen Mittel, welche die Erfahrung bewährt hat. Inzwischen glaube ich, es wird gut sein, wenn ich mit diesen traurigen Feinden der Satire gemeine Sache mache. Sie sollen mit den Lastern zanken; ich will über die Laster spotten. Vielleicht sind wir glücklicher, wenn wir mit vereinten Kräften unsre Mitbürger tugendhaft zu machen suchen; sie mit Feuer und Schwert, ich aber mit Scherz.

Wenn ich sage, daß viele um deßwillen Feinde der Satire sind, weil sie nicht wissen, was die Ironie sei, und worin deren Stärke und Schönheit bestehe; so sage ich wirklich etwas, welches dem guten Geschmack meiner Landsleute eben nicht zur Ehre gereicht. Inzwischen ist es doch wahr, und Alles, was ich thun kann, ist dieses, daß ich mich in ihrem Namen schäme. Sage ich: »Die wol»lüstigen Ausschweifungen der Jugend sind die Ur»sachen einer unglücklichen Ehe, eines schimpflichen »Alters, und eines trostlosen Sterbens;« so verstehen sie mich ganz wohl, und werden diesen Gedanken für erbaulich halten. Würde ich aber sagen: »Glückliche Jünglinge, die ihr die kurzen Au»genblicke einer sinnlichen Wollust dem ungewissen »Vergnügen vorzieht, welches die mürrische Jugend »dem Alter verspricht: die ihr zu vornehm erzogen »seid, als daß ihr den gemeinen Mann um die alt»väterische Glückseligkeit einer gesegneten Ehe be»neiden solltet! Es kostet euch in eurer Jugend »tausend Unruhe, und oft euer ganzes Vermögen, »um einem siechen und beschwerlichen Alter mit star»ken Schritten entgegen zu eilen. Fahrt unermü»det fort! Nur der gesittete Pöbel lebt tugendhaft, »um ruhig zu sterben; sterbt ihr, sterbt ihr auch »mit Schrecken, so wißt, daß Leute von euerm Stande »und Vermögen weit über diesen ängstlichen Ge»danken erhaben sind.« Wollte ich dieses sagen; so würde ich in Gefahr sein, von vielen unwissenden Richtern für einen Verführer der Jugend gehalten zu werden. Was soll man mit diesen Leuten anfangen? Man schicke sie wieder in die Schule! Da mögen sie den Vossius lernen, und sich erklären lassen, was die Figur der Ironie heiße!

Nichts ist gemeiner, als die Frage: Wer hat dir aber den Beruf gegeben, Satiren zu schreiben? Das ist leicht zu beantworten. Sagt mir erst: Wer hat euch den Beruf gegeben, mich zu fragen? »Uns? »Die Begierde, dich von deinem sündlichen Vorha-»ben abzuziehen; das Verlangen, die Unschuld dei-»nen bittern Spöttereien zu entreißen! mit einem »Wort, die allgemeine Menschenliebe: Ist dieses »nicht Beruf genug?« Gut! Und eben diese allgemeine Menschenliebe ist auch mein Beruf, Satiren zu schreiben. Die Laster zu schrecken, die lächerlichen Fehler den Menschen verächtlich vorzustellen, vernünftige Bürger zu schaffen, alle Welt mit mir glücklich zu machen; sind euch diese Ursachen nicht wichtig genug? Brauche ich dazu eine schriftliche Vocation? Ich werde mich weiter verantworten, wenn man eben diese Frage an alle diejenigen thut, welche Bücher schreiben.

Es kommen also diese feindseligen Urtheile, denen die Satire ausgesetzt ist, gemeiniglich von solchen Lesern her, welche sich aus angeerbten Vorurtheilen, aus einer übelverstandnen Frömmigkeit, aus eigner Schmähsucht, aus hämischer Heuchelei, aus mürrischem Eigensinn, aus Unwissenheit und aus andern Leidenschaften das bittere Vergnügen machen, sich zu Feinden der Satire aufzuwerfen. Ich habe aber oben gesagt, daß die Verfasser eben sowohl als die Leser, an den üblen Begriffen Ursache sind, welche sich viele von der Satire machen, und ich getraue mir zu behaupten, daß sie die allermeiste Schuld daran haben.

Wer den Namen eines Satirenschreibers verdienen will, dessen Herz muß redlich sein. Er muß

die Tugend, die er Andere lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron der Fürsten und das Ansehen der Obern das Heiligste sein. Die Religion und den Fürsten zu beleidigen, ist ihm der schrecklichste Gedanke. Er liebt seinen Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft, so liebt er den Mitbürger doch, und verabscheut den Lasterhaften. Die Laster wird er tadeln, ohne der öffentlichen Beschimpfung die Person desjenigen auszustellen, welcher lasterhaft ist, und noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle Freude empfinden, wenn er sieht, daß sein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und einen Andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich und lasterhaft zu sein. Er muß die Welt und das ganze Herz der Menschen, aber vor allen Dingen muß er sich selbst kennen. Er muß liebreich sein, wenn er bitter ist. Er muß mit einer ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden will. Mit einem Wort, er muß ein rechtschaffner Mann sein!

Wären alle Satirenschreiber dieses, wie sie es alle sein sollten; so glaube ich gewiß, die meisten ihrer Feinde würden ihre öffentlichen Freunde werden, und diejenigen, welche nicht dazu gemacht sind, vernünftig zu denken, würden sich, wo nicht vor sich selbst, doch wenigstens vor der Welt schämen, länger ihre Feinde zu heißen. Es ist wahr, wir würden, wenn diese strengen Regeln beobachtet werden sollten, ein paar hundert Satirenschreiber weniger haben. Aber, das ist auch in der That Alles, was

man dem Vaterlande nur wünschen kann. So lange dieser Wunsch unerhört bleibt; so lange haben die Verfasser die meiste Schuld, daß die Satiren so vielen Lesern verdächtig sind.

Kein Pasquillant ist zu lasterhaft, er flüchtet sich hinter die Satire. Er schämt sich nicht, dem Unschuldigen Laster anzudichten; aber ein Pasquillant zu heißen, schämt er sich doch. Seine Bosheit ist gefährlicher, als die Tücke des Straßenräubers. Er verdient, wie dieser, die Rache der Gesetze, und er ist unwürdig, daß wir seiner weiter gedenken.

Wir sind sehr geneigt, die Fehler an unsern Feinden lächerlich zu machen und schmeicheln uns, daß wir eine Satire schreiben, wenn wir dieses thun. Ich zweifle daran. Schreiben wir aus redlichem Herzen? Schreiben wir, unsern Feind zu bessern? Hat er die Fehler auch wirklich an sich, die wir lächerlich machen? Drei schwere Fragen! Wie leicht betrügen wir uns selbst, wenn wir dasjenige für einen Trieb der Menschenliebe halten, welches wohl nichts, als eine aufwallende Hitze der Rachbegierde ist! Wir sind beleidigt; unser Feind soll es empfinden, wie gefährlich es sei, denjenigen zu beleidigen, der seine Fehler einsieht, und Witz genug hat, ihn lächerlich zu machen. Wollen wir ihn bessern? Nein! denn er ist unser Feind, und wir verlören so viel, wenn derjenige durch seine Besserung sich die Hochachtung der vernünftigen Welt verdiente, welchen wir bei der vernünftigen und unvernünftigen Welt lächerlich machen wollen. Vielmals hat er keinen Fehler weiter, als diesen, daß er unser Feind ist. Schwachheiten machen wir zu Verbrechen, und was wir bei uns

Versehen heißen, das stellt uns der Haß an unsern Feinden als die abscheulichsten Laster vor. Wie können wir verlangen, daß dasjenige eine Satire sein soll, was wir, wenn es wider uns gerichtet wäre, eine rachsüchtige Verleumdung nennen würden? Ich glaube auch, daß es sehr unvorsichtig ist, wider seinen Feind Satiren zu schreiben; gesetzt, daß wir in der That die Absicht hätten, ihn zu bessern, und gesetzt, daß er wirklich lasterhaft wäre. Unser Feind gewinnt zu viel über uns. Er darf nur sagen, daß wir von ihm beleidigt sind, und daß wir als Feinde schreiben: so hat er seine Fehler vertheidigt, und kann ganz ruhig lasterhaft bleiben. Er bringt die Leser auf seine Seite, welche ohnedem geneigt genug sind, an der guten Absicht der Satire zu zweifeln. Wir werden der Welt verdächtig, anstatt, daß wir die Fehler unsers Feindes lächerlich machen wollten.

Wenn wir bei Manchen die Ursachen untersuchen wollten, warum sie mit so vieler Bitterkeit wider die Fehler der Menschen eifern; so würden wir finden, daß es aus Mißgunst und aus ihrem schwarzen Geblüt herkomme. Ein rechtschaffener Satirenschreiber wird sich freuen, wenn es aller Welt wohlgeht, diese aber knirschen über das Glück ihres Mitbürgers. Es wäre zu verwegen, ihm sein Glück vorzuwerfen. Was sollen sie thun? Sie vergiften ihm seine Zufriedenheit; sie machen die Quelle verdächtig, aus der sein Glück entsprungen ist, und werfen ihm vor, daß er sich dessen nicht vernünftig bediene. Dadurch schaffen sie sich ein frommes und weises Ansehen, und wollen uns bereden, daß sie dieses Glücks weit würdiger wären. Unter hundert

Satiren wider die Pracht und Verschwendung der Reichen, kommen gewiß fünfzig aus der Feder solcher Verfasser, welche innerlich mit dem Himmel murren, daß sie durch ihre Armuth gehindert werden, auf eine so prächtige und verschwenderische Art, wie jene, lasterhaft zu sein. Sie sind Bettelmönche, welche Mäßigkeit predigen. In ihren Augen ist ein Reicher ohne Unterschied ein ungerechter Mann. Er und sein Vater müssen Wucherer gewesen sein; wo kämen sonst die Schätze her! Die Tugend aber adelt nur, reich macht sie nicht; sagt der Herr Verfasser mit einer bittern Miene, und schielt ganz kleinmüthig auf seinen abgetragnen Rock. Sind dergleichen Scribenten nicht selbst daran Schuld, daß der Verschwender und die Wucherer die Satiren verdächtig machen?

Es ist ein Unglück für die Satire, wenn sie denen in die Hände geräth, welche witzig genug sind, Lachen zu erregen, aber nur aus Muthwillen spotten. In der That sind sie weder boshaft noch neidisch; aber sie sind muthwillig. Sie wollen nicht gern allein lachen; die Welt soll mitlachen. Sie spähen die Fehler des Andern aus, nicht, ihn zu bessern, sondern ihn lächerlich zu machen. Sie sind froh, daß es Fehler gibt; sonst könnten sie nicht witzig sein. Wären alle Menschen tugendhaft; wie sehr würden sie sich ärgern! Sie warten nicht, bis ihr reifender Verstand durch die Erfahrung die gründliche Einsicht erhält, welche nöthig ist, das Herz eines Lasterhaften zu durchforschen, um nur diejenigen Fehler zu züchtigen, welche eine Züchtigung verdienen. Nein; sobald sie vernehmlich reden und leserlich schreiben können, sobald reden und schreiben

sie Böses. Sie spotten, ehe sie denken lernen, und weil noch immer viel Gutes unter dem Muthwillen eines so lebhaften Jünglings verborgen liegt, welches sich gemeiniglich mit den Jahren durcharbeitet; so wird man finden, daß sie aufhören zu spotten, sobald sie anfangen, zu denken. Inzwischen muß derjenige von ihnen leiden, welcher es nicht verdient hat. Die Satire wird verhaßt, weil sie ihre Spöttereien für Satiren ausgeben; und es gehören viele Jahre dazu, ehe sie das Andenken ihres jugendlichen Muthwillens auslöschen; man gebe einmal Acht, ob nicht diese eben diejenigen sind, welche in den gelehrten Kriegen das größte Lärmen machen.

Die Schreibart, deren man sich bei der Satire bedient, will mit einer außerordentlichen Vorsicht gewählt sein, wenn sie nicht anstößig werden und den Leser wider die Satire aufbringen soll. Viele glauben, recht herzhaft zu lehren, wenn sie recht anzüglich schreiben. Sie murren die Fehler der Menschen an, anstatt daß sie mit ihnen lachen sollten; aus Liebe zur Wahrheit schimpfen sie. Sie thun sehr unrecht. Kömmt ihre Herzhaftigkeit nicht aus einem bösen, so kommt sie wenigstens aus einem groben Herzen her: das ist Alles, was man zu ihrer Entschuldigung sagen kann; aber wie viele von den Lesern sind geneigt, diese Entschuldigung gelten zu lassen? Und dennoch sind sie allemal weit erträglicher, als der ungezogene Witz derer, welche nicht satirisch sein können, ohne unflätig zu sein. Ich kenne Männer, welche sich einbilden, sehr fein zu denken; welche im Stande sind, einen ganzen Abend lang eine Gesellschaft beiderlei Geschlechts mit den gröbsten Zweideutigkeiten zu unterhalten,

ohne ein einzigmal roth zu werden. Sie sind gemeiniglich die ersten, die über ihre satirischen Einfälle lachen, und sie zwingen dadurch wenigstens den Wirth, aus Gefälligkeit mitzulachen; Vernünftige aber werden einen so niederträchtigen Witz verabscheuen. Verhängt es nun der Himmel in seinem Zorne, daß ein dergleichen ungesitteter Mensch gar schreibt, und seine Satiren, wie er es nennt, drucken läßt; was für einen Begriff müssen die Leser von einer Satire bekommen? Hoffen sie etwa zu bessern? Ich glaube nicht, und sie werden es auch nicht gestehen, daß sie für den Pöbel schreiben; ob sie gleich die Sprache des Pöbels reden.

Viele gehen in ihrem Eifer, das Lächerliche der Menschen zu zeigen, gar zu weit und verschonen keinen Stand. Es ist wahr, es gibt in allen Ständen Thoren; aber die Klugheit erfordert, daß man nicht alle tadle, ich werde sonst durch meine Uebereilung mehr schaden, als ich durch meine billigsten Absichten nützen kann. Der Verwegenheit derer will ich gar nicht gedenken, welche mit ihrem Frevel bis an den Thron des Fürsten dringen, und die Aufführung der Obern verhaßt oder lächerlich machen wollen. Ist es nicht ein innerlicher Hochmuth, daß sie in ihrem finstern Winkel schärfer zu sehen glauben, als diejenigen, welche den Zusammenhang des Ganzen vor Augen haben; so ist es doch ein übereilter Eifer, der sich mit nichts entschuldigen läßt. Sie haben selbst noch nicht gelernt, gute Unterthanen zu sein; wie können wir von ihnen erwarten, daß sie uns die Pflichten eines vernünftigen Bürgers lehren sollen? Es gibt andere Stände, welche zwar so heilig nicht sind, daß es ein Ver-

brechen wäre, das Lächerliche an ihren Fehlern zu entdecken, bei denen aber doch die Billigkeit erfordert, daß man es mit vieler Mäßigung thue. Ich rechne darunter die Lehrer auf Schulen. Die Jugend ist ohnedem geneigt genug, das Fehlerhafte an denjenigen zu entdecken, deren Ernsthaftigkeit ihren Muthwillen im Zaume halten soll. Wollen wir sie durch bittere Satiren auf ihre Lehrer noch muthwilliger machen? Gesetzt, ein solcher Lehrer hat seine Fehler, welche verdienten, bestraft zu werden! Vielleicht ist er eigennützig, vielleicht pedantisch, vielleicht ein elender Scribent. Es kann sein. Werfe ich ihm diese Fehler vor, stelle ich ihn dem Gelächter seiner Schüler blos, gesetzt auch, daß ich es aus redlichem Herzen thäte, um ihn zu bessern; so werde ich allemal mehr schaden, als nützen. Ich werde ihn vielleicht nicht bessern, und seine Schüler werden glauben, ein Recht bekommen zu haben, demjenigen nicht zu gehorchen, welchen die Welt für lächerlich hält. So oft er sie ihrer Pflichten erinnert, so oft wird ihnen einfallen, daß sie von einem eigennützigen Manne, von einem Pedanten, von einem elenden Scribenten daran erinnert werden. Dieser Gedanke macht ihnen die wichtigsten Pflichten verächtlich; und ein Schüler, bei dem dieses Vorurtheil die Oberhand gewinnt, wird selten als ein redlicher Mann sterben. Bin ich nicht Schuld? Einen Pedanten habe ich nicht gebessert; dem Vaterlande aber habe ich an seinen Schülern hundert ungesittete Bürger gezogen. In der That erschrecke ich allemal, wenn ich sehe, daß ein Schulmann unter die Geißel der Satire fällt. Ihn bedaure ich selten; aber die Folgen davon sind mir

zu ernsthaft. Und thun dergleichen Lehrer wohl Unrecht, wenn sie der Jugend fürchterliche Begriffe von der Satire beizubringen suchen?

Die Geistlichen haben gemeiniglich das Unglück, daß der Witz satirischer Köpfe auf sie am meisten anprallt. Ich bin sehr unzufrieden damit. Da verschiedene unter ihnen so wenig sorgfältig sind, ihre Fehler zu verbergen; so können sie von uns nicht verlangen, daß wir sie nicht wahrnehmen sollten. Sie sind nicht über die Satire erhaben, das räume ich ich ihnen nicht ein; Viele sind tief unter derselben, wenn man sie nach ihrer unanständigen Aufführung beurtheilen soll, und Viele würden gar zu sorglos sein, wenn ihre ehrwürdige Kleidung sie vor allen Streichen der Satire schützte. Dennoch glaube ich, daß man nicht vorsichtig genug dabei verfahren könne. Es gilt hier beinah eben das, was ich oben von den Lehrern in Schulen gesagt habe. Die Religion läuft Gefahr, verächtlich zu werden, wenn man die Fehler desjenigen verächtlich macht, welcher gesetzt ist, die Religion zu predigen. Das Volk ist nicht allemal einsehend genug, einen Unterschied zwischen der Person desjenigen, der sie lehrt, und zwischen seinen Lehrern selbst zu machen. Wage ich nicht zu viel, wenn ich Einen bessern will und dadurch in Gefahr komme, das Ansehen der ganzen Religion zu schwächen, welche man dem Volke nicht ehrwürdig genug vorstellen kann? Ist ein Geistlicher wirklich lasterhaft, so überlasse man ihn der Obrigkeit, welche aufmerksam genug ist, dem Aergerniß zu steuern, das seine lasterhafte Aufführung in der Kirche veranlassen kann. Hat er lächerliche Fehler,

und wir finden es schlechterdings nöthig, diese zu züchtigen; so muß unsere Satire so allgemein sein, daß nur die Fehler lächerlich werden, seine Person aber, so viel es möglich ist, verdeckt und unerkannt bleibt. Sind es Kleinigkeiten, sind es gelehrte Schwachheiten, die ihm anhängen; so habe man Geduld oder mäßige wenigstens die Bitterkeiten mit aller Vorsicht. Ist er ein Ignorant und doch exemplarisch (denn es gibt viele exemplarische Ignoranten); so verehre man ihn wegen seines guten Wandels und verzeihe ihm seine Unwissenheit. Durch Donatschnitzer kommt die Kirche nicht in Gefahr, und wir können uns mit der angenehmen Vorstellung beruhigen, daß wir gelehrter sind, als er.

Ich habe bei dem Charakter eines Satirenschreibers gefordert, daß das Ehrwürdige der Religion seine ganze Seele erfüllen muß. Ist dieses, so wird er nicht allein in Ansehung der Geistlichen nach den Regeln, die ich oben gegeben habe, viele Mäßigung brauchen; sondern er wird auch seine größte Aufmerksamkeit darauf gerichtet sein lassen, daß durch seine Satiren das Ansehen der Religion nicht im Geringsten geschwächt werde. Wie kann sich derjenige rühmen, daß seine Absicht sei, die Tugend allgemeiner zu machen, welcher gegen die Religion leichtsinnig ist? Ein solcher Mensch wird lasterhaft, um nicht lächerlich zu sein. Von denen will ich nicht reden, welche unter dem gemißbrauchten Namen der Satire sich Mühe geben, den ganzen Bau unseres Glaubens zu erschüttern. Ihre unsinnige Wuth, so unmächtig sie auch ist, verdient das Tollhaus und keine vernünftigen Vorstellungen. Ich will nur eines Mißbrauchs gedenken, welcher,

wenn ich freundschaftlich urtheilen soll, mehr Leichtsinn, als Bosheit, verräth. Es gibt gewisse Gebräuche in der Kirche, welche gleichgültig sind, und zur Religion selbst nicht gehören; sie machen den geistlichen Wohlstand aus. Man hüte sich ja, diese lächerlich zu machen! Ist das Volk abergläubisch, so wird es unsere Schriften verabscheuen; ist es so leichtsinnig wie wir, so wird es bei diesen gleichgültigen Gebräuchen nicht still stehen, sondern wesentliche Stücke der Religion auch für gleichgültig halten, und endlich über die ganze Religion spotten lernen.

Es gab in Deutschland eine Zeit, wo die Satire nicht anders, als auf Kosten der Bibel, witzig sein konnte. Wenn man recht fein scherzen wollte, so scherzte man aus den Psalmen, und es gab muntere Köpfe, welche so zu sagen, eine ganze satirische Concordanz in Bereitschaft hatten, um in ihrem Witz unerschöpflich zu sein. Zur Abwechslung brauchten sie die Gesänge der Kirche, und sie brachten dadurch in einer Minute mehr Narren zum Lachen, als Zuhörer der Geistliche durch Bibel und Gesänge in einem ganzen Jahre zum Weinen bewegen konnte. Ich freue mich, daß wir uns von diesem verderbten Geschmack, das ist der gelindeste Name, den man dieser Thorheit geben kann, wieder erholt haben. Worin bestand der Witz? Nicht in dem Gedanken, den man vorbrachte, sondern in der Art, wie er vorgebracht ward. Das kam den Zuhörern lustig vor, daß wir die geschwinde Fertigkeit besaßen, den ernsthaftesten Gedanken der Schrift durch eine possirliche Verdrehung dermaßen zu verunstalten, daß er so abgeschmackt aussah, wie unser

eigner Gedanke. Sie fanden dieses Mittel sehr bequem, spaßhaft zu sein, ohne daß es nöthig gewesen wäre, Verstand zu haben; sie ahmten es mit Freuden nach; und in kurzer Zeit ward dieser Mißbrauch so allgemein, daß niemand witzig war, als so ein bibelfester Lustigmacher. Hätte man vor dergleichen Scherzen auch um deßwillen keinen Abscheu haben wollen, weil sie wirklich dem ehrwürdigen Ansehen der Religion nachtheilig sind; so hätte man sich wenigstens darum ihrer schämen sollen, weil wir dadurch einen Eingriff in die Rechte des niedrigsten Pöbels thaten. Man gebe nur einmal Acht! Sobald ein Stallknecht sich fühlt, daß er feiner denkt, als die Viehmagd; so wird er sie mit seinem Spaß aus der Bibel, oder einem geistlichen Liede überraschen. Das ganze Gesinde schreit vor Lachen, alle bewundern ihn bis auf den Ochsenjungen, und die arme Viehmagd, welche so witzig nicht ist, steht beschämt da. Der satirische Stallknecht! Man lasse ihm seinen angeerbten Witz! Sind wir eifersüchtig darüber?

Darauf bin ich stolz, daß in meinen satirischen Schriften Alles mit möglichster Sorgfalt vermieden ist, was einigen Leichtsinn gegen die Religion verrathen, oder als ein Mißbrauch der Schrift und Gesänge angesehen werden könnte. Ich habe dieses jederzeit für meine erste Pflicht gehalten; und man wird Stellen finden, wo ich eine wahre Hochachtung gegen die Religion und ihre Diener ernsthaft genug geäußert habe. Desto empfindlicher hat es mir sein müssen, da ich erfahren, daß man einer von meinen Schriften diesen Vorzug sogar gerichtlich streitig machen wollen. Meine Leser wer-

den mir erlauben, daß ich mich dieser Gelegenheit bediene, etwas zu meiner Vertheidigung anzuführen. Vielleicht lesen sie es mit Vergnügen, denn dergleichen possirliche Händel kommen nicht alle Jahre vor Gerichte vor.

Der Eidschwur ist unstreitig eine der wichtigsten Handlungen im gemeinen Leben, wir mögen den Menschen als einen Christen, oder nur als einen Menschen überhaupt, betrachten. Der Mißbrauch der Eidschwüre ist mir vor vielen andern Lastern verabscheuungswürdig vorgekommen. Den Grund dieses Mißbrauchs habe ich nicht allein in dem Herzen des Menschen gesucht, welches immer geneigt ist, sich seiner Pflichten, so viel als möglich ist, zu entlästigen; ich habe auch gefunden, daß die Richter selbst und wohl vielmals wider ihren Willen, Schuld daran sind. Die Vorsicht, mit welcher man sich in alten Zeiten des Eides bediente, war Ursache, daß er sich in seinem wahren Werthe erhielt. Je behutsamer man war, die Eide zuzulassen, desto mehr Ehrfurcht behielt man für dieselben im Gericht. Jetzt sind unsre Richter weit nachsichtiger und ich weiß nicht, ist es die Bosheit der Menschen, oder ist eine andre Ursache, welche das Uebel beinah unvermeidlich macht, daß man vor den meisten Gerichtsbänken fast mehr von Eiden, als von Sporteln, reden hört. Ich hatte wahrgenommen, daß ein unverschämter Leichtsinn bei Ablegung eines Eides gewissermaßen zu einer Art des Wohlstandes geworden war. Frauenzimmer, welche sich würden geschämt haben, ihrem Bräutigam vor dem Altar anders, als mit einer ehrbaren und gesetzten Miene, die Versicherung ihrer Treue zu geben, hüpften

mit dem flatterhaften Leichtsinn einer Kokette vor den Richterstuhl, und schworen mit lachenden Minen den schrecklichsten Eid. Männer, und Männer, deren Amt vielmals erfordert, daß sie selbst Andre vor dem Meineide warnen müssen, verrichteten diese Handlung mit einer so frechen Sorglosigkeit, daß sie um nichts bekümmert zu sein schienen, als wie sie ihre Füße wohl stellen, den Hut unterm Arme anständig halten und den Mantel auf eine galante Art zurückschlagen möchten. Wer sie in dieser Stellung gesehen hätte, der würde darauf nicht gefallen sein, daß sie hier wären, vor dem Angesichte des obersten Richters sich entweder zu rechtfertigen, oder ewig zu verfluchen; er würde haben glauben müssen, daß sie da stünden, vor der anwesenden Gesellschaft einen Scaramutz zu tanzen. Der niederträchtigste Eigennutz ungewissenhafter Advokaten ist an den meisten Meineiden Ursache. Können sie es nur so weit bringen, daß ihr Client zum Schwure kommt; so haben sie gewonnen. Fühlt ihr Client noch einige Regungen der Menschlichkeit; ist er noch nicht ganz ohne Gewissen: so werden sie, um einige Thaler beim Prozesse zu erbeuten, alle ihre Beredsamkeit anwenden, ihn entweder eben so verstockt zu machen, als sie sind; oder, weil dieses so leicht nicht möglich ist, ihm wenigstens durch falsche Begriffe vom Eid und von dessen geheimen Verstande, das Gewissen, wie sie es nennen, zu erleichtern und ihn zu Ablegung eines ungerechten Eides zu vermögen.

Alles dieses hatte ich wahrgenommen und ich setzte mir vor, meinen Mitbürgern diesen thörichten Leichtsinn lächerlich zu machen; in der Hoffnung,

diejenigen, welche keiner ernsthaften Betrachtung fähig sind, würden sich wenigstens um deßwillen schämen, weil diese Aufführung unanständig ist. Ich redete davon in der satirischen Sprache der Ironie und sagte von dem Eidschwur: »In den alten Zei»ten kam dieses Wort nicht oft vor, und daher »geschah es auch, daß unsere gesitteten Vorfahren, »die einfältigen Deutschen, glaubten, ein Eidschwur »sei etwas sehr Wichtiges. Heut zu Tage hat »man dieses schon besser eingesehen, und je häufiger »dieses Wort, sowohl vor Gericht, als im gemeinen »Leben, vorkommt, desto weniger will es sagen. »Einen Eid ablegen, ist bei Leuten, die etwas »weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich »nichts anders, als eine gewisse Ceremonie, da man »aufrechts steht, die Finger in die Höhe reckt, den »Hut unter dem Arme hält und etwas verspricht, »oder betheuert, das man nicht länger hält, bis »man den Hut wieder aufsetzt; mit einem Worte, »es ist ein Compliment, das man Gott macht. Ein »Compliment aber gehört unter die nichts bedeutenden »Worte. Etwas eidlich versichern, heißt an vielen »Orten soviel, als eine Lüge recht wahrscheinlich »machen. Van Höken in seinem allezeit fertigen »Juristen nennt den Eid herbam betonicam, und »versichert, einem den Eid deferiren, sei nichts An»deres, als seinem klagenden Clienten die Sache »muthwillig verspielen, und die Formel, sich mit »einem Eide reinigen, heiße so viel, als den Pro»zeß gewinnen; denn zu einem Reinigungseide ge»höre weiter nichts, als drei gesunde Finger und »ein Mann ohne Gewissen. Jene hätten fast alle »Menschen, und dieses die wenigsten. Und wenn

»auch ja Jemand die Vorurtheile der Jugend an »sich und ein sogenanntes Gewissen hätte; so würde »es doch nirgends an solchen Advokaten fehlen, »welche ihn eines Bessern belehren und für ein »billiges Geld aus seinem Irrthum helfen könnten. »Gott straf' mich! oder: Der Teufel zerreiße mich! »ist bei Matrosen und Musketirern eine Art eines »galanten Scherzes, und in Pommern lernte ich »einen jungen Officier kennen, der schwor auch so, »doch schwor er niemals geringer, als bei tausend »Teufeln, weil er von altem Adel war. Ich will »nicht zu Gott kommen; Ich bin des Teufels mit »Leib und Seele; ist das gewöhnliche Sprüchwort »eines gewissen Narren, welcher gar zu gern aus»sehen möchte, wie ein Freigeist. Er würde es in »der That sehr übel nehmen, wenn man ihn mit »andern kleinen Geistern vermengen, und von »ihm sagen wollte, daß er einen Himmel oder eine »Hölle glaubte, und dennoch schwört er alle Augen»blicke, mit der witzigsten Miene von der Welt, »bei Gott und allen Teufeln. Mir kommt dieses »eben so kräftig vor, als wenn unser Münzjude »Jesus, Maria! rufen wollte. Seinen Eid brechen, »will nicht viel sagen, und wird diese Redensart »nicht sehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man »sie noch manchmal; aber daher kommt es, daß sie »so geschwind vergessen wird, als die Predigt selbst. »In der That bedeutet es auch nicht mehr, als »die Ehe brechen, und um deßwillen ist ein Ehe»brecher und ein Meineidiger an verschiedenen Or»ten, besonders in großen Städten, so viel als ein »Mann, der zu leben weiß. Diese Bedeutung fängt »auch schon an, in kleinen Orten bekannt zu wer-

»den, denn unsre Deutschen werden alle Tage witzi-
»ger, und in Kurzem werden wir es den Franzosen
»beinah gleich thun.«

Ich würde meine Leser beleidigen, wenn ich ihnen nicht zutrauen wollte, sie könnten, ohne mein Erinnern, einsehen, daß dieses in der lachenden Sprache der Ironie eben dasjenige gesagt sei, was ich oben von dem Mißbrauche des Eides, von dem strafbaren Leichtsinn der Schwörenden, und von der Bosheit derjenigen ernsthaft geschrieben habe, welche ihre Clienten zu einem falschen Eide bereden. Ich ließ diese Stelle, nebst andern, in eben diesem ironischen Charakter, unter dem Titel: Versuch eines deutschen Wörterbuchs, in die Monatschrift der neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes einrücken, und ich war so glücklich, daß dieser Aufsatz bei vernünftigen Lesern Beifall fand.

Ich weiß aber nicht, durch welchen unglücklichen Zufall diese Monatschrift den Bauern eines Dorfs im Voigtlande in die Hände gespielt wird. Sie finden in dem Artikel von Complimenten, in dem von Eidschwüren, und sonst einige Stellen, die ihnen auch als Bauern gefallen. Der Geistliche des Orts hört etwas davon, und weil er nichts als einzelne Stellen hört, so ist es ihm zu gute zu halten, daß er solche, außer ihrem Zusammenhange, für verdächtig hält. Auch dieses will ich bei ihm noch entschuldigen, daß er auf der Kanzel sowohl, als bei dem Kindtaufessen, ängstlich wider diese Schrift eifert; wider diese gefährliche böse Schrift, die er noch nicht gesehen hat. Kurz, er macht Lärmen, und der Gerichtsverwalter tritt ins Gewehr. Nun hebt sich das Schreiben an! Richter

und Schöppen, Müller, Bauern und Einnehmer werden vorgefordert; man will das böse Buch heraus haben, es kommt endlich, und man behälts im Arrest! Hätte man es hierbei bewenden lassen; so würde man an diesem Verfahren nichts weiter auszusetzen finden, als allenfalls eine zu hitzig geäußerte Vorsicht. Ich bin wenig damit zufrieden, daß dieses Buch den Bauern in die Hände gebracht worden. Es kann leicht geschehen, daß Leute von schwacher Einsicht eine Schreibart nicht verstehen, die ihr eigner Gerichtsverwalter nicht versteht, der doch lateinische Bücher hat. Das gemeine Volk mißbraucht gar leicht etwas, wovon es die ernsthafte Absicht nicht übersieht, und eine Obrigkeit kann in der That nicht vorsichtig genug sein, dergleichen Leuten Alles wegzuräumen, was ihre Unwissenheit mißbrauchen kann. Anfänglich glaubte ich auch, die Bauern hätten einen oder den andern Ausdruck unvorsichtig gemißbraucht, und über die Eide leichtsinnig gescherzt. Wäre dieses gewesen; so würden sie diejenige Strafe verdient haben, welche ein solcher leichtsinniger Mißbrauch nach sich zieht; aber nein! davon findet sich in den Akten nicht die mindeste Spur. Sie haben darin gelesen, sie haben mit Vergnügen darin gelesen, und das ist ein Verbrechen! Man treibt die Untersuchung weiter; man will Alle wissen, die in diesem Buche gelesen haben. Es werden Zeugen vernommen, und das Ansehen der Eide zu vertheidigen, werden vergebliche Eide geschworen, weil man alle diejenigen entdecken will, welche sich durch den Satan haben blenden lassen, das Buch zu lesen. Hätte man wohl eine grimmigere Untersuchung wider Fausts Höllen-

zwang anstellen können? Also ging die Verfolgung bloß über die arme Schrift, welche mit öffentlicher Censur gedruckt, und im ganzen Lande orthodox war, nur in diesem Winkel von Sachsen nicht. Die Akten sind voll von beleidigenden Ausdrücken, von solchen Ausdrücken, welche einem Richter unanständig sind, und welche die Gesetze, als Beschimpfungen, gestraft wissen wollen. Man nennt meine Schrift: Verwegenste Sätze von Geringschätzung der Eidschwüre; gottlose, gewissenlose Lehren; ein ärgerliches Wesen; verdächtige und spöttische Ausdrückungen von Eidschwüren; ausgestreute Lehren vom Mißbrauche des Meineides; öffentliches Aergerniß; Verführung unschuldiger Herzen; skeptische Sätze; Sätze, welche zu nichts geschickter sind, als ein zügelloses Leben zu aller heimlichen Bosheit zu befördern, u. s. w. Und wo kommt denn Ihnen alle diese Weisheit her, mein Herr, daß Sie in einem Buche so viel Giftiges finden, welches vor Ihnen niemand gefunden hat, und nach Ihnen niemand finden wird? Kann denn ich was dafür, daß Ihre Bauern ein Buch gelesen haben, das weder für Ihre Bauern, noch für Sie geschrieben ist? Muß man denn so ungezogen sein, wenn man für die Ehre der Religion zu eifern glaubt? Und kann man sein Amt nicht verwalten, ohne grob zu werden? Wie sollte der Herr Gerichtsverwalter gesprudelt haben, wenn er in den Zeiten geboren wäre, wo die Hexenprozesse noch Mode waren! Es ist ein Glück für mich, daß wir in Sachsen kein Auto da Fe haben! Ich sehe im Geiste, wie er aus heiliger Einfalt ein Bündel Holz zu meinem Scheiterhaufen trägt! In der That bin ich überzeugt,

daß dieses ganze Verfahren mehr Eifer, als Ueberlegung, zum Grunde hat. Außerdem würde ich mich empfindlicher rächen. Da ich Gelegenheit gehabt habe, mich zu verantworten; so bin ich geneigt, ihm ein Vergehen zu verzeihen, dessen er sich, wie ich aus christlicher Liebe hoffe, mit der Zeit schämen wird. Ich wünsche ihm mehr Gutes, als er von mir Böses gesagt hat. Ich will ihm, so viel ich kann, alle Wohlthaten vom Himmel erbitten, et **magnum Dei beneficium est, sensu communi valere.** (Es ist eine große Wohlthat von Gott, gesunden Menschenverstand zu besitzen), sagt Cominäus!

Ehe ich schließe, muß ich noch eines Fehlers gedenken, welcher sich bei der Satire sehr oft äußert, und an dem die Verfasser sowohl als die Leser, Schuld sind. Manche sind nicht im Stande, Satiren und lebhaft zu schreiben, wenn sie nicht Einen aus dem Volke herausheben, und seine Laster oder lächerlichen Gewohnheiten der Welt zur Schau stellen. Sie verfolgen und zerarbeiten ihn so lange, bis er der ganzen Welt verhaßt oder lächerlich ist. Ich setze voraus, daß sie dieses in der That aus Liebe zur Tugend, und Andere vor seinen Fehlern zu warnen, nicht aber aus Feindschaft und Erbitterung, nur um sich zu rächen, thun; denn alsdann verdienen sie den Namen eines Satirenschreibers nicht einmal. Gesetzt aber auch, ihre Absicht wäre billig; so glaube ich doch, daß diese verzweifelte Kur nicht eher zu brauchen ist, bis das Laster gar zu gefährlich ist, und zur Besserung sonst keine Mittel mehr übrig sind. Derjenige, welchen wir auf diese Art dem Hasse, oder dem Gelächter preisgeben, ist nunmehr ganz außer dem Stande, sich zu

bessern, wie ein Missethäter, den man an der Stirne gebrandmarkt hat. Die öffentliche Schande muß ihn zur Verzweiflung bringen, und er wird öffentlich lasterhaft, da er es vorher vielleicht nur heimlich war. Ich glaube aber auch, daß wir selbst bei dieser persönlichen Satire, dieses ist ihr eigentlicher Name, Gefahr laufen, parteiisch zu werden. Aus allgemeiner Menschenliebe fangen wir an, seine Fehler zu tadeln, und aus Eigenliebe fahren wir fort, ihn ohne Barmherzigkeit niederzureißen, sobald er Muth genug hat, sich zur Wehre zu stellen. Ich will diesen Satz mit nichts beweisen, als mit unsern gelehrten Streitigkeiten. Ich glaube, dieser Beweis geht über alle. Außer der Gefahr, in welche sich auf diese Art ein Satirenschreiber begibt, sich aus seinen Schranken zu verirren, wird er selbst sehr viel dabei verlieren. Ich habe das Herz nicht, einen Verfasser zu fragen, ob er nicht für die Nachwelt schreibe? wenigstens würde ich sehr betreten sein, wenn man mich auf mein Gewissen darüber fragen wollte. Wir wollen es also nur aufrichtig gestehen; wir schreiben auch für die Nachwelt. Können wir wohl hoffen, daß wir durch die persönliche Satire diesen großen Zweck erlangen? Ich glaube es nicht. Unsre Satire wird nur denen gefallen, welche den lächerlichen Menschen kennen, den wir züchtigen. Wollen wir diesen Thoren mit verewigen? Wird die Nachwelt, die von ihm nichts mehr weiß, als was wir von ihm gesagt haben, mit eben dem Vergnügen unsre Schrift lesen, wie es allenfalls die jetzt Lebenden thun? Hundert kleine Umstände, die uns lächerlich sind, fallen sodann weg, und werden den Nachkommen gleichgültig. Wie viel vermissen

wir, eben um deßwillen, an den Satiren des Juvenal? Boileau, dessen Witz vielleicht bitterer, als aufrichtig, war, hat einen großen Theil der Unsterblichkeit seinen Scholiasten zu danken. Viele Schriften vom Swift kommen uns abgeschmackt vor, weil wir in Deutschland die Originale nicht kennen, und die Gelegenheit nicht mehr wissen, welche seine persönlichen Satiren veranlaßt haben. Thun wir uns also durch dergleichen persönliche Satiren nicht selbst Schaden?

Wie unendlich sind die Vorzüge, welche die allgemeine Satire vor der persönlichen hat! Dadurch, daß ich Laster oder Fehler, welche Vielen zugleich gemein sind, zum Gegenstande meiner Satire wähle, vermeide ich bei billigen Lesern den Vorwurf, daß ich aus Privatleidenschaften, aus persönlichem Hasse, aus Begierde, mich zu rächen, schreibe. Gewinnt ein Autor so viel, erlangt er das Zutrauen der Leser, daß seine Absichten tugendhaft, billig und uneigennützig sind; so hat er schon halb gewonnen. Er kann gewiß hoffen, daß seine Satiren bessern werden, und da er den Beifall der vernünftigen Welt auf seiner Seite hat, so muß der Lasterhafte sich schämen, ihn anzufeinden. Ich lasse ihm Platz, sich zu bessern, da ich seine Person geschont habe. Noch ist er unerkannt; noch weiß Niemand, daß er dieser Lasterhafte ist; nur ich weiß es, und sein Gewissen. Er hat noch Zeit, tugendhaft zu werden; und die Welt soll es nicht erfahren, daß er lasterhaft gewesen ist. Es kann nicht fehlen; eine allgemeine Satire muß eine allgemeine Besserung wirken. Die Thorheit, die in Leipzig lächerlich ist, eben diese Thorheit ist in Lissabon

BIBLIOTHECA CIVITATIS

und Moskau lächerlich. Die Narren sehen, wie die Menschen, alle einander ähnlich; nur einige Züge verändert das Klima. Kann meine Eigenliebe etwas mehr verlangen, als die schmeichelhafte Vorstellung, daß, wenn ich die satirische Geißel wider die Ungereimtheiten meines Nachbars aufhebe, sich alle Thoren eines ganzen Landes bücken, aus Furcht, daß der Streich ihnen gilt? Wird aber dieses geschehen, wenn ich ihnen sage, daß ich meinen Nachbar meine? Eine allgemeine Satire bleibt der Nachwelt immer neu. Eben die Thoren, die uns lächerlich sind, sind auch die Thoren ihrer Zeit. Schildere ich das Laster allgemein; so liest der Enkel den Charakter eines Lasterhaften, er vergißt, daß dieser schon vor hundert Jahren gestorben ist, und sucht ihn in seiner Stadt.

Ich habe mich vor persönlichen Satiren in meinen Schriften mit allem Fleiß gehütet. Die Charaktere meiner Thoren sind allgemein; nicht ein einziger ist darunter, auf welchen nicht zehn Narren zugleich billig Anspruch machen können. Zeichne ich das Bild eines Hochmüthigen, so nehme ich die unverschämte Stirne von Bav, die stolzen Augenbraunen von Mäv, die vornehmdummen Blicke von Gargil, die aufgeblasenen Backen vom Krispin, die trotzige Unterkehle vom Kleanth, den aufgeblähten Bauch von Adrast, den gebieterischen Gang vom Neran; und aus diesen sieben schaffe ich einen hochmüthigen Narren, der heißt Suffen. Können Bav und Mäv, können die Uebrigen sagen, daß ich sie gezeichnet habe? Suffen wird noch leben, wenn sie alle todt sind, und ein jeder von ihnen wird wohl thun, wenn er sich denjenigen Fehler abgewöhnt,

welchen er in dieser Kopie lächerlich findet. Habe ich mir auch eine einzige Person zum Original vorgenommen; so bin ich doch sorgfältig bemüht gewesen, so lange an ihm zu arbeiten, bis das Original durch viele fremde Züge unkenntlich, und zu einem neuen Originale geworden ist.

Ich bin diese Vorsicht meiner Pflicht und der allgemeinen Menschenliebe schuldig gewesen. Desto weniger aber können es diejenigen neugierigen Leser verantworten, welche so vorwitzig sind, und zu diesen allgemeinen Charakteren dennoch gewisse Personen aussuchen, welche darunter gemeint sein sollen. Es ist dieses ein sehr gewöhnlicher Fehler der Menschen. Darf ich es wohl sagen, woher er rührt? Wir haben die ungerechten Begriffe von der Satire, daß sie nicht sowohl auf die Fehler der Menschen, als auf die Personen, gehen soll. Wir suchen daher Personen, sobald wir eine Satire in die Hände bekommen. Es ist eine gewisse Bosheit in uns, die uns in einer beständigen Beschäftigung erhält, die Fehler Anderer auszuspähen. Wir freuen uns, wenn Andere lächerlich gemacht werden: denn wir sind sehr geneigt, mehr über die Fehler Anderer zu lachen, als über ihre Tugend uns zu freuen. Mitten unter diesen Entdeckungen sind wir ruhig, daß nicht wir, wir tugendhaften Leute, sondern unser närrischer Nachbar gemeint ist. Könnten wir wohl so ruhig seyn, wenn wir nicht zu viel thörichte Eigenliebe besäßen? Vielleicht glaubt unser Nachbar, die Satire gehe auf uns, und wir lachen wohl zu gleicher Zeit beide über einander. Verdient nicht unser boshafter Vorwitz die schärfste Satire? Durch unsre Auslegungen wird dasjenige eine persönliche

Beleidigung, was der Verfasser in der billigen Absicht geschrieben hat, Keinen zu beleidigen, sondern Alle zu bessern. Es ist wahr, für den Verfasser ist es sehr vortheilhaft, wenn man an zehn Orten zugleich den Thoren findet, den er auf seiner Stube geschildert hat! Man gesteht dadurch, daß seine Charaktere sehr allgemein, und die Thorheiten nach dem Leben gezeichnet sind. Aber diese Schmeichelei muß ihm so schätzbar nicht sein, als der Ruhm, daß er nur die Fehler der Menschen verfolgt, die Menschen aber als ein vernünftiger Mitbürger liebt. Jener Beifall kitzelt nur seinen Witz; dieser aber macht, daß er ein Recht erhält, auf sein redliches Herz stolz zu sein.

Da meine satirischen Schriften das Schicksal gehabt, daß Andere den Schlüssel dazu gesucht, und sie auf so vielerlei Art ausgelegt haben; so nahm ich schon vor einigen Jahren Gelegenheit, die Unbilligkeit dieses Verfahrens lächerlich zu machen, und mich durch einen meiner Freunde rechtfertigen zu lassen. Der Verfasser eines Wochenblatts, so der Jüngling [1]) heißt, hat die Mühe auf sich genommen. Ich brauche zu meiner Vertheidigung weiter nichts zu thun, als daß ich es hier wiederhole.

* * *

Ich bin so glücklich mit meinen Blättern, daß sie Lesern in die Hände gekommen, welche eine so durchdringende Einsicht und Scharfsinnigkeit besitzen, daß sie sogleich die Originale zu den abgebildeten Charakteren wissen. Diese Scharfsinnigkeit macht

---

[1]) S. den Jüngling, erster Band, das 17te und 21te Stück.

sowohl denen, welche sie anwenden, als mir, viel Vergnügen. Ich sehe daraus, daß die Welt dergleichen Charaktere als Aufgaben ansieht, deren Auflösung in ihrer Gewalt ist. Ich habe vor andern Schriftstellern meiner Art den Vorzug, daß die Welt keinen Schlüssel zu meinen Arbeiten haben will. Was die lächerlichen Charaktere anbelangt, die ich abgebildet habe; so ist es mir gleichgültig, ob die Leser die Originale dazu kennen, oder nicht, wenn ich sie nur nicht kenne. Ich denke, daß sich allezeit ein Original zu dem Abgeschmackten finden wird, den man beschreibt; es fehlt ja in der Welt an solchen Leuten nicht. Man mag sich also immerhin in die Ohren sagen: Ja, ja, das ist das Frauenzimmer; es ist nach dem Leben getroffen; es ist, als wenn ich diesen Edelmann oder Bürger mit Augen vor mir sähe; wenn man Recht hat, so freut es mich, daß ich die Natur so glücklich treffe, und ich bedaure den, der das Original zu meiner Kopie wird. Was die löblichen Charaktere betrifft; so versichre ich aufrichtig, daß ich alle diejenigen meine, welche die abgebildeten guten Eigenschaften besitzen. Ich bedaure weiter nichts, als daß sich meine Leser zuweilen nicht eher, als Andre, nennen. Unterdessen will ich der Welt das Vergnügen gönnen, und ihr daher heute einige Charaktere vorlegen, von denen ich gewiß bekräftigen kann, daß ich sie nicht erdichtet habe. Die abgebildeten Personen sind nach dem Leben gezeichnet. Ich will mich auch mit denen in einen vertrauten Briefwechsel einlassen, welche diese Personen kennen, damit sie zu einer ganz unstreitigen Gewißheit in ihren Auflösungen gelangen können.

Fa** ist schön; das wissen wir alle. Sie ist noch ein unschuldiges Frauenzimmer! Ja, ja! Sie ist reich; das läugnet niemand. Allein die gute Fa** lobt, aus großer Begierde, gelobt zu werden, sich selbst allzusehr. Der Schade, den sie davon hat, ist sehr groß. Nunmehr will es Niemand mehr glauben, daß sie schön, daß sie reich, daß sie ein unschuldiges Frauenzimmer ist.

Ich bedaure den armen Dichter: Alle Welt vermeidet seine Gegenwart; wo er hinkommt, läuft man vor ihm. Er kann das nicht begreifen? Ich will es ihm sagen: Er ist gar zu poetisch. Ein großer Fehler! Man flieht ihn, wie die Pest. Es ist auch in der That keinem ehrlichen Manne zuzumuthen, daß er so viel ausstehen soll, als man bei dem Herrn C** auszustehen hat. Wenn ich stehe, so liest er mir seine Gedichte vor; setze ich mich nieder, so liest er sie mir auch vor. Ich fange an zu laufen; er läuft nach, und liest mir immer hinten drein; bis auf den Abtritt verfolgt er mich mit seinen geistreichen Werken. Vielleicht bin ich in der Allee vor ihm sicher? Es hilft nichts; er liest immer vor. Ich eile auf die Reitbahn. Umsonst, er läßt mich nicht einmal auf das Pferd. Mich hungert; ich muß zu Tisch; er hält mich immer noch auf. Ich reiße mich los, und setze mich nieder; auch vom Tisch jagt er mich weg. Ich werfe mich aufs Bett, und schlafe ein. Er weckt mich auf, und liest mir seine Verse vor. Ist wohl etwas Unerträglicheres zu denken? Er ist ein billiger, rechtschaffner und braver Mann; ich gebe es zu; allein es hilft ihm Alles nichts: es scheut sich alle Welt vor seinen Versen.

Kliton hat in seinem ganzen Leben nicht mehr als zwei Verrichtungen gehabt, zu Mittag und zu Abend zu essen. Es scheint, daß er nur zur Verdauung geboren worden sei. Er spricht auch nur von Dingen, die dahin gehören. Er erzählt, wie viele Gerichte bei dem letzten Schmause aufgetragen, was für Essen, wie viel Essen, was für Braten und Beigerichte aufgesetzt worden sind. Er besinnt sich ganz genau darauf, was man für Gerichte bei dem ersten Aufsatze gebracht hat, und eben so gewiß besinnt er sich auf die Früchte und Assietten. Er nennt alle Weine und gebrannte Wasser her, von denen er getrunken hat. Er versteht die Sprache der Küche vollkommen, und er macht mir Appetit, an einem guten Tisch zu speisen, wo er nicht ist. Er ist ein außerordentlicher Mann in seiner Art, der die Kunst, sich gut zu mästen, zur größten Vollkommenheit gebracht hat. Er ist auch der Kenner guter Bissen; es wird kein Mensch wieder geboren werden, der so viel und so gut ißt. Man darf auch selten dasjenige loben, was ihm mißfällt. Er hat sich bis auf seinen letzten Hauch zu Tisch tragen lassen; er gab eben an dem Tage, da er starb, einen Schmaus. Er mag sein, wo er will, so wird er essen; und wenn er in die Welt zurückkehrt, so kommt er zum Essen wieder.

Ka** befindet sich wohl auf, und sieht doch blaß. Er trinkt nicht viel, und sieht doch blaß. Er verdaut gut, und sieht doch blaß. Er hat eine junge artige Haushälterin, und sieht doch blaß. Wo muß das herkommen?

Georg**an ist ungemein freigebig gegen abgelebte Greise, und verschwendet seine Geschenke an

alte reiche Wittwen. Verlangt Georg** an vielleicht, daß ich glauben soll, er thue Solches aus Großmuth? Der Niederträchtige! Seine Geschenke sind Netze und Fallstricke, die er ihren Erbschaften legt. Will er seine Großmuth bezeigen; will er ohne Eigennutz schenken, so beschenke er mich; denn ich bin jung und munter, und sterbe ohne Testament.

Unser Wucherer F** ist ein schlauer Kopf! Er hat eine Frau, die so reizend aussieht, daß ihn niemand zum Hahnrei gemacht haben würde, wenn er auch Geld dazu gegeben hätte. Der Zutritt war Allen unverwehrt, und dennoch fand sich kein Mensch, welcher sich selbst so sehr hätte verläugnen können, daß er auf diesen Einfall gekommen wäre. Was hat F** zu thun? Er wird eifersüchtig; er bewacht sie, und läßt sie von Andern bewachen. Welcher Lärm! Es wimmelt unter seinen Fenstern von jungen Stutzern, die sich fast zu Krüppeln seufzen, und den halben Wechsel daran wenden, wenn sie nur eine einzige Nacht Herr F** sein können. Herr F** hat seine Sachen vortrefflich gemacht.

Die Madame *** ist vor Zeiten verbuhlt und fast ein wenig zu galant gewesen. Man hat von ihr gesprochen, und dieses hat sie bewogen, sich den allzulärmenden Ergötzlichkeiten der Welt zu entziehen. Sie ist eben noch so empfindlich, aber vorsichtiger. Sie hat eingesehen, daß Frauenzimmer ihre Ehre nicht sowohl durch ihre Schwachheiten, als durch ihre geringe Mäßigung in denselben, beleidigen, und daß die Entzückungen der Liebhaber immer sehr wirklich und angenehm sind, wenn sie gleich verschwiegen werden. Sie ist schön; aber ihre Schönheit ist majestätisch, die sich leicht

Ehrerbietung zuwege bringen würde, wenn sie gleich kein ernsthaftes Wesen annähme. Sie kleidet sich nicht verbuhlt, aber doch nicht ohne Schmuck. Wenn sie sagt, daß sie nicht zu gefallen suche, so setzt sie sich allezeit in den Stand, zu rühren, und ersetzt dadurch die Reize sorgfältig, die ihr ihre vierzig Jahre genommen haben. Sie hat wenig Reize verloren, und wenn man die frische Farbe ausnimmt, die mit der ersten Jugend verschwindet, und welche die Frauenzimmer oft noch vor der Zeit verderben, indem sie dieselbe blendend zu machen suchen; so darf die Madame *** nichts bedauren, weil sie nichts verloren hat. Sie ist groß und wohlgebildet; sie hat eine angenommene Nachläßsigkeit; ihre Gesichtsbildung und ihre Augen sind gezwungen ernsthaft. Wenn sie aber nicht darauf denkt, Acht auf sich zu geben; so verrathen die Augen ein lustiges Wesen und Zärtlichkeit. Ihr Verstand ist lebhaft, ohne unbesonnen zu sein, vorsichtig, und ein wenig zur Verstellung geneigt. Ob sie gleich ein sprödes Ansehen hat; so ist sie doch angenehm in Gesellschaften. Ihre Grundsätze verlangen nicht, daß ein Frauenzimmer keine Schwachheiten begehen müsse; sie verlangen nur, daß allein der Geschmack die Schwachheiten der Vergebung werth machen soll.

Herr G ** hat sich einen ganz neuen Weg zu seinem Glücke gebahnt. Es gibt eine gewisse Art von Leuten, welche gern die Vornehmsten vor Andern sein wollen, und es nicht sind; diesen hängt er an. Er läßt sich zwar von ihnen nicht zum Narren gebrauchen; aber er lacht sie selbst freiwillig an, und bewundert ihre großen Geister. Was sie

sagen, lobt er: wenn sie es wieder läugnen; so lobt er dieses auch. Verneinen sie etwas; so verneint ers mit. Bejahen sie etwas; so sagt er auch Ja. Kurz, er hat sich das Gebot auferlegt, Allen zu schmeicheln; denn das ist jetzt das einträglichste Gewerbe. Er macht aus Narren Unsinnige. Wo er hinkommt, läuft ihm Alles entgegen, Köche, Weinschenken, Gastwirthe und Zuckerbecker. Sie grüßen ihn, sie stellen ihm zu Ehren eine Gasterei an, und wünschen ihm zu seiner Ankunft Glück. Man sehe, was der Müssigang und fremdes Brod thun kann. Hat Herr G** nicht einen ganz neuen Weg zu seinem Glücke gefunden?

Die Mademoiselle *** zieht einen Handschuh ab, uns eine schöne Hand zu zeigen, und sie vergißt es nicht, einen ganz kleinen Schuh zu entdecken, der einen kleinen Fuß voraussetzt. Sie lacht über lustige und ernsthafte Dinge, um schöne Zähne zu verrathen; wenn sie ihr Ohr sehen läßt, so bedeutet Solches das, daß es schön ist; und wenn sie niemals tanzt, so kommt es daher, daß sie mit ihrer Gestalt wegen ihrer Dicke unzufrieden zu sein, Ursache hat. Sie kennt alle ihre Vortheile, einen einzigen ausgenommen; die Mademoiselle *** redet beständig, und hat keinen Verstand.

Was? Der Madame *** sollte ein einziger Mann genug sein? Gewiß! nur ein Mann ist für die Madame *** zu wenig. Man wird sie eher dazu nöthigen, daß sie sich an einem Auge begnügen lasse.

Der Herr Professor mag sprechen, oder Reden halten, oder schreiben; so will er citiren. Er läßt von dem Fürsten der Philosophen sagen, daß der Wein trunken macht, und von dem größten Redner

der Römer, daß das Wasser denselben mildere. Wenn er sich in die Moral einläßt; so ists nicht er, sondern der göttliche Plato, welcher versichert, daß die Tugend liebenswürdig ist, und das Laster gehaßt zu werden verdient, oder daß aus dem einen sowohl, als aus dem andern, Fertigkeiten entstehen. Die gemeinsten und alltäglichsten Gedanken, und sogar diejenigen, die er selbst noch denken kann, will er den Alten, den Römern und Griechen schuldig sein, nicht etwa um dem, was er gesagt hat, mehr Gewicht zu geben, oder vielleicht mit seiner Wissenschaft sich ein Ansehn zu machen; nein, er will citiren.

Sie bewundern allein die Alten, mein Herr***, und loben nur die verstorbenen Poeten; allein ich bitte Sie, vergeben Sie mirs, mein Herr; es ist der Mühe nicht werth, daß man stirbt, um Ihren Beifall zu erhalten.

Der Herr Doktor liebt die Insecten; er sammelt ihrer alle Tage mehr. In Europa hat niemand so schöne Schmetterlinge von allerlei Gestalten und Farben. Ach! zu was für einer Zeit besuchen Sie ihn jetzt? Er ist in einen tödlichen Kummer versenkt; er ist mürrisch und finster; seine ganze Familie leidet darunter. Er hat auch einen entsetzlichen Verlust erlitten. Kommen Sie nur näher, und sehen Sie das an, was er Ihnen auf seinem Finger zeigt. Es hat kein Leben mehr, es ist ihm den Augenblick gestorben! Was ist es denn? Es ist eine Raupe. Was das für eine Raupe war!

Alter Narr! merkst du nicht, warum dich P*** mit Geschenken überhäuft! Du bist reich, du gehst auf der Grube! Stirb! Verstehst du kein Deutsch?

* * *

Man wird sich vielleicht der Charaktere erinnern, die ich in einem meiner Blätter der Welt als aufgaben vorgelegt habe, welche sie auflösen sollte [1]). Ich und mein Verleger haben verschiedene Briefe erhalten, in welchen die Personen angegeben werden, die ich gemeint haben soll. Ich muß eilen und diese Briefe beantworten; sonst bin ich in Gefahr, noch mehrere zu erhalten. Ich hätte nicht geglaubt, daß es eine so gefährliche Sache wäre, ein Autor zu sein. Alle Leute, über die gelacht werden kann, halten einen Autor für ihren Feind, und ich kann bei meinem Vergnügen schwören, daß mir nichts lieber, als Ruhe und Friede, ist. Wenn ich glaubte, daß mein eigner Name bekannt sein könnte; so traute ich mich nicht auf die Gasse und vor die Stadt. So werden die guten Absichten belohnt! Ich wollte zum Vergnügen der Welt schreiben, und man gibt mir Schuld, daß ich einige aus der Welt lächerlich machen wollte. Ich unschuldiger Jüngling! Doch ich will aufhören, mich zu beklagen. Hier sind die Briefe, aus welchen ich nur die Namen der Personen, die ich abgebildet haben soll, weggelassen habe.

Mein Herr,

Mit Ihrer Erlaubniß, daß ich Ihnen die reine Wahrheit sage. Sie sind für einen jungen Menschen zu boshaft. Ich habe Ihr siebzehntes Blatt mit Erstaunen gelesen. Im Anfang fand ich die Abbildung eines Poeten aus dem Martial, der seinen Freunden mit seinen Gedichten zur Last wird [2]).

---

[1]) S. den Jüngling im 21sten Stück.

[2]) Siehe *Mart. lib. V. ep. 89.*

Dieses brachte mich auf die Gedanken, daß Sie etwa derer, welche immer die Originale zu Ihren Charakteren finden wollen, spotten würden, indem Sie aus den Schriften der Alten lächerliche Charaktere übersetzten, ohne solches anzuzeigen. Ich wurde in dieser guten Meinung bestärkt, als ich gegen das Ende Ihres Blattes den Gnatho aus dem Terenz fand [1]); denn ich wußte sowohl die Stelle aus dem Martial, als die Abbildung des Gnatho aus dem Terenz, noch von der Schule her, auswendig. Aber ich fand mich betrogen, nachdem ich alle meine Register von meinen Autoren nachgeschlagen, und in keinem die übrigen Charaktere gefunden hatte. Sie haben es also unter diesem Kunstgriff nur verbergen wollen, daß Sie viele große und vornehme Männer lächerlich zu machen suchen. Das ist sehr boshaft! Wenn ich es nur wüßte, daß Sie mich unter dem Professor, der immer citirt, verstanden hätten, und mich lächerlich machen wollen, daß ich eine Professur suche! Ich wollte Ihrer spöttischen Zunge bald Einhalt thun. Die Universität sollte mir gewiß Recht schaffen. Doch ich will meinen Unwillen noch aufschieben. So viel sage ich Ihnen, reizen Sie mich nicht. Ich weiß wohl mehr, als Sie denken.

Leipzig, den 29. April.

J. A. M.

Dieses ist der listigste unter meinen Correspondenten! Er hat es gleich gemerkt, daß ich aus dem

---

[1]) Hoc novum est aucupium: Ego hanc primus inveni viam etc.

Terentius in Eunuch Act. II. Sc. 1.

Martial und Terenz einige Charaktere genommen habe. Er hat Recht, daß die übrigen in keinem Register stehen. Der Himmel weiß, was ich mir in seiner Person für einen gelehrten und wichtigen Mann bei der Universität zum Feinde gemacht habe. Der Professor, den ich meine, ist ein Franzos. Bruyere hat ihn in seinen Charakteren abgebildet; daß ich keinen jetzt lebenden Gelehrten meine, bestätigt nachfolgendes Schreiben.

Mein Herr Jüngling,

Da ich fast alle Häuser dieser Stadt kenne; so ist es mir nicht schwer geworden, diejenigen ausfindig zu machen, welche Sie in Ihrem siebzehnten Blatte so wohl gezeichnet haben. Ich wollte Ihnen wohl alle Namen schreiben; aber ich befürchte, Sie möchten meinen Brief drucken lassen. Unterdessen kann ich doch nicht errathen, wo der Professor sein soll, der immer citirt. Ich weiß Niemanden. Die hiesigen Gelehrten haben nicht darum studirt, daß sie citiren wollen. Sie lieben, so viel weiß ich, alle die Alten wegen ihrer Wahrheiten, die sie vortragen, wegen der Schönheiten ihres Ausdruckes, wegen ihrer Kunst, mit der sie geschrieben haben, wegen der Geschichte, die man daraus lernen kann und wegen andrer solchen Ursachen mehr. Ich wüßte hier keinen Pedanten. Unterdessen kann es sein, daß Sie mehr Gelehrte kennen, als ich. Melden Sie mir doch den Namen dessen, den Sie abgebildet haben, durch einen kleinen Brief, den ich bei Ihrem Verleger abfordern lassen will. Ich wüßte Niemanden. Ich bin

Mein Herr Jüngling,

den 2 Mai, 1747. Ihr fleißiger Leser A.

Herr A. weiß Niemanden; ich auch nicht. In Leipzig haben wir keine Pedanten. Das ist gewiß!

Mein Herr Jüngling,

Sie sind ein loser Vogel. Ich habe Ihr siebzehntes Blatt mit Vergnügen gelesen. Sie sind ein Schriftsteller für mich. Da ich mit den hiesigen Frauenzimmern sehr vertraut bin: so hatte ich kaum von dem Charakter der Fa** die erste halbe Zeile gesehen, daß sie schön wäre, so wußte ich den Augenblick, daß Sie die Mademoiselle ** meinten. Es ist an dem, daß sie sich sehr gern lobt. Ich darf nur anfangen, ihr etwas von der neuen Art zu sagen, auf die ich meine Haare frisiren lasse; so redet sie gleich von einer neuen Mode, die sie erfunden haben will. Man kann vor ihrem Eigenlobe nicht zu Worten kommen. Wenn ich ihr einige galante Schmeicheleien sagen wollen; so ist sie oft so unverschämt gewesen und hat zu mir gesagt, ich hätte vollkommen Recht und sagte nur noch zu wenig. Und ma foi, ich sagte ihr so viel, daß sie hätte sollen roth werden. Habe ich da nicht stumm werden müssen? Kurz, Sie haben sie nach dem Leben gezeichnet. Die Madame ***, die vor Zeiten verbuhlt und allzu galant gewesen, ist doch die Madame ** in der ** Straße? Habe ich nicht Recht? Wahrhaftig, Sie sind in Charakteren sehr glücklich. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

den 4. Mai 1747.

der Ihrige
Jacob Flink.

Herr Flink irrt sich; es kann seyn, daß sich die Mademoiselle ** selbst lobt, weil er zu ihrem Lobe zu ungeschickt ist, und sie seinem unbescheidnen Lobe auf einmal Einhalt thun will. Ich habe aber weder die Mademoiselle ** noch die Madame ** abbilden wollen. Ich kenne sie nicht. Fa** ist eine Römerin [1]); die Madame *** aber die Madame Lürsay, eine Französin, deren Geschichte Herr Crebillon der jüngere beschrieben hat [2]). Allein in meinem siebzehnten Blatte ist aus Versehen ein Charakter weggelassen worden, in welchem ich Herrn Flink meinte. Weil ich nach seinem Urtheile so glücklich in Charakteren bin; so will ich denselben jetzt noch nachholen.

Man sagt, daß Herr Flink schön sei; es sagen es Viele und Niemand sagt es so oft, als er selbst. Aber warum sollte er wohl schön sein? Warum er schön sein soll? Sein Lakai frisirt ihm die Haare am besten; er ist immer wohlriechend; er ist so lange auf den Tanz gegangen, daß er endlich glaubt, er tanze am besten; er ist beständig unter Frauenzimmern, weil sich Niemand die Mühe nehmen und ihm die Thüre weisen lassen will; er ist immer sehr vertraulich mit ihnen, und zischelt ihnen beständig etwas ins Ohr; er schreibt Briefe an sie, die er für sehr sinnreich und galant hält, weil ihm Niemand darauf antwortet; er weiß genau, was ein jedes Frauenzimmer für einen Liebhaber hat; er läuft auf alle Gastereien. Warum sollte Herr

---

[1]) Bella es, novimus, et puella, verum est etc.
Mart. lib. I. ep. 29.

[2]) *Crebillon pag. 17.*

Flink nicht schön sein? Ich will mich nicht länger bei ihm aufhalten, weil ich noch mehr Briefe mitzutheilen habe.

Monsieur,

Wenn ich viel esse, so esse ich für mich viel. Er ist ein junger Mensch, was hat Er sich um mich zu bekümmern? Wir können freilich nicht alle so gelehrt sprechen, als Er. Spreche Er von seinen Büchern; ich will von meinem Braten sprechen. Er hat nichts darüber zu lachen. Ich muß den ganzen Tag über genug rechnen, ehe ich mich zu Tische setzen kann. Er wird in seinem ganzen Leben doch nicht so viel Geld verdienen, als ich in einem Monate ausleihe. Ich bin der Stadt nützlicher, als Er. Ich bekümmere mich wenig um Ihn. Ich bin noch nicht todt, wie Er in seinem Blättchen von mir spricht, und ich will noch lange leben. Künftig habe Er vor Leuten von meinem Alter mehr Respect. Deßwegen habe ich an Ihn geschrieben. Ich denke, wenn er mit seiner schmähsüchtigen Zunge fortfährt, daß Er noch auf das Carcer gesetzt werden soll. Ich will mich einmal so nennen, wie Er mich genannt hat.

Leipzig den 4. Mai 1747.

Kliton.

Mich dünkt, daß zwischen denen, die viel essen, und zwischen den Klitons, welche Bruyere [1]) beschreibt, noch ein ziemlicher Unterschied sei.

---

[1]) *Cliton* n'a jamais en toute sa vie, que deux affaires, qui est, de diner le matin et de souper le soir, il ne semple né que pour la digestion etc. *Bruyere pag. 397.*

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Mein Herr Jüngling,

Es ist wahr, Sie haben der Welt in Ihrem siebzehnten Blatte schwere Räthsel vorgelegt. Man kennt ja den guten Herrn, der gut verdaut, und doch blaß aussieht, eine junge Haushälterin hat, und doch immer blaß aussieht, überall. Sie hätten ihn eben dadurch nicht unkenntlich zu machen suchen dürfen, daß Sie seine Haushälterin jung und artig nennen. Es ist nunmehr schon eine geraume Zeit, daß er gut verdaut und doch blaß ausgesehen hat. Konnten Sie nicht zu gleicher Zeit seine Gebieterin beschreiben? Sie war nicht reizend, und ward Haushälterin; sie war schmutzig und ward Haushälterin; er hat nichts, und sie ist doch reich. Wo mag das herkommen?

Halle, am 3. Mai.

X.

N. S. Ich irre doch nicht, daß Sie vor etlichen Jahren hier in Halle studirt haben?

Das weiß ich nicht. Die Haushälterin, von der ich geredet habe, soll durchaus jung und artig sein; ich will es so haben. Martial hat mich zu diesem Charakter veranlaßt [1].

Mein Herr Jüngling,

Ich merke, wer Sie sind; Sie mögen sich verbergen, wie Sie wollen. Sie sind mein Landsmann und dieses lasse ich mir nicht abstreiten, seitdem Sie Ihr siebzehntes Blatt geschrieben haben.

---

[1]) Pulcre valet Carinus, et tamen pallet etc.
Mart. lib. I. ep. 78.

Wie glücklich haben Sie doch einen gewissen Heuchler getroffen, der in unsrer Stadt schon so viele Erbschaften erschlichen hat! Ich lobe Sie, daß Sie einen Mann dem Spotte Preis geben, den die Thränen so vieler Wittwen und Waisen noch nicht zur Reue und Erkenntniß seiner Ungerechtigkeiten gebracht haben. Der Niederträchtige! Er denkt, daß er für alle seine Ungerechtigkeiten genug thue, wenn er einige Stiftungen und Gebetbücher macht, und mit einem großen Lärmen alle Jahre einmal Almosen austheilt. Habe ich den Georg** an nicht errathen? Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Aschersleben, am 5. Mai 1747.

Ihr aufmerksamer Leser,
Michael Gewiß.

Folgender Brief betrifft eben diesen Charakter.

Mein Herr Jüngling,

Fürchten Sie sich denn vor keinem Prozesse? Wenn der Herr Licentiat ** keine Erbschaft von Ihnen erschleichen kann; so kann er doch eine Rüge wider Sie machen. Er wohnt auf der ** Straße. Ich habe mich wohl nicht geirrt. Er ist eben der, welcher einen alten reichen Narren, der kein Deutsch versteht, mit Geschenken überschüttet, damit er sterben soll. Ich möchte sehr gern mit Ihnen bekannt sein, mein Herr Jüngling. Ich wollte Ihnen auch die kleine kostbare Person mit der goldnen

Uhr nennen, welche nur gern wissen will, ob sie von Ihnen gemeint worden ist. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Leipzig, am 6. Mai, 1747.

Ihr fleißiger Leser, T.

Nunmehr könnte ich die Welt wieder rathen lassen, welchen unter diesen beiden ich gemeint haben soll. Bald wird keine Stadt in Deutschland mehr sein, wo meine Blätter gelesen werden, aus der ich nicht gebürtig bin. Es hat schon zu Martials Zeiten Leute genug gegeben, welche Erbschaften zu erschleichen gesucht haben [1]).

Leipzig, den 29. April.

Mein Herr,

Ich will Ihnen fünfzig Thaler geben, wenn Sie mir den Namen des Verfassers vom Jüngling nennen. Sie können nichts dafür, daß in diesem gottlosen Blatte rechtschaffne Leute verläumdet werden, das weiß ich wohl. Daß ich Ursache habe, auf meine Frau eifersüchtig zu werden, und daß es von Stutzern unter meinen Fenstern wimmelt, ist leider der ganzen Stadt bekannt. Aber daß mich ein junger Mensch einen Wucherer nennt, das ist eine Injurie! Die muß die Obrigkeit bestrafen! Fünfzig Thaler wende ich daran, damit Sie sehen sollen, daß ich kein Wuchrer bin. Ich bin

G**.

---

[1]) Munera quod senibus viduisque ingentia mittis:
Vis te munificum, Gargiliane, vocem? etc.
Mart. lib. IV. ep. 56.

Herr S** muß mehr bieten, wenn der Verleger seinen Schriftsteller verathen soll. Der Jüngling läßt sich um einen so geringen Preis nicht nennen. Ich könnte zwar sagen, daß ich den Charakter des S** aus dem Martial [1]) genommen: Allein, ich will noch einige Zeit mit der Erklärung verziehen, ob er es ist. Denn er versteht ohne Zweifel kein Latein, und kann also nicht wissen, ob ich nicht einige Züge hinzugesetzt habe.

Mein Herr Jüngling,

Wenn Sie nur nicht so viel von einem Frauenzimmer mit blauen Augen und von einem mit schwarzen Augen redeten, so würden Sie ein hübscher frommer Mensch sein, der es nicht so sehr mit der jetzigen argen und verderbten Welt hielte. Dieses habe ich daraus gesehen, daß Sie der eiteln Mademoiselle **, die sich auf ihre schönen Hände und Füße so schrecklich viel einbildet, und der Madame **, die mehr als einen Mann braucht, den Text so wohl gelesen haben. Ich habe recht meine Freude darüber. Ich sehe alle Tage mit inniger Betrübniß meines Herzens zu, wie viel junge Menschen bei ihnen aus- und eingehen. Ich weiß nicht, wie der Himmel so lange zusehen kann. Er ist sehr langmüthig. Ach wie schlimm wird es noch werden! Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Am 5. Mai.

Ihre andächtige Leserin,
Flavia.

---

[1]) Nullus in urbe fuit tota, qui tangere vellet etc.
Mart. lib. I. ep. 74.

N. S. Jetzt gehen schon wieder zwei Edelleute hin. Was wird noch aus der Welt werden?

Flavia könnte freilich am besten wissen, wen ich meinte, weil sie alt ist, und Neuigkeiten liebt, wenn ich nicht den Charakter der Mademoiselle ** aus dem Bruyere [1]) und eine Abbildung der Madame ** aus dem Juvenal [2]) genommen hätte.

Mein Herr Jüngling,

Sie haben einen Mann beschrieben, der allein die verstorbenen Poeten lobt. Wollen Sie sich in einen bekannten Streit wagen?

Am 5. Mai.

Elias Eilig.

Ich bin zu friedfertig, als daß ich Lust hätte, mich irgend in einen Streit einzulassen. Derjenige, den ich meinte, heißt Vacerra, und Martial hat ihn vor mir gemeint [3]).

Mein Herr,

Wenn Sie keine Raupen sammeln, sollen solches darum andre Leute nicht thun? Der Herr Doktor, der die Insekten so sehr liebt, ist mein Freund; ich suche die Raupen mit ihm, und wenn er seine Familie jetzt ein wenig leiden läßt, so wird es ihr

---

1) Argyre tire son gant, pour montrer une belle main etc. *Bruyere pag. 138.*

2) Unus Iberinae vir sufficit: ocius illud
Extorquebis, ut haec oculo contenta sit uno.
Iuvenal. Satyr. VI. v. 53.

3) Miraris veteres, Vacerra, solos etc.
Mart. lib. VIII. ep. 69.

künftig desto besser gehen, wenn er sein Raupenkabinet verkauft haben wird.

Am 8. Mai, 1747.

Thomas Raupe.

Ob ich gleich den Charakter dieses Doktors aus dem Bruyere [1]) genommen habe; so will ich doch den Freund des Herrn Thomas Raupe so lange meinen, bis er sein Raupenkabinet verkauft hat und bis es seiner Familie besser, als jetzt, geht.

Man wird aus den Stellen der angeführten Scribenten sehen, wie sehr sich diejenigen geirrt haben, welche die Originale zu meinen Charakteren errathen wollen. Ich habe einige gewöhnliche Charaktere in mein siebzehntes Blatt eingerückt, und doch haben sich Einige gefunden, welche besondere Personen angegeben, die ich in Gedanken gehabt haben soll. Ein Schriftsteller verspottet die Lächerlichen, ohne darauf zu denken, ob diese oder jene unter die Lächerlichen gehören. Ich will mich über eine so bekannte Wahrheit nicht mit Anmerkungen ausbreiten, und nur so viel sagen, daß ich künftig allezeit denjenigen gemeint haben will, der so dreist ist, daß er Originale zu meinen Charaktern angibt. Was meine Leser denken wollen, das lasse ich ihnen frei; ich verlange nur, daß sie ihre Auslegungen nicht auf meine Rechnung bringen sollen.

---

[1]) Il aime les insectes, il en fait tous les jours de nouvelles emplettes etc. *Bruyere pag. 283.*

Wie sehr werde ich nunmehr meinen künftigen Lesern ihre Mühe erleichtern! Sie können es sicher glauben, ich meine Niemanden, als diejenigen, welche wissen, wen ich gemeint habe.

Leipzig, in der Ostermesse, 1751.

G. W. R.

DE

EPISTOLIS GRATULATORIIS

ΕΞΩΤΙΚΟ ΘΑΥΜΑΤΟΥΡΓΗ-ΜΑΤΟΤΑ-ΜΕΙΟΙΣ.

Oder deutlicher zu reden:

Von der Vortrefflichkeit der Glückwünschungsschreiben nach dem neuesten Geschmack;

wodurch

Herrn N. N.,

als derselbe die hohe Schule rühmlichst verließ, seine Ergebenheit bezeugen wollte,

dessen

aufrichtigster Freund und Diener

Martin Scribler, der Jüngere [1].

[1]) Diese Abhandlung ward zum erstenmale gedruckt in den Belustigungen des Verstandes und Witzes. M. August 1741.

Procumbit humo bos (Der Ochs stürzt zu Boden) [1]).

Virgil.

[1]) Es ist ein erbaulicher Gebrauch, daß man zum Anfange eines jeden Buchs aus einem alten Schriftsteller einige Worte setzt. Wenn in dem ganzen Buche nichts Gutes ist, so sind wenigstens die Worte des alten Schriftstellers gut; ich habe es also auch nicht unterlassen wollen. Ich habe mir wenigstens angelegen sein lassen, eine solche Stelle ausfindig zu machen, welche mit meinem gegenwärtigen Vorsatze gar kein Verhältniß hat. Denn dieses ist nach dem neuesten Geschmack.

Mein Herr,

Sie haben mir vielmals deutliche Proben von Ihrer aufrichtigen Freundschaft gegeben, und haben mich dadurch Ihnen sehr verbunden gemacht; ich gestehe es jetzt öffentlich. Ich bekenne aber auch zugleich vor der ganzen Welt, daß meine Verbindlichkeit gegen Sie niemals so groß gewesen ist, als jetzt, da Sie diesen Ort verlassen. Ihr Abschied würde mir zwar schmerzlich fallen; allein, das Vergnügen, Sie mit einem gedruckten Bogen zu begleiten; die Zufriedenheit, meinen Namen auf dem Titelblatte zu sehen; das Verlangen, der gelehrten Welt, wo nicht zu dienen, doch bekannt zu werden; kurz, ein mir und meinen Landsleuten so natürlicher, als rühmlicher Eifer, zu schreiben: dieses sind die Ursachen, warum ich Ihren Abschied so gelassen ansehen kann.

Nur etwas bedaure ich. Ihr Abschied kommt mir zu unvermuthet [1]). Nur vor wenig Tagen habe

---

[1]) Dieses ist die erste Spur in gegenwärtiger Abhandlung, welche von der Stärke zeugt, die ich in Verfertigung eines Glückwünschungsschreibens, nach der neuesten Mode, besitze. Ihr Abschied ist mir gar nicht unvermuthet gekommen. Ich habe ihn vor vielen Wochen gewußt. Schon seit dem Tode des Kaisers bin ich mit dieser Schrift fertig gewesen. Ich habe mit innigsten Schmerzen auf eine Gelegenheit gewartet, sie unter die Presse zu brin=

ich diesen Ihren Entschluß erfahren. Ich bin also nicht im Stande gewesen, auf gegenwärtige Arbeit den gehörigen Fleiß zu verwenden. Sie ist eine unreife Frucht [1]) weniger Stunden, und die darin häufig vorkommenden Fehler wird nichts, als Ihr Wohlwollen, und meine beinah ganz unglaubliche Eilfertigkeit entschuldigen müssen. Von der wenigen Muße [2]), die ich habe, und der überhäuften Arbeit, wodurch ich auf eine verdrüßliche Art gebunden bin, mag ich nicht einmal etwas erwähnen.

Alle diese Hindernisse übersteige ich auf eine muthige Art. Ich liefere Ihnen diese Arbeit, und widme

---

gen. Es würde aber ein wesentliches Stück weggefallen sein, wenn ich nicht so bestürzt und eilfertig gethan hätte. Meine werthesten Mitbrüder, die wünschende Gesellschaft, sieht die Schönheit davon vortrefflich ein. Und es würde sehr altväterisch geklungen haben, wenn ich gesagt hätte, daß dieses Werkchen mit gründlichem Vorbedacht und reifer Ueberlegung geschrieben sei.

[1]) Dieses Urtheil fälle ich von mir, aus einer gelehrten und allen Autoren gewöhnlichen Schamhaftigkeit; will es aber bei dem geneigten Leser möglichst verbitten. Es widerlegt sich auch aus Obigem von selbst, und ist nur eine Figur.

[2]) Ich beziehe mich hier auf obige Anmerkungen. Wenn ich spräche, daß ich nichts zu thun hätte, und allem Ansehen nach so bald nicht mit einem Amte oder überhäufter Arbeit beschwert werden dürfte, so redete ich zwar die Wahrheit; aber ich sagte etwas, quod indignum esset nostris temporibus, indignum autore, indignum gratulante, et fausta quaevis apprecante. (Das unwürdig sein würde unserer Zeiten, unwürdig des Autors, und unwürdig des Gratulanten.)

Ihnen eine, wo nicht ganz neue [1]) und von mir zuerst erfundene, doch noch nicht sattsam erkannte Wahrheit. Der Nutzen unsrer gelehrten Glückwünschungsschreiben ist zu wichtig, als daß ich denselben mit Stillschweigen übergehen sollte. Ich will denselben angenehm, deutlich, gründlich, und so beschreiben, daß mir hoffentlich niemand seinen Beifall versagen, sondern vielmehr zugestehen wird: gegenwärtige Schrift sei nach dem neuesten Geschmack, und als ein Urbild aller gelehrten und zu unsrer Zeit im Schwange gehenden Glückwünschungsschreiben anzusehen. Besonders werde ich mich der Kürze befleißigen [2]).

§. 1. Im Paradiese [3]) lebten unsere ersten Ael=

---

[1]) Wir leben jetzt, dem Himmel sei Dank, in denen Zeiten, wo Alles, was Athem hat, neue Wahrheiten erfindet. Neue Wahrheiten bei dem Richterstuhle, neue Wahrheiten bei dem Krankenbette, ja sogar neue Wahrheiten auf der Kanzel; und ich wäre nicht werth, in diesem Jahrhundert geboren zu sein, wenn ich nicht im Stande wäre, binnen weniger Frist eine ganze Kette neuer Wahrheiten zu entdecken.

[2]) Dieses ist eine edle Tugend, welche mir und meinen Collegen, ohne Ruhm zu melden, nebst der Ordnung im Vortrag, und der Bündigkeit im Denken, ganz eigen ist. Sed bono vino hedera non opus est. (Ein guter Wein braucht keinen Ephen.)

[3]) Ich bin, wie es überhaupt gebräuchlich ist, allemal gewohnt, die Schönheiten meiner Schriften zuerst anzumerken, damit es dem Leser desto leichter falle, weiter nachzudenken. Gegenwärtigen Abschnitt halte ich für ein Meisterstück eines Glückwünschungsschreibens. Ich hatte versprochen, kurz zu schreiben, und

tern bei der größten Zufriedenheit. Dieses Glück dauerte nur kurze Zeit. Je häufiger sich ihre Nachkommen mehrten, desto heftiger nahm die Unruhe und das Elend der Sterlichen zu. Der kleine Ueberrest der alten, und die einzige Hoffnung der neuen Welt, schwammen in einem Kasten. Die Ruhe und Einigkeit schienen wieder hergestellt zu sein; es währte aber nicht lange. Die Herrschsucht wollte sich einen Thurm bis in die Wolken bauen; doch eine höhere Vorsicht zerstörte dieses verwegene Gebäude, und verwirrte die Sprachen. Die Kinder Noah verstanden einander nicht mehr. Sie mußten sich trennen. Die stolzen Nachkommen Sems ließen sich in dem fetten Grunde Asiens nieder. Der braune

---

fange, aller Kürze unbeschadet, vom Paradiese an. Wie schwer sollte es einem Andern fallen, die Wörter: Paradies, Arche Noah, babylonischer Thurm, Sem, Asien, braune Mohren, Lybien, Japhet, Norden, bemalte Leute und Columbus, auf eine so natürliche, lebhafte und bündige Art mit einander zu verknüpfen? Dieses kann ich und meine Mitbrüder. Was die Natur in einer Weite von vielen tausend Meilen faßt, das stellen wir auf einer einzigen Seite vor, und was in sechstausend Jahren geschehen ist, das wissen wir in wenig Punkte zu schließen. Noch mehr. Wer hätte meinen sollen, daß ich den Ursprung unserer heutigen Glückwünschungsschreiben in dem Paradiese zu suchen wüßte? Der folgende Abschnitt wird es beweisen, daß ich ihn rühmlichst gefunden habe. Lauter neue Wahrheiten! Es sei für jetzt genug. Nunmehr weiß der Leser, was er sich von mir zu versprechen hat. Und die Folge wird beweisen, daß dieses und alle auf solche Art eingerichtete Schreiben nichts Anderes sind, als ἐξωτικοθαυματεργηματοταμεῖα.

Mohr erwählte sich die sandigen Gegenden Lybiens. Ob es die Söhne Japhets gewesen, welche sich unsere nördliche Gegend zum Sitze ausgelesen, mag ich nicht untersuchen. Und es bemühen sich die Geschichtsforscher noch bis jetzt vergebens, wie die bemalten Einwohner in jenes Land gekommen sind, welches Columbus nach so späten Jahren wieder bekannt gemacht hat. So sehr wurden diejenigen zerstreut, welche allerseits Kinder eines Vaters waren; und so wenig verstehen die Nachkommen einander, deren Aeltern nur eine Sprache geredet haben.

§. 2. Das Gute hat seinen Ursprung vielmals einem Uebel zu danken. Aus der Zerrüttung der Sprachen entstanden Gesellschaften. Diejenigen, welche eine Sprache redeten, verstanden einander, und schlugen sich daher zusammen. Die Meisten von solchen Gesellschaften hatten zwar keine andere Absicht, als sich zu schützen und zu nähren: Viele aber gingen hierin weiter. Die Sorge für ihren Leib hinderte sie nicht, an dasjenige zu denken, was noch weit edler war. Sie bemühten sich, ihre Seele und deren Kräfte zu bessern. Sie errichteten Schulen. Sie erfanden schöne Wissenschaften, und brachten sie in Aufnahme. Aegypten legte den ersten Grundstein zu diesem vortrefflichen Gebäude. Griechenland that es ihm nach, und übertraf seinen Lehrmeister. Rom entriß Griechenland Scepter und Lorbeer, und pflanzte beides auf die fruchtbaren Höhen des Capitoliums. Innerliche Zerrüttung und fremde Gewalt verjagen die Musen aus dieser angenehmen Wohnung. Sie zogen sich weiter nach dem rauhen Norden, und wir sind nebst unseren Nachbarn so glücklich geworden, ihres Umgangs zu genießen.

Leipzig, das gelehrte Leipzig, hat sich hierin vor allen andern hohen Schulen eines besondern Vorzugs zu rühmen. Tausend vortreffliche Werke sind unverwerfliche Zeugen hiervon. Ich übergehe die meisten mit Stillschweigen, und will nur eine Art derselben anführen. Wer[1]) thut es uns in Glückwünschungsschreiben zuvor? Wir haben es hierin aufs Höchste gebracht. Ein jedes derselben ist ein Inbegriff seltner Schönheit, ein Kern ausbündiger Sachen, und ein Muster, welches die Vorfahren mit stummer Verwunderung verehren würden, die spätesten Nachkommen aber als unverwesliche Merkmale unsrer Glückseligkeit rühmen müssen. Dieses Alles schreibt sich aus dem Paradiese her. W. Z. E. W.[2]).

§. 3. Ich habe also den rühmlichen Ursprung der

---

[1]) Es versteht sich von selbst, daß ich hier nur von denen rede, welche ich mir zum Muster vorgesetzt habe, und denen Gegenwärtiges zu einem rühmlichen Exempel dienen kann. Es gibt noch eine große Menge anderer Glückwünschungsschreiben, die aber bei ihrer Trockenheit nur denen gefallen können, die an unserer jetzigen und neuesten Art zu denken keinen Geschmack haben.

[2]) Finis coronat opus. (Das Ende krönt das Werk.) Diese vier Buchstaben wollen mehr sagen, als alle hieroglyphische Figuren der ägyptischen Priester. Sie zeigen an, daß ich fertig bin, daß ich ordentlich gedacht habe, daß mein Beweis unumstößlich ist. Man mag schreiben, wie man will! Man setze nur zum Schlusse: W. Z. E. W., so schreibt man mathematisch. Diese Buchstaben sind nichts Anderes, als das alte Plaudite. (Klatscht!) Der Verfasser bittet sich dadurch den Beifall des Lesers aus, daß er seine philosophische Rolle so vortrefflich gespielt hat.

Glückwünschungsschreiben auf so eine Art dargethan, daß kein vernünftiger Mensch [1]) etwas daran auszusetzen haben wird.

Nunmehr muß ich auch entwerfen, was ich eigentlich unter den nach der neuesten Mode eingerichteten Glückwünschungsschreiben verstehe. Nämlich, ich verstehe darunter nichts Anderes, als eine sauber gedruckte Abhandlung, worin viele Worte, auf eine ungefähre Art, mit allen nur ersinnlichen Anmerkungen ausgeziert sind, damit die Belesenheit des Verfassers in die Augen falle, die gelehrte Welt einen tröstlichen Zuwachs erhalte, und bei dieser Gelegenheit dem Gönner oder Freunde etwas Annehmliches vorgesagt werde. Hiervon will ich ausführlicher handeln.

§. 4. Mit großem Vorbedacht habe ich oben gesagt, ich wollte, was die Glückwünschungsschreiben wären, entwerfen [2]). Ich bin nicht so pedantisch, daß ich eine ordentliche Definition davon machen wollte [3]). Dieses ist viel zu verdrüßlich, zu geschwei-

---

[1]) Es ist die löbliche Gewohnheit meiner Brüder, daß man auf einen jeden Beweis einen Trumpf setzt. Im Lateinischen klingt es noch männlicher: Cui sanum est sinciput et occiput. (Der hinten und vorn einen gesunden Kopf hat.) In meiner ratiocinatione practica, welche künftige Ostermesse ans Licht treten wird, sind zwei Alphabete solcher gründlichen Formeln angemerkt, welche aber größtentheils aus dem Holländischen genommen sind.

[2]) Ich kann den Unterschied nicht besser ausdrücken, als durch die Distinction: inter definitionem et descriptionem. (Zwischen einer Definiton und Description).

[3]) Es kommt allerdings auf mein Wollen an. Denn ich weiß sehr umständlich, was zu einer Definition

gen, daß es wider die Pflicht eines guten Bürgers läuft, eine Definition zu geben, indem uns die Gesetze selbst davor, als vor etwas Gefährlichem, warnen [1]). Nur ehedem ging es an, da man noch eigensinnig war, da man genau wissen wollte, wovon eigentlich die Rede wäre; kurz, da man noch wenig schrieb, und viel dachte. Es ist dieses jetzt ein beschwerlicher Fehler vieler Gelehrten, welche etwas bei Jahren sind. Ich und die Herren Scribenten von meinem Alter haben uns dieser Sklaverei entrissen. Dieses unterhält unsre Fähigkeit, daß wir mehr schreiben können, als wir denken. Wir entwerfen; und behalten dadurch die Freiheit zu sagen, was uns einfällt. Wer mir nicht glauben will, der lese unsre Glückwünschungsschreiben.

§. 5. Ich nenne die Glückwünschungsschreiben eine Abhandlung. Es sei aber fern von mir, daß ich dadurch anzeigen wollte, als müsse man dasjenige, was auf dem Titelblatte steht, darin ordentlich ausführen. Dieses ist schlechterdings wider den Charakter meiner Glückwünschungsschreiben. Man muß etwas sagen, dessen sich der Leser nicht versieht. Das Unerwartete rührt am meisten. Zum Exempel: Man thut, als wolle man von den Regeln der Geselligkeit handeln, und erzählt die Geschichte des Aeneas und Turnus. Man verspricht die Mit-

---

erfordert wird, indem ich mehr als eine Logik eigenthümlich besitze, und daselbst nur nachschlagen dürfte. Mehr gehört zu einem rechtschaffenen Gelehrten nicht.

[1]) L. 202. D. de R. I. Omnis definitio etc. periculosa est etc. (Jede Definition u. s. w. ist gefährlich.)

tel zu zeigen, wodurch man glücklich werden kann, und beschreibt dafür das Wesen des Schwefels und Salzes. Man stellt sich, als wolle man die Vorzüge der heutigen Poesie anführen, und rühmt die Fabeln des Crispinus [1]).

§. 6. Diese Abhandlungen müssen sauber gedruckt sein. Dieses wird hauptsächlich erfordert; darum habe ich es auch zuerst angemerkt. Es nimmt den Leser unvermerkt ein, und indem er den schönen Druck bewundert, übersieht er manchen Fehler. Zum Titel, bei welchem man sich der längsten [2]) und fürchterlichsten Wörter zu bedienen hat, nimmt man die ansehnlichsten Lettern. Soll er recht zierlich sein, so muß er aussehen, wie die Grabschrift eines reichen Müßiggängers, in welche der vergnügte Erbe weit mehr setzen lassen, als der Verstorbene in seinem ganzen Leben zu thun fähig gewesen ist. Daß der Anfangsbuchstabe [3]) in einem zierlich geschnittenen Stocke stehen muß, versteht sich von selbst.

---

[1]) Meine Leser werden es bestens entschuldigen, daß bei diesem Abschnitt keine Note ist. Es ist kein Versehen, welches mir, besonders bei gegenwärtiger Abhandlung, beinah nicht zu verzeihen wäre, wenn ich mich nicht hierdurch anheischig machte, es in folgenden Abschnitten wieder einzubringen.

[2]) Der Titel, welchen ich dieser Schrift vorgesetzt habe, kann diesen Satz am besten beweisen. Ich hatte eine rechte Freude, als er fertig war, und mancher Dichter empfindet bei den Versen, die er zur Welt gebracht, die kitzelnde Zufriedenheit lange nicht, welche ich bei mir verspürte, als ich den ersten Bogen aus der Druckerei bekam.

[3]) Man sehe mein S beim Anfang dieser Schrift.

Und jedermann wird zu Steuer [1]) der Wahrheit bekennen müssen, daß eine schlechte Abhandlung weit erträglicher sei, als ein schlechter Anfangsbuchstabe.

§. 7. Die Abhandlung muß aus zusammen verknüpften Worten bestehen. Worte sind also das Hauptstück unserer Glückwünschungsschreiben. Wenn man diese hat, so hat man Alles. Es gibt noch viele unter unsern Gelehrten, deren Namen ich aber aus Mitleiden verschweige, welche in dem irrigen Wahne stehen, man müsse zuvörderst wissen, was man schreiben wolle, und alsdann erst um die Worte und Ausdrücke bekümmert sein. Verkehrte Meinung! Worte muß man zuvörderst haben. Diese muß man mit einander verknüpfen; und alsdann sieht man, was man geschrieben hat. Es ist hier eben, wie mit der Poesie. Wenn ich den Reim [2]) habe, so

---

[1]) Bei dem Worte Steuer fällt mir eine rare Münze ein, welche ich auf den Titel habe stechen lassen. Ein Anderer, der meine Fähigkeit im Denken nicht besitzt, würde nimmermehr darauf gekommen sein. Weil ich dieses Werk selbst verlegen werde, so habe ich die Kosten nicht gescheut, dieses Kupfer verfertigen zu lassen. Es ist die allerneueste Mode. Es macht ein Buch beliebt. Und was das Schönste ist, so wird gar nicht erfordert, daß sich die Münze zur Abhandlung schicke, oder etwas davon in derselben gedacht werde. Wer hätte in meiner Lobschrift auf die Glückwünschungsschreiben eine Steuermünze suchen sollen. Bloß dem Wort Steuer hat der Leser das schöne Bildchen zu danken.

[2]) Ich werde hiervon in meinem Poeta in nuce (die Quintessenz des Poeten), oder in meiner Sammlung 10000 auserlesener Reime, vermittelst welcher man, besonders bei Magisterpromotionen, auf die

habe ich auch den Gedanken, welcher in den Vers soll; und wenn der Reim fehlt, so ist mir der schönste Gedanke nichts nütze.

Je fremder die Worte sind, und je weniger sie, außer der Verknüpfung, Aehnlichkeit mit einander haben, desto schöner wird die Schrift. Es würde sehr gemein lassen, wenn man nichts setzen wollte, als was durch eine natürliche Folge aus einander flösse. Ich will ein Gleichniß [1]) geben. Sie kennen, mein Herr, jenes Frauenzimmer, welches ihre ganze Nachbarschaft in Verwunderung bringt. Ihre Spitzen nimmt sie aus Holland; die Ohrgehenke aus Indostan. Peru muß dasjenige liefern, was zum Halsschmucke nöthig ist. Die Kleidung ist ein Werk der Persianer. Ihr Fischbeinrock hat seinen Ursprung dem Nordpol zu danken, und sie würde tausend nöthige Dinge entbehren müssen, wenn nicht die Sorgfalt der Kaufleute solche von dem Südpol herzuschaffen wüßte. Von ihrem Vaterlande hat sie nichts, als den Körper. Gleichwohl müssen Sie zugestehen, daß alle diese fremden Sachen auf eine geschickte Art zusammen verknüpft sind, und jedermann die wohlausgesonnene Pracht mit Hochachtung bewundert. Gleiche Beschaffenheit hat es mit unsern Glück-

---

leichteste poetische Art, satirische und ernsthafte Gedichte binnen kurzer Zeit zu Papier bringen kann, ausführlich handeln.

[1]) Es wollte mir hier schwer fallen, einen ordentlichen Beweis zu machen. Ich bediene mich also mit großem Nutzen der Freiheit, welche sich meine werthesten Mitbrüder vorlängst angemaßt haben: Daß sie nämlich in Gleichnissen reden, wenn ihnen die trockenen Schlüsse zu mühsam sind.

wünschungsschreiben. Sie kommen mir nicht anders vor, als ein prächtig ausgeputztes Frauenzimmer. Asien, Aegypten, Griechenland, Rom, Frankreich, London, Himmel und Hölle haben ihren Antheil daran; Alles muß etwas dazu hergeben. Dieses weiß der Verfasser auf eine sinnreiche Art zu verknüpfen, daraus verfertigt er seine prächtige Schrift.

§. 8. Diese Worte [1]) müssen auf eine ungefähre

---

[1]) Die Regeln, welche ich in diesem Abschnitt gebe, werden sich durch ein Exempel am besten erläutern lassen. Es war am 2. Januar 1740, als ich in die wünschende Gesellschaft trat. Ich mußte eine Antrittsrede halten, um meine Fähigkeit zu zeigen. Der Vorsitzende redete mich zuerst an. Er sagte mir die Regeln und Gesetze seiner Gesellschaft. Ich versprach, ihnen nachzuleben. Hierauf gab er mir den Freimaurer, welcher das Jahr vorher geschrieben war, in die Hand, wies mir die über jedem wöchentlichen Blatte stehende Ueberschrift, und sagte, daß ich nach dieser Ordnung alsobald meine Antrittsrede halten sollte. Ich fragte ihn, was für einen Satz ich ausführen sollte. Er besann sich ein wenig, und sagte mir, ich sollte handeln: Von der wahren Beschaffenheit eines vernünftigen Bürgers. Hierauf hielt ich sogleich eine bewundernswürdige Rede. Als ich mit solcher fertig war, gab ich den Freimaurer dem Vorsitzenden zurück, welcher eine Gegenrede an mich hielt, und darin, nach Anleitung und Ordnung eben dieser Ueberschriften, von der damaligen ungemeinen Kälte handelte. Er wendete dieses sehr natürlich auf unsere Gesellschaft, und besonders auf mich, an, rühmte dabei, wie leicht zu vermuthen ist, meine Rede ungemein, und hielt es mir, als einem Anfänger, zu gute, daß ich mich in der ersten Hälfte derselben zu sehr an den aufgegebenen Satz gebunden hätte; versicherte mich zugleich,

Art mit einander verknüpft sein. Was dieses sagen wolle, das ist in dem vorhergehenden Abschnitt größtentheils ausgeführt. An diesem Orte will ich nur einige praktische Regeln geben, welche man bei allen dergleichen Ausarbeitungen mit besonderm Nutzen wird anwenden können. Ich habe die Ehre, ein unwürdiges Mitglied von derjenigen Gesellschaft zu sein, welche seit geraumer Zeit auf dieser hohen Schule blüht, und sich die wünschende Gesellschaft nennt. Sie besteht aus zwölf Personen und einem Vorsitzer. Wir kommen alle Wochen einmal zusammen. Ein Jeder von uns muß vier Gedanken mitbringen. Diese bestehen entweder aus einem weisen Spruche eines Gelehrten, oder aus einer Ueberschrift, oder aus einem Stücke des Alterthums und der Historie, oder aus einer kritischen Anmerkung. Sie dürfen nicht mit Fleiß ausgesucht, sondern müssen von ungefähr gefunden, mithin von einander ganz verschieden sein. Ein jeder Gedanke wird auf einen besondern Zettel geschrieben. Auf solche Weise bringen wir auf 52 Zetteln 52 bündige Gedanken zusammen. Diese wirft der Vorsitzende in seinen Hut, rührt sie wohl unter einander, und legt sie alsdann in eine Reihe auf den Tisch. Der, welchen die Ordnung zu reden trifft, steht alsdann auf. Der Vorsitzende sagt ihm einen Satz, welcher

---

daß die andere Hälfte unverbesserlich, und nach ihrem neuesten Geschmack sei. Man wird die Wahrheit dieses Urtheils selbst erkennen, wenn man sich das Vergnügen machen will, sie zu lesen; zu dem Ende habe ich sie dieser Abhandlung beidrucken lassen.

ihm zuerst beifällt. Dieser muß sogleich abgehandelt werden, und in den 52 Zetteln findet er eine unerschöpfliche Quelle desjenigen, wodurch er aus dem Stegreife eine männliche, bündige, gelehrte sinnreiche und lebhafte Rede, ohne Anstoß, vorbringen kann. Es ist dieses nichts Unmögliches. Ein jeder Gedanke führt uns auf den andern. Ein zufälliges Wort ist hierzu genug. Will sich auch dieses nicht finden, so sucht man ein Gleichniß, oder ein Exempel. Das bewährteste Mittel ist die Erfindung, welche die Redner a contrario nennen. Sind aber die aufgegebenen Gedanken gar zu hartnäckig, und wollen sie sich auf keine Weise verbinden lassen; so sagen wir dieselben in ihrer unzertrennten Ordnung her, und schließen mit einem verwundrungsvollen: Jedoch wo gerathe ich hin! Dieses heißt auf eine ungefähre Art verknüpfen.

§. 9. Wenn ich meine Worte auf eine ungefähre Art verknüpfe; so muß ich sie auch mit allen nur ersinnlichen Anmerkungen auszieren, damit die Belesenheit des Verfassers in die Augen falle, und die gelehrte Welt einen tröstlichen Zuwachs erhalte. Wie nöthig, wie rühmlich dieses sei, das werde ich in dem Folgenden beweisen. *Ex* [1]) *ungue* [2]) *leo-*

---

[1]) Es wird dem gemeinen Wesen sehr zuträglich sein, wenn ich hier anmerke, daß Virgilius das Wörtchen Ex besonders hundert und siebenzehnmal mit Nachdruck anführt.

Ecl. 3. Puero silvestri Ex arbore lecta
Aurea mala decem misi.
Ecl. 6. Iniiciunt ipsis Ex vincula sertis.
Ecl. 7. Ex illo Corydon.
Ecl. 10. Ex vobis unus.

nem [1]. (Aus der Klaue erkennt man den Löwen). Ich gestehe zwar gar gern, daß es eine etwas

Georg. L. 1. Collectae Ex alto nubes.
Ibid. Revolant Ex aequore mergi.
Ibid. Nec minus Ex imbri soles.
Ibid. L. 2. Inseritur vero Ex foetu nucis etc.
Ibid. Non ullo Ex aequore cernes.
Ibid. Ex se ipsa remittit.
Ibid. Ex arbore plantas.
Ibid. Oscilla Ex alta suspendunt.
Ibid. L. 3. Pugnam Ex auro.
Ibid. Ex hoste trophaea.
Ibid. Aliam Ex alia generando.

Wegen der übrigen Stellen beliebe der geneigte Leser den über *Virgilii* Opera verfertigten Indicem *Nicolai Erythraei* aufzuschlagen, welchen ich hier mascula imitatione ausgeschrieben habe.

[2]) a Graeco ὄνυχες, *Terent.* in Eun. Act. IV. Sc. 3. v. 6. Ungibus in os alicui involare.
Tibull. Libr. I. el. 8. v. 12. Unguinum praesegmina.
Tertull. de Poenit. cap. 10. Repastinare ungues.
Ovid. I. de arte amandi:
Et nihil emineat, et sint sine sordibus ungues.
Horat. I. epist. VII. v. 51.
Cultello proprio purgantem leniter ungues.
Videatur omnino *Fabri* Thesaurus, sub voce *Unguis.*

[1]) Ich zweifle gar nicht, daß man nicht bei dem Worte Leo schöne Anmerkungen, aus den Alterthümern, Geschichten, Münzen, sinnreichen Sprüchen gelehrter Männer, der Naturkunde, Sternkunst, und anderen Wissenschaften machen könnte. Es war auch dieses anfänglich mein löblicher Vorsatz, und es würde diesem Abschnitt eine sonderbare Zierde gegeben haben. Weil ich aber in allen Registern, die ich besitze, davon nichts Rechtes finden können, so bin ich hinlänglich entschuldigt. Denn es ist bekannt, daß wir

mühsame Arbeit ist. Ich weiß [1]) aber auch, daß wir uns vielmals in andern Sachen keine Mühe verdrießen lassen, welche von solcher Wichtigkeit lange nicht sind, als ein dergleichen löbliches Vorhaben. Diese Anmerkungen müssen aus vielerlei Sprachen bestehen. Hierbei darf man schlechterdings nicht sparsam sein. Man schreibt für Gelehrte, und also muß man sie auf eine gelehrte Art unterhalten. Dieses [2]) heißt aber gelehrt, wenn man viele Sprachen kann. Es ist eine leichte Sache, die Gottesgelahrheit zu fassen, die inländischen und auswärtigen Rechte zu lernen, die Arzneikunst zu begreifen, und ein Meister der Weltweisheit zu werden. Dazu

---

Gelehrte nichts weiter wissen, als was in den Registern steht.

[1]) *Hesiod.* Op. et Dies, v. 172. ff.

Μηκέτ' ἔπειτ', ὤφειλον, ἐγὼ πέμπτοισι μετεῖναι
Ἀνδράσιν, ἀλλ' ἢ πρόσθε θανεῖν, ἢ ἔπειτα γενέσθαι.
Νῦν γὰρ δὴ γένος ἐςὶ σιδήρεον, οὐδέ ποτ' ἦμαρ
Παύσονται καμάτου καὶ ὀϊζύος, οὐδέ τι νύκτωρ
Φθειρόμενοι. Χαλεπὰς δὲ θεοὶ δώσουσι μερίμνας.

[2]) Ich muß mich wundern, daß es Leute gibt, welche von einem Gelehrten mehr fordern wollen, als Sprachen. Es ist mir zu verdrießlich, mich in diesen Streit einzulassen. Ich will meine Gegner nur auf den *R. Moses Ben Maimon* weisen, welcher sie zur Genüge beschämt, wenn er in Hal. Sanhedr. c. 2. v. 7. redet: *)

*) Rabener bringt hier hebräische, syrische und arabische Stellen, die sich abzudrucken oder zu übersetzen der Mühe nicht verlohnt. Er verstand ja diese Sprachen selbst nicht, wie er sogleich gesteht. (A. d. Herausgeb.)

gehört nicht mehr, als höchstens eine Zeit von drei Jahren, so ist man darin vollkommen. Aber Sprachen zu lernen; dieses ist dasjenige, womit wir in der zartesten Jugend anfangen, vom Morgen bis auf den Abend zubringen, und doch in dem spätesten Alter noch nicht fertig sind. Sollte dieses nicht die wahre Gelehrsamkeit sein? Sollten dieses nicht die sichersten Merkmale sein, wodurch man darthun kann, daß man ein würdiger Sohn des Apollo [1]) sei?

Zwar möchte Mancher einwenden: Es sei unmöglich, daß ein Jeder eine so weitläufige Wissenschaft in Sprachen besitze; man habe nicht allemal Gelegenheit, sie zu erlernen; nicht ein Jeder sei fähig [2]), solche zu fassen. Sollte man denn deßwegen das reizende Vergnügen entbehren, etwas zu schreiben?

---

[1]) Ich kann nicht läugnen, daß es mir sehr sauer geworden, den Apollo hier anzubringen, und wer nicht weiß, worin die Schönheit eines Glückwünschungsschreibens besteht, der dürfte wohl gar glauben, es klänge gezwungen. Allein, es hat ein italienischer Poet gesagt: Eccoti, benigno Lettore, un parto di poche sere, che se ben nato di nobile, non è però aborto di tenebre, ma si fata conoscer Figlio d'APOLLO con qualche raggio di Parnaso. Weil ich nun in meine Anmerkungen auch etwas Italienisches setzen wollte, gleichwohl mir nichts Anderes, als Vorstehendes bekannt war: so habe ich lieber der natürlichen Ordnung ein wenig Gewalt anthun, als diese Schönheit missen wollen.

[2]) On voit peu d'Esprits sans doute, qui ne soient capables de quelque Art ou de quelque Science. Ils ont tous un certain desir d'apprendre et d'augmenter leurs lumieres, qui se peut fortifier par une bonne Methode. *Mr. Noble* dans l'Eocle du monde.

Keineswegs. Ich sehe es nicht als eine unumgängliche Nothwendigkeit an, daß man viele Sprachen verstehen müsse. Ich verlange nur, daß die Anmerkungen aus vielen Sprachen bestehen sollen. Was man nicht selbst kann, das werden doch wohl unsre guten Freunde können. Diese [1]) sind schuldig, uns in der Noth zu helfen, und uns aus der Schande der Unwissenheit zu reißen. Wer wollte mir zumuthen, daß ich Griechisch, Rabbinisch, Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Französisch, Italiänisch und Englisch könne? Ich verstehe nichts als meine Muttersprache, und ein wenig Latein. Gleichwohl würde man es mir nimmermehr ansehen, wenn ich nicht so offenherzig wäre, und es jetzt öffentlich bekennte. Ich habe [2]) ein halb Dutzend gute Freunde, welche mich von Zeit zu Zeit mit gelehrten und fremden Anmerkungen versehen, und ich habe ihrer Freigebigkeit dasjenige einzig und allein zu danken, was ich in gegenwärtigem Abschnitt dem geneigten Leser mitgetheilt [3]). Es ist dieses

---

[1]) It is a true saying, that misfortunes alone prove one's friendships; they show us not only other people's for us, but our own for them; we heardly know our selves any other wise. New Letters of *Mr. Al. Pope*, p. 207.

[2]) Ich muß hier die aufrichtige Fürsorge meiner guten Freunde öffentlich und mit Dank rühmen. Ich habe durch ihre Beihülfe einen so schönen Vorrath von Anmerkungen in verschiedenen Sprachen, daß ich alle Stunden vermögend bin, ein neues Werk zu schreiben. Nur kann ich noch nicht schlüssig werden, wovon es handeln soll.

[3]) Herr Prof. Kehr in Petersburg hat mir eine auserlesene Sammlung von Noten in ausländischen,

gar kein Fehler von mir. Wenn niemand etwas schreiben wollte, als was er verstünde; so würde gewiß die Hälfte von den gelehrten Werken wegfallen, welche alle Messen an das Licht treten. Wir haben genug gethan, wenn wir unsre Namen auf den Titel setzen lassen.

§. 10. In unsern Glückwünschungsschreiben pflegen wir unsern Gönnern oder guten Freunden etwas Angenehmes vorzusagen.

Es könnte das Ansehen gewinnen, als wäre dieses der Hauptzweck; er ist es aber nicht. Wir schreiben nicht darum, weil wir etwas wünschen wollen; sondern wir wünschen, damit wir schreiben können. Die Erfahrung wird dieses am besten beweisen. Man sehe unsre Glückwünschungsschreiben an. Den größten Theil macht eine sogenannte Abhandlung aus. Diese steht uns zu Ehren da. Ein kleiner Anhang gehört unserm Gönner oder guten Freunde. In jenem sagen wir ganz ausführlich, ohne uns zu nennen, was für tiefsinnige und unentbehrliche Mitglieder der gelehrten Welt wir sind. In diesem aber bedauern wir in möglichster Kürze, daß die Schrift wider alles Vermuthen uns unter den Händen gewachsen, und stärker geworden sei, als unser Vorsatz gewesen. Wir bezeigen unsern Unwillen, daß wir abbrechen müssen; wir beklagen, daß der Raum zu enge, und die Zeit zu kurz ist, und

---

und bei uns ganz unerhörten Sprachen versprochen. Es ist mir verdrießlich, daß er in Erfüllung seines Versprechens so saumselig ist. Hätte ich sie jetzt gehabt, so würden sie gegenwärtiger Abhandlung ein besonderes Ansehen gegeben haben.

was wir noch Alles gleichsam auf der Flucht sagen können, ist dieses: Die Verdienste[1]) unseres Gönners oder Freundes wären ohne dieß jedermann bekannt, und wir würden unbillig handeln, wenn wir uns wagen wollten, etwas zu loben, welches wir bloß zu erzählen nicht einmal vermögend wären; empfehlen uns anbei dessen hohem Patrocinio oder Freundschaft, und verharren, bis zu dem letzten Hauche unsers Lebens, Diener und Freunde.

Wünsche von dieser Art schicken sich für Alle; und dergleichen weitläuftige Ausdrücke sind darum unentbehrlich, weil wir mit unsern Lobschriften vorher fertig sind, ehe wir noch wissen, wen wir loben.

§. 11. Nunmehr habe ich den Ursprung der Glückwünschungsschreiben ganz kürzlich gezeigt. Ich habe gesagt, was ich unter Glückwünschungsschreiben verstehe. Ich bin diesen gemachten Entwurf stückweise

---

[1]) Sie werden also, werthester Freund, mir nicht zumuthen, daß ich Ihnen jetzt einen ausführlichen Wunsch, oder ein wohlgesetztes Lob liefern solle. Ich gönne Ihnen alles Gute. Sie besitzen mehr ruhmwürdige Eigenschaften, als sich in ein Glückwünschungsschreiben von dieser Art schicken. Ich liebe Sie aufrichtig. Allein Sie werden mir nicht für übel halten, wenn ich davon gar nichts sage. Ich würde das Gelübde brechen, welches ich bei meinem Eintritt in die glückwünschende Gesellschaft gethan; ich würde mir meine Mitbrüder zu Feinden machen. Dieses können Sie mir nicht ansinnen. Zu geschweigen, daß gegenwärtige Abhandlung fertig gewesen, ehe ich an Sie gedacht habe. Ich und meines Gleichen aber haben für dasjenige, was wir einmal geschrieben, zu viel Liebe und Hochachtung, als daß wir etwas ausstreichen oder ändern sollten.

durchgegangen. Ich habe Regeln gegeben, und bin solchen selber gefolgt. An Noten und Anmerkungen wird hoffentlich kein Mangel sein; und wenn ich nicht gar zu sittsam wäre, so würde ich sagen, daß gegenwärtige Schrift ein Muster aller Glückwünschungsschreiben, eine unläugbare Probe meiner unerschöpflichen Fähigkeit im Denken, ein Inbegriff vieler in= und ausländischen Schönheiten, und ein solches Werk wäre, welches, wie wir große Geister tiefsinnig zu reden pflegen, wo nicht sich selbst übertreffe, doch seine eigne Parallele sei.

Corollarium [1].

Als ich gegenwärtige Abhandlung einem guten Freunde zu lesen gab; so entdeckte dieser gleich anfangs einen großen Fehler daran. Ich hätte nämlich, sagte er, vergessen, dem Zoilus, beim Eingange meiner Schrift, Eins zu versetzen. Ich hätte ihn warnen sollen, daß er sich mit seinem Alles begeifernden Zahne nicht an mich wagen sollte; allein es ist mit gutem Vorbedacht unterlassen worden. Ich will gar nicht böse werden, wenn sich Jemand

---

[1]) Weil Corollarium nicht mehr, wie bei unsern Vorfahren, eine solche Proposition hat, die aus den vorherstehenden Sätzen durch eine natürliche Folge fließt, sondern vielmehr dadurch dasjenige angezeigt wird, was auf das letzte weiße Blatt gedruckt wird: so bin ich befugt gewesen, diesen Anhang ein Corollarium zu nennen.

wider dieses Werkchen auflehnt; es soll mir vielmehr ein besonderes Vergnügen sein. Auf solche Weise bekomme ich wieder Gelegenheit, etwas Neues, und vielleicht noch viel zu schreiben. Ich habe mich schon auf verschiedene beißende und satirische Gedanken gefaßt gemacht, womit ich meinen Gegner lächerlich machen will. Hiermit will ich also jedermann, wer es auch sei, zu einem gelehrten Kampfe auffordern. Sollte aber Niemand, wie ich fast vermuthe, das Herz haben, sich an mir zu vergreifen; so werde ich mich genöthigt finden, in dem nächsten Glückwünschungsbriefe, unter verdecktem Namen, selbst wider mich zu schreiben. Ich hoffe hierdurch im Stande zu sein, in weniger Zeit der gelehrten Welt eine starke Sammlung auserlesener Streitschriften unter dem Titel »Scribleriana« zu liefern. Schreiben muß ich, und zwar viel schreiben; denn ich bin ein Gelehrter.

Rede

beim

Eintritt in die wünschende Gesellschaft,

nach den im vorstehenden 8ten §. und der beigefügten Anmerkung vorgeschriebenen Regeln aus dem Stegreife gehalten

von

Martin Scribler, dem Jüngeren.

Am 2ten Jänner 1740.

Von der wahren Beschaffenheit eines vernünftigen Bürgers.

Meine Herren,

Wir machen uns allerseits ein Vergnügen daraus, wenn man uns für ehrlich und vernünftig hält [1]).

---

[1]) Vir bonus, et prudens dici, delector ego, actu.
Horat.

*) Die aus dem Zusammenhange gerissenen lat. Verse zu übersetzen würde eben so mühsam, als undankbar sein. Die Rede ist übrigens bloß für Gelehrte geschrieben. Endlich liefert auch Rabener's Text die beste Uebersetzung.

(Anm. d. Herausgeb.)

Ein solcher Mann wird durch seine Ehrlichkeit ansehnlich und ein Jeder muß die Verdienste desselben mit Stillschweigen bewundern [1]).

Es ist aber auch nichts so gut, es ist zu etwas schädlich. Was ist so nützlich, als das Feuer? Und gleichwohl kann man die prächtigsten Gebäude dadurch vernichten. Was dient mehr zu unsrer Sicherheit, als das Schwert? Und oft bringt es uns selbst den Tod [2]).

Wer Ehrlichkeit und Verdienste selbst von sich rühmen will, dem glaubt man nicht, der macht sich verhaßt, der schadet sich selbst [3]).

Für einen Großsprecher wird man ihn halten [4]), und glauben, daß er seine Fehler unter dem scheinbaren Namen der Tugend verbergen wolle [5]).

Wer dasjenige in der That sein will, was er von sich rühmt, der hat unter allen Regeln besonders vier wohl in Acht zu nehmen [6]).

Er muß seinen Beruf wohl abwarten, und nicht

---

[1]) Tum pietate gravem, ac meritis, si forte virum quem Conspexere, silent. *Virgil.*

[2]) Nil prodest, quod non laedere possit idem.
Igne quid utilius? Si quis tamen urere tecta
Comparat, audaces instruit igne manus.
Et latro, et cautus praecingitur ense viator,
Ille sed insidias, hic sibi portat opem.
Ovid.

[3]) Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.
Horat.

[4]) Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu!
Horat.

[5]) Fallit enim vitium specie virtutis et umbra!
Juvenal.

[6]) Quatuor ex omni — — — *Virgil.*

eher ruhen, bis er seiner Pflicht völlige Genüge geleistet hat [1]).

Er muß das Wahre von dem Falschen vorsichtig zu unterscheiden wissen [2]).

Er muß, was seinem Amte wohlanständig ist, auf das Genaueste beobachten [3]).

Er muß endlich der weisen Vorsicht des Himmels Alles ruhig überlassen [4]).

Aber wie Wenige unter uns thun dieses! Wie Wenige kennen ihre eigne Schwäche [5]).

Wie Wenige warten ihren Beruf gebührend ab! Man sollte zwar meinen, sie wären in beständiger Arbeit und Unruhe; in der That aber thun sie gar nichts [6]).

---

1) — — — Susceptum perfice munus!
Virgil.

2) — — — Pulsa, dignoscere cautus,
Quid solidum crepet, et pictae tectoria linguae.
Pers.

3) — — — Rigidi servator honesti.
Lucan.

4) Permittes ipsis expendere numinibus, quid
Conveniat nobis, rebusque sit utile nostris.
Nam pro jucundis aptissima quaeque dabunt Dî:
Carior est illis homo, quam sibi.
Juvenal.

5) — — — Egomet me novi.
SY. Pauci istud faciunt homines, quod tu praedicas.
Nam in foro vix decimus quisque est, qui ipsus se noverit.
Plaut.

6) Est ardelionum quaedam Romae natio,
Trepide concursans, occupata in otio,
Gratis anhelans, multa agendo nihil agens.
Phaedr.

Fordert ihr Beruf eine Verschwiegenheit, so glauben sie doch, es sei ihnen erlaubt, Alles, was sie hören, was in der Nacht der Vergessenheit, was noch so tief versteckt bleiben sollte, in der ganzen Welt auszubreiten [1]).

Fällt ihnen auch zuweilen ihre Pflicht ein, finden sie eine innerliche Regung, solche zu beobachten; so reut sie doch dieser Vorsatz gleich wieder. Sie bleiben bei dem ersten Schritte still stehen, weiter gehen sie nicht fort [2]).

Viele stört die Rachbegierde in Beobachtung ihrer Pflichten und diese verrathen, wie klein, wie niederträchtig ihre unedle Seele sei [3]).

Je leichter sie diesen Fehler vermeiden könnten, desto thörichter handeln sie, daß sie es nicht thun [4]). Und wie könnten sie diese Leidenschaft wohl leichter überwinden, als wenn sie blos die Liebe zum Vaterlande ihr Augenmerk sein ließen [5])?

Die zweite Pflicht war:

Man muß das Wahre vom Falschen vorsichtig zu unterscheiden wissen.

---

[1]) — — Loca nocte silentia late,
Sit mihi fas audita loqui: sit numine vestro
Pandere res alta terra, et caligine mersas.
Virgil.

[2]) Dum licet, et modici tangunt praecordia motus,
Si piget, in primo limine siste pedem.
Ovid.

[3]) — — — Quippe minuti
Semper et infirmi est animi, exiguique voluptas
Ultio. *Juvenal.*

[4]) Tu quod cavere possis, stultum admittere est.
Terent.

[5]) Vincet amor patriae — — *Virgil.*

Man dürfte hier nur der Wahrheit selbst folgen, welche durch ihren Glanz die dickste Finsterniß vertreibt [1]).

Dieses ist der erste Grund, worauf diese ganze Wissenschaft ruht; nur diesen dürfte man sich bekannt machen [2]).

Allein, man ist zu verdrossen, und dieses macht uns die leichteste Sache beschwerlich [3]).

Oft haben wir zu viel Eigenliebe; wir wollen unserm verdrießlichen Hochmuth nicht entsagen, und eben dadurch wird unsre ganze Vorsicht zu Schanden gemacht [4]).

Oft glauben wir dem äußerlichen Scheine zu viel [5]).

Wenn man drittens in seinem Berufe das Wohlanständige beobachten will, so darf man kein abgeschmackter Nachahmer alles desjenigen sein, was uns vorkommt [6]).

Es ist unanständig, wenn man sich selbst groß machen will. Nur diejenigen betrügt man dadurch, die uns nicht kennen; denen, die uns besser kennen, wird man lächerlich [7]).

Es ist unanständig, wenn ein solcher Mann An=

---

1) Noctem flammis funalia vincunt. *Virgil.*

2) Elementa velint ut discere prima. *Horat.*

3) Nulla est tam facilis res, quin difficilis fit,
Quam invitus facias — — *Terent.*

4) Ingratam — — pone superbiam,
Ne currente retro funis eat rota. *Horat.*

5) Nimium ne crede colori. *Virgil.*

6) Scribere si fas est imitantes turpia mimos. *Ovid.*

7) — — Verbis jactans gloriam
Ignotos fallit, notis est derisui. *Phaedr.*

derer spotten, und über ihre Beschimpfung frohlocken will [1]).

Es ist unanständig, wenn man sich den öffentlichen Gebräuchen entziehen will, welche nichts Abergläubisches, nichts Eitles bei sich haben [2]).

Kurz, bei allen seinen Handlungen darf er auch das schärfste Urtheil der ganzen Welt nicht scheuen [3]).

Die vierte und letzte Pflicht ist, daß er sich der liebreichen Vorsorge des Himmels überlasse.

Die Welt ist ein verführerisches Labyrinth; man muß Alles der Leitung des Himmels anheim stellen [4]).

Je weniger man von ihm verlangt, desto mehr erhält man von ihm [5]).

Es heißt hier gar nicht:

. . . Cupidine caedis
Utitur . . et nunc quoque sanguine gaudet [6]).

---

[1]) Scit risisse vafer, multum gaudere paratus,
Si Cynico barbam petulans Nonaria vellat.
Pers.

[2]) — — Non haec solennia nobis
Vana superstitio. *Virgil.*

[3]) — — Volet haec sub luce videri,
Judicis argutum quae non formidat acumen.
Horat.

[4]) Ut quondam Creta fertur Labyrinthus in alta,
Parietibus textum caecis iter: ancipitemque
Mille viis habuisse dolum, qua signa sequendi
Falleret indeprensus et irremeabilis error.
Virgil.

[5]) Quanto quisque sibi plura negaverit,
A Dìs plura feret. — *Horat.*

[6]) — — Cupidine caedis
Utitur — et nunc quoque sanguine gaudet.
Ovid.

Man thue seine Berufsarbeit, dafür trage man Sorge; für das Uebrige sorgt der Himmel! Was will man weiter [1]?

Eine reiche Aernte wird sodann unsre Belohnung seyn [2].

Wir können dieses thun, wir haben die Fähigkeit dazu vom Himmel erlangt [3], und dieser ist auch der erste Urheber davon [4].

Non omnes arbusta juvant humilesque
myricae [5]!

Man darf nicht einen Augenblick aufschieben, seine Lebensart vernünftig einzurichten [6], und ein Blutegel läßt nicht eher ab, zu saugen, bis er ganz voll Blut ist [7].

Meine Rede könnte hier wohl Manchem unordentlich und verwirrt scheinen [8], wenn man nicht

---

[1] Et dubitant homines serere, atque impendere curam?
Quid majora sequar? *Virgil.*

[2] Quid faciat laetas segetes. *Virgil.*

[3] — Equidem credo, quia sit divinitus illis
Ingenium. — *Virgil.*

[4] — Horum omnium causa
Constituisse Deum fingunt. — *Lucret.*

[5] Non omnes arbusta juvant, humilesque myricae. *Virgil.*

[6] Incipe: qui recte vivendi prorogat horam,
Rusticus expectat, dum defluit amnis; at ille
Labitur, et labetur in omne volubilis aevum. *Horat.*

[7] Non missura cutem, nisi plena cruoris, hirudo. *Horat.*

[8] — — Farrago libelli. *Juvenal*

bedächte, daß der Mensch um deßwillen aufrecht erschaffen sei, damit er den Himmel betrachten solle [1]).

Glückselig ist derjenige, welcher von freien Stücken ohne Zwang thut, was recht ist, und keinen Richter scheuen darf [2]).

Dieses geschah in den ersten Zeiten; jetzt sind sie viel schlimmer, und die Bosheit nimmt überhand [3]).

Die Waffen sind schädlich; Wollust aber schadet weit mehr [4]).

Sehr wohlbedächtig hat Horaz gesagt:

Torquet ab obscoenis jam nunc sermonibus aurem;
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Asperitatis et invidiae corrector et irae.
Recte facta refert [5]).

---

[1]) Os homini sublime dedit caelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.
Ovid.

[2]) — — — Vindice nullo
Sponte sua sine lege fidem rectumque colebant.
Poena metusque aberant, nec verba minacia fixo
Aere legebantur. Nec supplex turba timebant
Judicis ore sui, sed erant sine judice tuti.
Ovid.

[3]) Quippe aliter tunc orbe novo caeloque recenti
Vivebant homines. — —
Omne aliud crimen mox ferrea protulit aetas.
Juvenal.

[4]) — — Saevior armis
Luxuria incubuit. — — *Juvenal.*

[5]) Torquet ab obscoenis jam nunc sermonibus aurem,
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Asperitatis et invidiae corrector et irae.
Recte facta refert. *Horat.*

Und handelt derjenige nicht am vernünftigsten, welcher nichts Thörichtes unternimmt [1])?

Doch wo gerathe ich hin! Ich komme zu weit ab. Ich verliere mich von meinem Zwecke.

Horaz, den ich nur jetzt gelobt habe, straft mich selbst, wenn er sagt:

> Servetur ad imum,
> Qualis ab incepto processerit, et sibi constet [2])!

Der Haß gegen die Wollust hat diese kleine Unordnung verursacht. Und gewiß ist dieser Eifer nöthig, denn wer die Schamhaftigkeit einmal verlieret, findet sie nicht wieder [3]).

Allein es ist mein Vorsatz nicht, die Laster zu richten, und alle Narren durch die Musterung gehen zu lassen [4]).

Wenn würde ich fertig mit Tadeln? Denn es ist Alles voll von lächerlichen Fehlern [5]).

Ich handle von den Pflichten eines ehrlichen und vernünftigen Mannes. Ich habe oben vier Regeln gegeben; ich will noch die fünfte hinzuthun:

---

1) Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte.
Horat.

2) — — Servetur ad imum,
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet.
Horat.

3) Laesa pudicitia est, deperit illa semel.
Ovid.

4) — — Huc propius me,
Dum doceo insanire omnes, vos ordine adite.
Horat.

5) — O quantum est in rebus inane! *Pers.*

Man muß friedfertig sein, wenn man Gelegenheit zu streiten hat; man muß dem Nächsten helfen, wenn man ihm gleich schaden könnte; man muß sich der Tugend befleißigen, wenn es auch erlaubt wäre, lasterhaft zu sein [1]).

Wer diese Regeln beobachtet, von dem kann man wohl nicht sagen, daß er sich mit geringen Kleinigkeiten beschäftige [2]).

Es ist dieses ein wesentliches Stück des Gottesdienstes, welchen die Natur selbst den entlegensten Völkern bekannt gemacht hat, und von welchem Lucrez sagt:

Nunc, quae causa Deum per magnas numina gentes
Pervolgarit, et ararum compleverit urbes,
Non ita difficile est, rationem reddere verbis [3]).

Ich weiß, meine Herren, Sie haben einerlei Meinung mit mir. Ich wünsche, daß diese flüchtige Probe den entscheidenden Beifall einer so ansehnlichen Gesellschaft erlangen möge. Dieses, und die Ehre, Ihr Mitglied zu werden, wird mich aufmuntern, Sie bis in meinen Tod mit Wünschen zu überhäufen.

---

[1]) Tum certare odiis, tum res rapuisse licebit.
Nunc finite, et placidum heri componite foedus.
Virgil.

[2]) Rem peragit nullam — — *Martial.*

[3]) Nunc, quae causa Deum per magnas numina gentes
Pervolgarit, et ararum compleverit urbes,
Non ita difficile est, rationem reddere verbis.
Lucret.

Klage

wider

die weitläuftige Schreibart [1]).

Hochedler Herr,

Hochgeehrtester Herr,

Welchergestalt Ew. Hochedl. in Ihrer Monatsschrift,

daß alle muntre Köpfe dieses großen deutschen Reichs die Freiheit haben sollten, Ihre Sammlung durch ihren Beitrag zu befördern,

hochgeneigt, und günstig erlaubt, nicht minder,

daß Denenselben sie die wohlgerathenen Proben, von der Stärke ihres Geistes, und der Gründlichkeit ihres Verstandes, zur Bekanntmachung anvertrauen möchten,

zugleich ersucht; solches muß Ew. Hochedl. noch wohl erinnerlich sein, erhellt auch aus der Vorrede de dato Leipzig, den 1. Heumonats 1741. pag. 15. allenthalben in Mehrerem.

Nachdem nun von meinem hochgeehrtesten Herrn hierdurch ich befehligt zu sein glaube, dasjenige, so zur Ausbesserung der deutschen Sprache dient,

---

[1]) Ward zum erstenmale gedruckt in den Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Christmonat, 1741.

treufleißigst und pflichtschuldigster Maßen beizutragen, mithin den Vorwurf mit Grunde nicht befürchten darf,

> quod culpa sit, immiscere se rei ad se non pertinenti, l. 36. D. de R. I. (Es sei ein Fehler, sich in Dinge zu mischen, die einen nichts angehen)

wenigstens wider den klaren Inhalt der Gesetze laufen würde, wenn Jemand, daß ich mir diese Freiheit nehme, übel deuten wollte,

> quia quotiens dubia interpretatio libertatis est, secundum libertatem, respondendum erit, l. 20 ibid. (Weil bei zweifelhafter Auslegung stets nach Freiheit zu antworten sein wird)

und aber in denen bisherigen Monaten obmentionirter Schrift ich mißfällig wahrnehmen müssen, daß Dieselben uns zwar von verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit Regeln und Proben mitgetheilt, im Gegentheil, wie die Schreibart männlich und bündig einzurichten sei, nicht allein geflissentlicher Weise keine Anleitung geben,

> ejus enim est non nolle, qui potest velle. Ulpianus l. 1. ad Sabin. (Denn der soll nicht nichtwollen, der wollen kann),

sondern auch zum mehresten solche Stücke uns vorgelegt, in welchen oftermals die gründlichsten Sachen durch eine widrige Schreibart ekelhaft, die Leser bei den bündigsten Beweisen durch eine verdrüßliche Weitläuftigkeit müde gemacht, und dasjenige in fünfzig Perioden eingehüllt worden, was

doch auf die angenehmste und deutlichste Art in einem einzigen Satze vorgetragen werden können, sollen, oder mögen;

injustus enim videtur, qui per ambages exponit, quod una formula comprendere potest. Pyrrhus Mauritius, de Satisd. et fidei. (Es ist nicht recht, über das Umschweife zu machen, was man mit ein paar Worten sagen kann.)

Et illa actio est optima, quae brevissima. (Die Handlung ist die beste, welche die kürzeste ist) vid. Lanfrancus de Oriano, de dilat. cf. Mantica de convent. it. Loriottus de transact. et Caccialupa de off. advoc.

Als habe Ew. Hochedl. Solches ich nicht bergen mögen, mit dem Ermahnen, Sie wollen, daß solchem allem abhelfliche Maße gegeben, und die bisherige weitläuftige Schreibart geändert, auch Alles in einer beliebigen Kürze abgefaßt werden möge, gebührende Sorge tragen, oder, entstehenden Falls, daß ich dieserhalb, nach gegenwärtiger Probe eigne Regeln entwerfe, und Denenselben zur Bekanntmachung schierstkünftig übersende, Sich unfehlbar gewärtigen. Und Denenselben bin ich übrigens angenehme Freundschaft zu erweisen, vor die Person stets willig. Der ich verharre

Ew. Hochedl.

Meißen, den 9. Nov. 1741.

ergebenster

Cajus Javolenus,

J. V. D. Advocatus et Not. Publ. Caes. cor. Reg. El. immatr.

Unterdienstschuldigstes Inserat.

Auch

Hochgeehrtester Herr,

dürfte zwar Manchen aus Eigensinn beifallen, daß diese meine Schreibart undeutlich, und dennoch weitläuftig sei, ob ich gleich in einem Satze dasjenige sagte, wozu ein Anderer eine Ausführung von vielen Perioden gebraucht haben würde, nicht weniger, daß die Einstreuung altväterischer Wörter, und die barbarischen Namen fremder Rechtsgelehrten so abgeschmackt, als ihre beigebrachten Zeugnisse wären.

Demnach aber und dieweil einiger Undeutlichkeit ich mit Grunde nicht beschuldiget werden mag, da ich dasjenige, so ich geschrieben, ganz wohl verstehe, einfolglich vor unzählig neueren Schriftstellern einen großen Vorzug verdiene, anbei wider die arithmetische Verhältniß läuft, daß dasjenige, so in einem einzigen Satze gesagt wird, eben so weitläuftig sein sollte, als das, wozu ich die mühsame Umschreibung vieler Perioden nöthig habe, hiernächst die Beibehaltung geschickter Kunstwörter vielmehr eine Lobeserhebung, als Bestrafung, verdient, über dieses die Anziehung alter Rechtsgelehrten und ihrer Zeugnisse allerdings nach dem neuesten Geschmack zu sein scheint, da die eingebildetsten meiner Landsleute zum öftern den Homer, Virgil, Boileau, Milton, und andere Ausländer dasjenige griechisch, lateinisch, französisch und englisch sagen lassen, worauf vielmals ein auch nur halbgelehrter Deutscher von selbst gefallen sein würde:

Als zweifle ich nicht, Ew. Hochedlen werden sich meinen Vorschlag gefallen, und mir dasjenige Recht widerfahren lassen, welches Sie einem Patrioten und Beförderer der deutschen Sprache schuldig sind. Ich bin

Ew. Hochedlen

Datum ut in litteris.

ergebenster

C. Javolenus.

Memoires d'Amourette,

oder

Lobschrift auf Amouretten,

ein Schooshündchen [1].

Geneigter Leser!

Die vornehmste Sorge eines Schriftstellers geht dahin, wie er sich des Beifalls seiner Leser versichern möge. Die Meisten schreiben heutiges Tages aus Hunger; Viele suchen berühmt zu werden; einige Wenige haben die Absicht, zu erbauen; Alle aber bemühen sich, ihre Schriften beliebt zu machen. Meine gegenwärtige Absicht ist keine von diesen dreien. Ich schreibe einzig und allein darum, damit ich meine Gedanken will gedruckt lesen. Dieses ist meine vornehmste Leidenschaft. Ich habe dir es schon einmal gestanden; ich will es auch jetzt nicht läugnen. Ist es ja eine Sünde, so ist es doch nur eine Erbsünde. Mein Vater ist ein Autor gewesen; mein Großvater hat Bücher geschrieben; von meines Urgroßvaters Fähigkeit habe ich gestern noch eine nicht übel gerathene Probe aus dem Würzladen bekommen; und bloß eine un=

[1]) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Hornung 1741.

vermuthete Feuersbrunst ist Schuld daran, daß wir den Fleiß meines Aeltervaters nicht bewundern können. Wird man es mir also wohl übel nehmen, wenn ich dem angebornen Triebe, zu schreiben, nicht widerstehen kann? Daß unsere Frauenzimmer noch jetzt gern Liebesbriefe abfassen, solches kommt uns gar nicht fremd vor. Dann schon Eva hat sehr zärtlich an ihren Adam geschrieben, wie man den Beweis davon in Zieglers Heldenliebe findet. Hier siehst du also, geneigter Leser, meine Befugniß zum Schreiben. Und ob ich gleich weder aus Geldgeiz, noch aus Ehrgeiz, noch dem Vaterlande zum Besten, sondern lediglich zu meiner eignen Beruhigung, schreibe: so erachte ich es doch der Höflichkeit gemäß zu sein, daß ich mir dein Wohlwollen und eine günstige Aufmerksamkeit ausbitte.

Ich kann dieses, als eine schuldige Gegengefälligkeit, von dir verlangen. Denn bloß dir zu Liebe habe ich mich überwunden, gegenwärtiger Arbeit den Titel der Memoires zu geben; einen Titel, dessen allgemeinen Gebrauch du, nebst vielen dergleichen Wohlthaten, dem Gehirn unserer Nachbarn zu danken hast. Ich kenne die abgöttische Hochachtung, welche du für dergleichen Art von Schriften trägst, und weiß deine Gütigkeit, welche die abgeschmacktesten Sachen bewundert, wenn sie nur diesen ansehnlichen Namen führen. Was hätte mich wohl sonst hierzu bewegen sollen? Ich bin vielleicht der Erste, der von einem Thiere Memoires schreibt. Meine Amourette ist keine Marquisin; und ich kann nicht behaupten, daß sie aus einer besondern ansehnlichen Familie erzeugt, oder von ihren Aeltern in der zarten Jugend verloren, und

erst nach späten Jahren durch viele Abenteuer wieder gefunden worden sei. Eben so wenig getraue ich mir, dich zu bereden, daß sie ganz gemeiner Hunde Kind wäre, und nur durch ihre blitzende Schönheit und eisenfeste Tugend einen irrenden Ritter ihres Geschlechts gefesselt habe. Du wirst weder Liebesstreiche noch Entführungen antreffen; und da es nur ein Werk von etlichen Blättern sein soll, so siehst du wohl, wie wenig Aehnlichkeit es mit deinen **Memoires** habe, welche die Beständigkeit ihrer Helden nicht eher, als in dem achten oder zwölften Bande, krönen. Bloß dir zu Liebe gebe ich meiner Schrift diesen Namen, und du würdest undankbar sein, wenn du sie nicht mit geneigten Augen ansehen, und mit gebührender Ehrfurcht durchlesen wolltest.

Ich halte es für etwas Ueberflüssiges, mein Verfahren zu rechtfertigen, daß ich auf einen Hund eine Lobschrift mache. Wer Amouretten von Person kennt, der weiß, daß es ihre sonderbaren Eigenschaften wohl verdienen, auf die Nachkommen gebracht zu werden. Wer sie aber nicht kennt, dem will ich sie durch die lebhaftesten Züge bekannt machen. Du kannst dich darauf verlassen, daß mir eine niederträchtige Schmeichelei die Feder nicht führen wird. Ich darf Amourettens Tugenden nur erzählen, so ist auch die Lobschrift fertig. Sollte ich etwa eine Leichenrede halten, oder einen Mäcenas wegen seiner Freigebigkeit und Verdienste herausstreichen: so würde ich alle Künste der Beredsamkeit anwenden müssen, um meinen Zuhörern eine verdächtige Sache wahrscheinlich zu machen. Aber, weil ich Amouretten loben will,

so darf ich nur die Wahrheit reden lassen. Diese braucht keine Schminke.

Von der Geburt unsrer Amourette kann ich nicht viel Besonderes sagen. Sie ist im Jahre **1735** in Cöln, einem Dorfe an der Elbe, auf die Welt gekommen. Ich nenne dieses Dorf um deßwillen ausdrücklich, damit ich der Nachwelt einen Zweifel, den künftigen Geschichtschreibern eine mühsame Untersuchung, und den andern Dörfern selbiger Gegend einen hitzigen Wettstreit erspare, welches unter ihnen sich dieser Ehre anzumaßen habe. Bei der Geburt selbst hat sich eben nichts Merkwürdiges zugetragen. Ein Winzer, ihr Pflegevater, sagte mir, daß sie gleich anfangs sehr gewinselt, und er daher befürchtet habe, es würde ihr in der Welt unglücklich gehen. Allein die Folge hat ausgewiesen, daß die abergläubische Meinung ungegründet gewesen ist. Ihre Mutter ist aus einem zwar guten, doch gemeinen Bürgerhause; und ihr Vater soll von einem adlichen Hofe sein. Es ist eine Vermuthung, welche viele Umstände glaubwürdig machen. Die ganze Sache bleibt freilich eine Ungewißheit. Allein, dieses ist etwas Gewöhnliches, und kann Amouretten bei vernünftigen Leuten nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie hat noch zwei Brüder gehabt, welche gleich nach der Geburt ersäuft worden sind, und meine Amourette würde ein gleiches Schicksal erfahren haben, wenn sie nicht ihre ehrliche und gute Gesichtsbildung davon befreit hätte. Sie blieb also die einzige in ihrer Mutter Hütte; und es wäre daher kein Wunder gewesen, wenn man sie bei ihrer Auferziehung verzärtelt, und in aller üppigen Wollust und eigenwilligen Freiheit gelassen hätte.

Allein dieses geschah nicht. Sie ward von ihrer Mutter geliebt, welche sie auch nicht einmal einer Amme anvertrauen wollte, sondern es für ihre Schuldigkeit hielt, sie selbst zu säugen. Bei zunehmendem Alter ward sie zu allen möglichen Hundetugenden angehalten. Ich verstehe darunter die Wachsamkeit, die Treue, ein freundliches Wesen und die Reinlichkeit. In kurzer Zeit brachte sie es weit, und ihre besondere Fähigkeit, welche sie dabei zeigte, machte ihren Anverwandten manche Sorge, sie dürfte ihr Leben wohl nicht hoch bringen. Diese Sorge ist vergebens gewesen, und es dient solches alten Leuten zum kräftigen Troste, welche daraus abnehmen können, man müsse eben nicht dumm sein, wenn man zu Jahren gekommen ist.

Kaum hatte sie es so weit gebracht, daß sie sich selbst forthelfen konnte: so trug ihre Mutter Bedenken, sie länger unter ihrer Aufsicht zu behalten. Sie mußte ihre Wohnung verlassen und ward in ein Haus gebracht, wo man sie mit vieler Gütigkeit aufnahm. Ob ihre Mutter bei dem Abschiede dieser einzig geliebten Tochter sehr kläglich gethan, solches ist mir unbekannt. Dieses hat man wohl aus ihrer nachherigen Aufführung gesehen, daß sie derselben viele gute Lehren mit auf den Weg gegeben haben müsse. Ihr freundliches und dienstfertiges Bezeigen machte sie bei jedermann beliebt und erwarb ihr den prächtigen Namen, den sie noch jetzt führt.

Einen Umstand darf ich nicht vergessen, welcher in ihrem Leben beinah der merkwürdigste gewesen ist. Um meine Amourette recht vollkommen zu machen; so war man bedacht, sie auf Reisen zu schicken.

So gefährlich dieses zu sein schien, und so viel Furcht unzählige Beispiele deßwegen erwecken können; so wenig ließ man sich doch davon abwendig machen. Man wußte sich auf ihre Tugenden zu verlassen, und lediglich diesen hat man es zuzuschreiben, daß alles nach Wunsche abgelaufen ist. Sie wird in die Fremde geschickt, wo schon viel junge Hunde verführt worden sind. Amourette mußte ohne Hofmeister dahin gehen. Man hatte seine Ursachen. Sie hielt sich eine geraume Zeit daselbst auf, bis ein unvermutheter Zufall sie nöthigte, wieder in ihre Heimath zurück zu kehren. Es traf ungefähr zu, daß ich gleich bei ihrer Rückkunft gegenwärtig war; und ich kann nicht läugnen, ich ward damals sehr erbaut: denn Amourette brachte ihr redliches und unschuldiges Gemüth wieder zurück. Sie hatte ihre Wohlthäter nicht verkennen lernen, und ersetzte mit doppelten Liebkosungen dasjenige, was sie bisher entbehren müssen. Sie hatte ihre Stimme nicht geändert; sie bellte noch eben so, wie vorher; und man merkte nicht die geringste lächerliche Nachahmung der Fremden an ihr. Ich kann nicht begreifen, wie es zugegangen ist, daß sie auf ihrer Reise keine Schulden gemacht hat. Anfänglich wollte man es gar nicht glauben; es befand sich aber in der That so. Ich vermuthe, daß sie keine Liebhaberin vom Spielen und von zärtlicher Gesellschaft, sondern lediglich auf die Beobachtung ihrer Schuldigkeit bedacht gewesen ist. Von Moden und andern galanten Neuigkeiten brachte sie gleichfalls nicht das Geringste mit. Ich führe dieses um deßwillen zu ihrem Lobe an, weil ich gehört habe, daß sich viele

Hunde bei ihr nach dergleichen erkundigt haben, und ihr solches für eine Einfalt auslegen wollen.

Gestehe es nur, geneigter Leser, meine Erzählungen scheinen dir fabelhaft zu sein. Von Reisen zu kommen, ohne Schulden, ohne Moden, mit unverschlimmertem Gemüthe? Dieses sind Sachen, welche wider alle Wahrscheinlichkeit laufen. Ich will dir nicht widersprechen. Ich behaupte aber doch, daß ich die Wahrheit geredet habe. Verlange keinen Beweis von mir. Du mußt mir glauben. Ich würde es ja nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre! Ist dieses nicht Beweis genug?

Ich sehe schon, du wirst begierig, Amouretten genauer kennen zu lernen. Du willst ihre Gestalt wissen. Wie soll ich dir aber diese beschreiben, ohne daß es schmeichelhaft klingt? Wenn es unter den Hunden auch Poeten gäbe; so zweifle ich nicht, der sinnreichste unter ihnen würde sie also abmalen: »Ich soll dich besingen, bezaubernde Amou»rette! Aber flöße du mir zuvor das Feuer deiner »Augen in meine Adern, damit ich mich recht leb»haft ausdrücken könne. Die Natur hat an dir »alle Schönheiten verschwendet und sich dergestalt »erschöpft, daß sie in langer Zeit nicht vermögend »sein wird, wieder einen solchen Hund zu zeugen. »Deine Haare, deine anbetenswürdigen Haare, über»treffen die zarteste Seide des stolzen Persers. Auf »deiner Stirne scherzen die Grazien und deine zar»ten Ohren würden vollkommen sein, wenn sie nicht »immer bei unserm seufzenden Bellen taub wären. »Deine Augen sind Sonnen, welche durch ihre freund»lichen Strahlen beleben, durch ihre erzürnten Blicke »den zitternden Liebhabern Blitze und donnerschwangre

»Wolken gebären. Deine koralline Schnauze über»steigt den Purpur der prangenden Morgenröthe. »Deine weiße Brust übertrifft an Schönheit den »ewigen Schnee, welcher auf den Gipfeln der un»ersteiglichen Alpen liegt. Was Wunder, wenn »dein Herz von Eis ist? Deine wohlgebauten Pfo»ten tragen einen niedlichen Körper, welchen die »Natur durch braune und weiße Flecke reizend ge»macht hat. Glückselig ist der, welcher die äußerste »Spitze deiner Krallen anrühren darf. Dein zier»lich gelockter Schwanz ist der Sitz einer zärtlichen »und aufgeweckten Seele, welche ihre Regungen »durch freudiges Wedeln an den Tag legt. Ver»zeihe mir, Amourette, wenn ich mein Rohr nie»derlege! Meine Muse wird eifersüchtig. Sie ver»läßt mich.«

Dieses würde ungefähr der Ausdruck eines Hundepoeten sein, und ich glaube, viele der unsrigen selbst könnten ihm das Feuer eines Dichters nicht gänzlich absprechen. Allein dieses ist zu weitläuftig. Ich will dir eine kürzere Beschreibung machen, wenn ich sage, daß Amourette einen artigen Kopf, ein weißes Fell mit braunen ordentlich gezeichneten Flecken und alle Schönheiten eines Schooshundes hat. Was Wunder, wenn in einem so schönen Körper auch eine schöne Hundeseele wohnt!

Amourette weiß, daß sie schön ist. Dieses hat sie mit unserm Frauenzimmer gemein. Allein, ihre Schönheit macht sie weder hochmüthig noch lächerlich; und hierin ist sie von vielen verschieden. Sie bringt nicht ganze Stunden vor dem Spiegel zu; sie schminkt sich nicht, und nahm es für den größten Schimpf an, als ich ihr nur im Scherz

ein Schönpflästerchen unter das rechte Auge kleben wollte. Sie hat schon sechs neue Frauenzimmertrachten erlebt, ist aber nicht zu bewegen gewesen, die ihrige zu ändern, von welcher sie glaubt, sie sei die natürlichste.

Sie liebt Gesellschaft, sie stattet Besuch ab, und nimmt welchen an. Niemals aber hört man sie von ihrem Nächsten übel sprechen, oder mit einer boshaften Neugierigkeit nach andrer Hunde Umständen fragen. Sie redet auch nicht vom schönen Wetter; und ob sie gleich nicht spielt, so wird ihr doch die Zeit nicht lang.

Mit Allen macht sie sich zwar nicht gemein; sie verachtet aber auch Niemand. Der Rangstreit ist ihre kleinste Sorge, und ich habe es mit meinen Augen gesehen, daß sie einem Pudel die Oberstelle ließ, von dem stadtkundig war, daß sein Vater ein Fleischerhund gewesen.

Aus dem Schmuck, oder andern Kostbarkeiten, macht sie sich wenig. Einige Halsbänder und zwei Betten sind ihre ganze Gerade. Ob der Korb, in dem sie liegt, auch dazu gehört, das mögen die Rechtsgelehrten unter sich ausmachen.

Die Mäßigkeit, welche sie beobachtet, ist merkwürdig. Sie frißt nicht mehr, als ihr gut ist und säuft nicht eher, als wenn sie durstet. Nur darin ist sie den Menschen ähnlich, daß sie eine Liebhaberin vom Kaffee ist.

Dieses sind die vornehmsten Tugenden, welche meine Amourette zieren. Es ist kein Zweifel, daß sie deren nicht noch mehr besitzen sollte. Allein sie macht so wenig Rühmens von sich selbst, daß ich befürchte, ich würde ihre Sittsamkeit beleidigen, wenn ich sie weiter lobte.

Ich will unparteiisch sein. Ich will auch dasjenige von ihr anführen, was Uebelgesinnte für Fehler auslegen wollen. Zugleich aber werde ich zeigen, daß es Verläumdungen sind.

Man wirft ihr vor, sie schlafe zu lange; sie liege beständig im Bette. Ist denn dieses ein Fehler? Ist es nicht vielmehr ein untrügliches Zeugniß, daß sie, wenigstens von väterlicher Seite, aus einem vornehmen Hause sei?

Sie soll verliebt sein. Man will unschuldige Kleinigkeiten beobachtet haben, aus welchen die Lästerzungen ganze Romane machen. Es geschieht ihr zu viel. Zwar zu gewissen Zeiten empfindet sie einige verliebte Schwachheiten: aber, ein kleiner Zwang und noch mehr, ein freundliches Zureden, ist vermögend, sie von allen Unordnungen abzuhalten. Alsdann ist man erst tugendhaft, wenn man einen Trieb, zu fehlen, empfindet, wenn man Gelegenheit hat, solchen zu befriedigen, beides aber großmüthig überwindet.

Sie soll neidisch sein. Man will es daraus schließen, daß sie in einen heftigen Eifer geräth, wenn sich ein fremder Hund ins Haus schleicht. Ist denn dieses neidisch? Ist es nicht eine Probe ihrer Wachsamkeit? Jeder Hund muß den andern am besten kennen. Vermuthlich sieht sie, daß diese fremden Hunde nur die tückische Absicht haben, auszuforschen, was in einem Hause vorgeht, um bei der nächsten Zusammenkunft hämische Erzählungen davon zu machen.

Noch Eins fällt mir ein. Es wollte vor einigen Tagen ein guter Freund behaupten, Amourette sei dumm. Ich lachte darüber; er aber blieb da-

bei. Er wollte wissen, daß sie vielmals ganz tiefsinnig und ohne Gedanken läge und sich öfters so weit vergäße, daß sie nicht einmal auf die Reinlichkeit ihres Felles genugsam bedacht wäre. Du irrst dich, mein Freund, sagte ich zu ihm. Dieses ist kein Zeichen einer Dummheit. Amourette ist tiefsinnig und denkt vielleicht auf eine Wahrheit. Wer weiß, ob sie nicht die Quadratur des Zirkels untersucht, oder gar mit einer philosophischen Spitzfindigkeit beschäftigt ist? Ich werde in dieser Muthmaßung dadurch bestärket, weil sie ihre Gedanken nicht deutlich von sich geben kann, und ich unlängst selber gesehen habe, daß sie mit dem Kopf wider die Wand anlief. Sind dieses nicht Spuren einer abstrakten Gelehrsamkeit?

Es sei genug! Ich habe Amourettens Abkunft, ihre Schicksale ihre Leibes- und Gemüthsgaben, kurz, ich habe Amourettens Leben und Thaten beschrieben. Sie lebt noch. Ich wünsche ihren Verdiensten eine Dauer von vielen Jahren. Sie ist es würdig. Allein, sie ist auch sterblich, und stirbt vielleicht eher als mancher Mensch, der sich so vieler Tugenden nicht rühmen kann. O, ihr Dichter, die ihr so oft bei dem Grabe eines Lasterhaften euer eigennütziges Lob verschwendet! sollte es geschehen; sollte meine Amourette sterben: verehrt die Wahrheit! Streut nur eine Hand voll Cypressenreiser auf ihre Asche! Besingt ihre seltnen Eigenschaften! Amourette verdient es! Wenigstens werdet ihr von derselben mit gutem Grunde mehr sagen können, als daß sie geboren und gestorben sei.

Martin Scribler, der Jüngere.

Lobschrift
auf
die bösen Männer [1].

Mein herannahendes Alter, und die eigene Erfahrung werden mich hinlänglich rechtfertigen, da ich mir vorgenommen habe, auf die bösen Männer eine Lobschrift zu machen. Der Spiegel erinnert mich, daß es Zeit sei, ernsthaft zu werden. Hat man mir in meinen jungen Jahren mit Vergnügen zugehört, wenn ich die unschuldigsten Handlungen der Mannspersonen auf eine boshafte Art beurtheilte: so wird man sich gegenwärtige Schrift als eine öffentliche Ehrenerklärung gefallen lassen; da ich mir die Gewalt anthue, und diejenigen lobe, von denen vielleicht die meisten meiner Mitschwestern glauben, daß sie es am wenigsten verdienen. Ein zwanzigjähriger Ehestand hat mich die Vortrefflichkeit der bösen Männer einsehen gelehrt; und mein Beweis muß überzeugend sein, weil ich nichts rede, als was ich selbst erfahren habe. Diese Gründe scheinen mir wichtig genug zu sein, und ich bin versichert, daß der Beruf desjenigen weisen Mundes,

---

[1]) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Maimonat 1742.

welcher vor einiger Zeit auf die bösen Weiber eine Lobrede gehalten hat, wenigstens nicht stärker gewesen ist, als der meinige.

Noch etwas muß ich im Voraus erinnern. Fehlt gegenwärtiger Abhandlung die Deutlichkeit, das Feuer und die Ordnung im Vortrage: so bedenke man nur, daß sie ein Frauenzimmer geschrieben, ein Frauenzimmer, welches das Vorurtheil des Vaters nur in der Küche erzogen, und dem die kluge Vorsicht eines bösen Mannes alle Mittel benommen, deutlich zu reden, und vernünftiger zu denken, als er selbst gedacht hat.

Die unendliche Menge der bösen Männer überhebt mich der Mühe, zu beschreiben, was ich eigentlich darunter verstehe. Durch das Gegentheil will ich der Sache zum Ueberfluß einige Erläuterung geben. Es befinden sich noch hie und da Geschöpfe, welche man vernünftige Männer nennt. Diese stehen in dem abergläubischen Wahne, als erfordre Pflicht und Gewissen, daß sie ihre Weiber ebenfalls für vernünftige Kreaturen halten, welche nicht zur Sklaverei, oder ihrem herrschsüchtigen Eigensinn zum Besten erschaffen, sondern um deßwillen da sind, daß durch eine aufrichtige Liebe und beiderseitige Hülfe die Beschwerlichkeit des menschlichen Lebens erleichtert, und durch vereinte Sorgfalt dem Vaterlande nützliche Bürger erzogen werden. Kurz, diese sehen die Weiber als Freundinnen an. Ich würde den Ungrund dieser Meinung ausführlich widerlegen, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß die allermeisten Männer schon hinlänglich davon überzeugt wären. Ein Frauenzimmer ist ein Thier, welches vor andern Thieren die Ehre hat, daß es ein Mann

zur Frau nimmt; welches bloß des Mannes wegen in die Welt gesetzt ist, und das mit einer blinden Ehrfurcht dem Willen seines Oberhauptes unterwürfig sein muß. Dieses ist der eigentliche Begriff, den man sich macht. Wer diesen Begriff zur Wirklichkeit bringt, der verdient allererst den rühmlichen Beinamen eines bösen Mannes.

Es erhellt hieraus, daß der Ursprung der bösen Männer in dem Wesen der Sache und in der Natur selbst liegt. Wäre dieses nicht, so würde mir es eben so wohl erlaubt sein, den Adam an ihre Spitze zu stellen, als es Einigen gefallen hat, die Eva zur bösen Frau zu machen. Ich halte aber die Anführung solcher Exempel für allzu leichtsinnig, und ich glaube, ich werde besser thun, wenn ich ohne fernern Umschweif dem Leser zeige, daß ich Ursache habe, die bösen Männer zu loben.

Das Laster der Eigenliebe ist so reizend als gefährlich. Man gibt es dem Frauenzimmer am meisten Schuld. Ich weiß nicht, ob man Ursache dazu hat; so viel aber weiß ich wohl, daß wir demjenigen unendlich verbunden sind, welcher uns davor schützt. Ich kenne einen Mann, ein Muster seines Geschlechts, die Krone aller bösen Männer. Wäre er nicht so sittsam und bescheiden, so würde ich ihn nennen. Dieser Mann gibt sich alle Mühe, die Eigenliebe seiner Frau zu dämpfen. Er kann nicht läugnen, daß sie vernünftig ist; er will aber doch nicht, daß sie es glauben soll, oder daß sie andere Leute für vernünftig halten. Wie soll er es anfangen? Er tadelt alle ihre Mienen; sie darf kein Wort reden, so weißt er, wie abgeschmackt es sei. Er beschämt sie in öffentlichen Gesellschaften, ja er

gesteht ihr nicht einmal die Fähigkeit zu, daß sie vernünftige Kinder gebären könne, da er an dem Kinde erster Ehe weit mehr Verstand anmerkt, als an dem ihrigen, ungeachtet er der Vater zu beiden ist. Müssen wir nicht alle diesen Mann loben? Wie unglücklich könnte seine Frau werden, wenn die Eigenliebe ihre Leidenschaft würde! Reißt er sie nicht durch dergleichen Demüthigung aus ihrem Verderben?

Ein Mann ist das Oberhaupt seiner Familie. Dieses erfordern die Rechte, und nach eben diesen Rechten kann er alle Hochachtung verlangen. Will er ein lobenswürdiger Mann sein, so muß er sich dieselbe zu erwerben wissen. Das geschieht am leichtesten auf die sinnliche Art. Was ist aber sinnlicher, als was der Körper fühlt? Und was fühlt der Körper nachdrücklicher, als Schläge? Ist also nicht derjenige ein lobenswürdiger Mann, welcher bei seiner Frau mit geballter Faust die Rechte der Natur zu behaupten weiß?

Wenn ich sage, das Frauenzimmer sei ein schwaches Werkzeug; so sage ich nichts mehr, als was schon alle Welt weiß. Diese angeborne Schwäche ist Ursache, daß wir den Lastern am wenigsten widerstehen können. Eine geringe Reizung ist genug, uns lasterhaft zu machen. Niemals aber sind die Reizungen stärker, als wenn wir uns in dem Ueberfluß aller Dinge befinden. Dieser muß uns entzogen werden, wenn wir anders tugendhaft bleiben sollen. Es geschieht nur zu deinem Besten, geliebte Freundin, daß dein Mann dir allen Ueberfluß benimmt, welcher deine Schwachheit rege machen könnte. Er vertraut deinen Händen nicht

Groschen Geld an. Du mußt dir an dem elendesten Tranke, an den unschmackhaftesten Speisen, an den schlechtesten Kleidern genügen lassen. Es geschieht nicht aus Geiz; nein, meine Freundin, es geschieht zu deinem Besten. Genug, daß du dein Leben fristen kannst. Dieses ist die Ursache, warum wir essen, warum wir trinken, warum wir Kleider tragen. Der geringste Ueberfluß würde eine Quelle tausendfachen Unglücks sein. Ich habe nicht nöthig, dieses genauer auszuführen; du wirst es selbst einsehen können.

Ist die Mäßigkeit eine so große Tugend, wie sie es denn wirklich ist; so muß wohl derjenige Mann lasterhaft sein, welcher sich unmäßig und wollüstig aufführt? Keinesweges! Die Männer geben uns die Gesetze, Niemand aber, der Gesetze gibt, ist denselben weiter unterworfen, als er es selbst für gut befindet. Dein Mann verspielt all sein Vermögen. Wie löblich ist dieses? Könnte dich nicht der Besitz vieles Geldes geizig machen, oder im Gegentheil zur Verschwendung reizen? Er ist niemals nüchtern. Allein, was kann dir wohl einen lebhaftern Abscheu vor der Trunkenheit machen, als ein besoffener Mann? Nur um deinetwillen besäuft er sich, damit du sehen sollst, was es für eine edle Sache um die Mäßigkeit sei. Er entzieht sich deinen Armen, und bringt die meiste Zeit bei andern Weibsbildern zu. Er thut recht daran. Der beständige Besitz eines Gutes macht uns dasselbe ekelhaft. Du würdest ihn überdrüßig werden, wenn er niemals von deiner Seite käme. Dein Mann ist lobenswürdig.

Dieses sind die Vortheile noch nicht alle, die wir

von unsern bösen Männern haben. Nichts ist empfindlicher, als der Tod eines Mannes, welchen man innigst liebt. Wie sehr wird uns aber dieser heftige Schmerz erleichtert, wenn uns ein wollüstiger, ein harter, ein ehrgeiziger, wenn uns ein böser Mann stirbt! Was ist leichter, als bei dergleichen Fällen den Ruhm einer christlichen Standhaftigkeit zu erwerben? Wir trauern, weil uns der Schneider eine schwarze Kleidung gemacht hat; und wenn wir ja weinen, so geschieht es, weil sein Absterben nicht eher erfolgt ist.

Noch tausend Ursachen könnte ich anführen, die uns den bösen Männern verbindlich machen. Ich will aber mit Fleiß abbrechen, um denjenigen Fehler zu vermeiden, welchen man sonst dem Frauenzimmer vorwirft. Es scheint mir überflüssig zu sein, wenn ich das Alterthum zu Hülfe rufen, und alle vier Theile der Welt ausplündern wollte, einen Satz zu beweisen, den die Beispiele der meisten Männer unsrer Stadt unläugbar machen. Vielleicht ist mir der Leser verbunden, daß ich dasjenige auf zwei Blättern sage, was ich mit einer kleinen Ausdehnung in vier Bogen hätte vorbringen können.

Trauerrede eines Wittwers

auf den Tod seiner Frau,

in

der Gesellschaft der geplagten Männer

gehalten.

Nebst einer

Nachricht von dieser Gesellschaft [1].

Mein Herr,

Sie werden sich der Gefälligkeit noch wohl erinnern, welche Sie gegen diejenige erkenntliche Wittwe gehabt haben, die sich einbildete, sie könnte ihre jungfräulichen Zungensünden nicht schärfer büßen, als wenn sie eine Lobschrift auf die bösen Männer verfertigte. Ich fordere jetzt, im Namen unsers Geschlechts, eine gleiche Willfährigkeit von Ihnen, und ersuche Sie, beiliegende Trauerrede, die ich, auf den Tod meiner Frau, in der Gesellschaft der geplagten Männer gehalten habe, bekannt zu machen. Es würde dem männlichen Geschlecht nachtheilig sein, wenn es von dem weiblichen an Großmuth übertroffen werden sollte; so viel kann ich Sie versichern, daß ich diese Trauerrede aus einem

---

[1]) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Christmonat 1742.

eben so redlichen Gemüthe gemacht habe, als unsre Wittwe ihre Lobschrift.

Ich glaube nicht, daß Sie von dieser Gesellschaft der geplagten Männer einige Nachricht haben werden. Es geht uns nicht viel besser, als den ersten Christen; wir versammeln uns nur bei verschloßnen Thüren, aus Furcht vor den Weibern. Niemand weiß die Absicht unsrer Zusammenkunft, nicht einmal der Wirth, von dem wir das Zimmer gemiethet haben. Dieser hält uns für Quäker, weil wir allezeit tiefsinnig aussehen, und die Köpfe hängen. Wir kommen wöchentlich einmal zusammen, und erzählen einander die Verfolgungen, welche wir von Zeit zu Zeit ausstehen müssen. Sie können glauben, daß es uns niemals an Stoff zu reden fehle. Es geht in unsrer Gesellschaft zu, wie in den Invalidenhäusern, wo die alten Soldaten von nichts als von Feldzügen, von Hunger, von Beschwerlichkeit des Krieges, von Treffen reden, und einander die empfangenen Wunden zeigen. Es ist mir nicht erlaubt, Ihnen von der Einrichtung dieser Gesellschaft nähere Nachricht zu geben; das aber darf ich wohl sagen, daß wir einen Vorsitzenden unter uns haben. Hierzu gelangt keiner, der nicht besondere Vorzüge hat. Demjenigen, welcher jetzt diese Würde bekleidet, wollten Verschiedene unter uns den Rang streitig machen; er behauptete ihn aber dadurch, daß er bezeugte, seine Frau ließe ihn allemal unter den Tisch kriechen, so oft er nicht gut thun wollte.

Der Nutzen, welchen die Mitglieder unsrer Gesellschaft haben, ist augenscheinlich. Ich sage nicht zu viel, wenn ich versichere, daß derjenige der beste

Philosoph sei, der eine böse Frau hat. Die Bändigung der Affekte, die Entsagung der Eigenliebe, der Bequemlichkeit, des Vergnügens, und alles dessen, was uns in Ausübung der Weltweisheit stören kann: dieses, sage ich, bringt niemand so hoch, als ein geplagter Mann. Fällt ihm seine Frau in die Haare, so wird er sich darüber nicht entrüsten; weil er glaubt, sie thue es mit zureichendem Grunde. Geht sie auf Eroberung aus, und ist sie bemüht, den Haufen ihrer Anbeter zu vermehren; so wird er sich mit einer philosophischen Geduld waffnen; denn er weiß, es widerfahre ihm nichts, wozu er nicht prästabilirt sei. Schlagen Sie alle Schriften der tiefsinnigsten Weltweisen nach, kein einziger wird eine böse Frau zur besten Welt rechnen; aber unsre Gesellschaft ist überzeugt, daß böse Weiber zur besten Welt gehören.

Vielleicht halten Sie diese unsre Glückseligkeit nicht für beneidenswürdig; ich will Ihnen den Stand der geplagten Männer auch auf der schönen Seite zeigen.

Niemand kennt den Werth der Gesundheit, der nicht vorher krank gewesen ist; ein Sklave, der zehn Jahre auf den Ruderbänken geschmachtet hat, wird nach seiner Loslassung am besten sagen können, wie edel die Freiheit sei; und ein Mann, der eine böse Frau begräbt, empfindet einen solchen Grad der Wonne, den Niemand beschreiben kann, als wer in meinen Umständen ist.

Ich halte die Gesellschaft der geplagten Männer für eine Pflanzschule, in welcher man die geschicktesten Leute zu den allerbeschwerlichsten Aemtern antrifft. Ich finde hiervon einen starken Beweis

in der glaubwürdigen Reisebeschreibung des berüchtigten Klims, welcher unter andern vernünftigen Gesetzen der Einwohner des Planeten Nazars besonders dieses rühmt, daß sie zu den beschwerlichsten Verrichtungen die geduldigsten Ehemänner nehmen. Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen hier kein Verzeichniß von dergleichen mühseligen Aemtern mache; dieses Einzige muß ich, mit Ihrer Erlaubniß, erinnern, daß sich, nach meiner Meinung, Niemand besser zu einem Scribenten schicke, als ein geplagter Mann.

Bedenken Sie nur selbst, was ein Autor ausstehen muß. Er stellt sich den Urtheilen aller Welt blos; er geht durch gute und böse Gerüchte, und die letzten sind gewiß häufiger, so lange es mehr Leute gibt, die lesen, als die schreiben können. Wie standhaft wird hierbei ein geplagter Mann sein! Haben ihn die unfreundlichen und gehässigen Blicke, das Schelten, die Schimpfreden, ja sogar die erbitterten Hände seiner Frau nicht zur Verzweiflung bringen können; so wird er gewiß auch alsdann gelassen bleiben, wenn die Leser seine Schriften mit dem strengsten Eifer beurtheilen. Ich weiß nicht, mein Herr, ob Sie verheirathet sind; ich sollte es aber fast glauben, und ich bin begierig, Ihre Frau kennen zu lernen. Das sparsamen Wachsthum der schönen Wissenschaften schreibe ich keiner andern Ursache, als dieser, zu, als daß es unter uns eine so große Anzahl Scribenten gibt, welche entweder gar keine, oder doch keine bösen Weiber haben. Wenn diese schreiben, so haben sie nicht das Herz, bei ihrer guten Absicht standhaft zu bleiben. Die geringste Drohung, ein Zeitungsblatt erschreckt

sie, und reißt ihnen die Feder aus der Hand; sie geben bei dem ersten Feuer die Flucht. Ich finde eine große Aehnlichkeit zwischen den Actien, und den Schriften dieser unabgehärteten Scribenten. Eine Schifferzeitung, ein Nordwestwind, ein kleiner Seesturm, ein Kaper ist vermögend, zu machen, daß jene auf einmal fallen: diese aber gerathen gleich ins Stocken, sobald ein Widersacher aufsteht, der ihnen die Zähne weist.

Ich vermuthe, es werde Ihnen diese Erzählung eine Hochachtung für unsre Gesellschaft beigebracht haben. Sie werden mich in dieser Meinung bestärken, wenn Sie die Anstalt treffen, daß ich meine Trauerrede gedruckt lesen kann. Leben Sie wohl.

Trauerrede.

Meine Herren,

Niemals habe ich die Gesetze unsrer Gesellschaft mit größerem Vergnügen beobachtet, als jetzt, da ich mit Ihnen von dem Verluste reden soll, welchen ich durch das Absterben meines Weibes erlitten habe. Schon seit vielen Jahren wünschte ich mir die Gelegenheit, zu reden, und dieses bloß darum, damit ich Ihnen in einem kurzen Abriß die ganz besonderen Eigenschaften meiner Frau vorstellen möchte, welche mich ein zehnjähriger Ehestand deutlich genug hat kennen lernen. Sie wissen wohl, meine Herren, daß mir bei ihren Lebzeiten dieses zu thun nicht vergönnt war; sie konnte nichts weniger vertragen, als das Lob ihres Mannes, und

Alles, was ich von ihren Fähigkeiten erzählte, kam ihr verdächtig vor. Nunmehr befreit mich ihr Tod auch von diesem Zwange; und wenn Sie bedenken wollen, wie sehr mich dieser Verlust schmerze; so werden Sie auch wohl einsehen können, wie groß mein Vergnügen sein müsse, da ich Sie von der Wichtigkeit desjenigen unterhalten kann, was ich verloren habe. Finden Sie vielleicht nicht in meinen Augen die Blicke eines bekümmerten Wittwers; so wird Ihnen doch dieser Trauermantel und dieser lange Flor von meiner Betrübniß zeugen können. Ich bin eben so sehr gerührt, als Andere, welche der Himmel in meine Umstände versetzt hat: nur darin unterscheide ich mich von jenen, daß ich meine Regungen durch kein Tuch zu verbergen suche. Gönnen Sie mir eine kleine Aufmerksamkeit. Hierdurch machen Sie mich Ihnen so verbindlich, daß ich meine Wünsche verdoppeln werde, Ihnen bei einer gleichen Gelegenheit eben so gefällig sein zu können.

Meine Liebe hat sich mit einer Krankheit angefangen, womit die meisten unsers Geschlechts befallen werden. Mir ist es einerlei, ob man sie Milzsucht, oder Fieber, oder gar den verliebten Schwindel heißt; so viel weiß ich noch, daß ich damals meine Freunde beredete, ich sei bezaubert, und dieses war allerdings nicht unwahrscheinlich. Ein Blick, ein einziger Blick von einer Person, die ich meine Grausame nannte, brachte mich in die äußerste Verwirrung. Ich sah, ich seufzte, und auf einmal empfand ich eine Gewalt in mir, welche mich alles Nachdenkens beraubte. Mein Blut kam in eine heftige Wallung, ich ward unruhig, und ging des

Tages wohl hundertmal, diejenigen Hände zu küssen, welche mich, wie ich klagte, gefesselt hielten. Ich küßte sie, und dieses brachte meine Bezauberung aufs Höchste. Ich verlor die Sprache, wenigstens diejenige, welche man von gesunden Leuten hört. Ich redete von nichts, als vom Sterben, von Entzückungen, von Kometen, von Blitzen, von Sonnen, von Opfern; ja, ich habe nach der Zeit erfahren, daß ich sogar in Versen geredet habe. Bald verwandelte mich meine Zauberin in einen Schäfer, und ich beschwor die Felsen; bald dünkte mich, ich sei mehr, als alle Könige, und der Zepter war das Geringste, was ich zu den Füßen meiner Gebieterin legen konnte. Endlich erbarmte sich meine Grausame. Sie gab mir ihre Hand, und dieses endigte meine Bezauberung auf einmal. Meine Gesichte verschwanden, und ich sah meine Frau. Alle schmeichelnde Entzückungen verloren sich. Ich war weder Schäfer, noch König; nichts blieb mir übrig, als eine Gebieterin. Sie werden es entschuldigen, meine Herren, wenn ich in dieser Beschreibung zu weitläufig gewesen bin. Sie haben sich vielleicht mehr als einmal gewundert, wie ich mich entschließen können, eine Frau, wie die meinige, zu heirathen; nunmehr werden Sie einsehen können, daß die Ueberlegung an dieser Wahl keinen Antheil gehabt hat.

Ich habe Ihnen einen kurzen Abriß von den ganz besonderen Eigenschaften meiner Frau versprochen; ich will dieses Versprechen erfüllen, und Sie werden finden, daß Alles ganz besonders gewesen ist.

Mich dünkt, diejenigen sehen den Nachdruck und Gebrauch unsrer Sprache nicht genugsam ein, welche

das Wort Ehestand als einen Inbegriff alles desjenigen betrachten, was man durch zärtliche Liebe, durch den höchsten Grad der Freundschaft, durch vernünftigen Umgang, durch eine edle Bemühung eines beiderseitigen Vergnügens, und ich weiß nicht, durch was für schöne Benennungen mehr, ausdrückt. Man findet vielleicht diese Bedeutung in den Wörterbüchern, oder in den Schriften philosophischer Junggesellen; ich glaube aber nicht, daß eine solche Auslegung im gemeinen Leben einen großen Nutzen habe. Wenigstens war derjenige Ehestand ganz anders beschaffen, in welchen mich das Verhängniß gesetzt hatte. Auch meiner Frau kann ich es nachrühmen, daß sie sich einen ganz andern Begriff davon machte. Sie war meine Frau, weil ich ihr Mann war; sie hatte mich geheirathet, um sich ernähren zu lassen. Dieses hielt sie für ihre Pflichten des Ehestandes; und ich muß es gestehen, daß sie dieselben niemals gebrochen hat.

Ich bewundere ihre Einsicht, wenn ich daran gedenke, wie nachdrücklich sie die Meinung derer zu behaupten wußte, welche glaubten, daß die Herrschaft der Männer in den Gesetzen der Natur nicht den geringsten Grund habe. Den Anfang zu ihrer unumschränkten Macht legte sie durch Blicke und schmeichlerische Mienen; ich ward erweicht, und gab mit Vergnügen nach. Sie ging weiter; sie befestigte ihre Gewalt durch Worte, und ein ernsthafteres Verlangen. Ich schwieg, und ließ mir Alles gefallen, um wenigstens den Rest der eingebildeten Herrschaft zu erhalten. Endlich machte sie ihren Sieg vollkommen; sie befahl, sie drohte, und ich wußte durch nichts, als durch einen blinden Gehorsam, mein Schicksal erträglich zu machen.

Meine Frau war viel zu edel gesinnt, als daß sie ihre Gemüthsruhe durch die Sorgen der Nahrung hätte unterbrechen sollen. Sie überließ sich der Vorsehung des Gesindes. Sie befürchtete, sie möchte die Natur beschimpfen, wenn sie diejenigen schönen Hände in der Küche besudelte, welche ich ehedem recht abgöttisch geküßt hatte, und von denen ihre Verehrer noch jetzt zweifelhaft waren, ob sie den Schnee, oder den Alabaster, überträfen.

Ich war so glücklich, daß sich beständig Kenner fanden, welche meine Wahl vollkommen billigten. Sie wußten es meiner Frau auf das Verbindlichste vorzusagen, daß sie die artigste Person von der Welt wäre. Sie beneideten das Glück desjenigen Sterblichen, welchem vergönnt wäre, eine so anbetenswürdige Göttin zu lieben. Meine Frau nahm Antheil an meinem Glück; sie konnte diese Schmeichelei wohl leiden, und war allemal erfreut, ich weiß aber nicht, ob über ihre göttlichen Eigenschaften, oder darüber, daß man ihr sagte, ich sei ein Sterblicher. Dieses muß ich noch zum Ruhme meiner Freunde erinnern, daß sie dergleichen Lobeserhebungen niemals in meiner Anwesenheit vorbrachten; selbst meine Frau war hierin vorsichtig. Eine solche Erklärung hätte mich hochmüthig machen können, und ich würde es nicht ohne Erröthung angehört haben, wenn man dieses in meiner Gegenwart hätte sagen wollen.

Meine Frau war bemüht, ihre natürliche Schönheit durch einen prächtigen Aufputz noch mehr zu erhöhen. Sie wußte, daß die Kleidung noch zu etwas weiter, als zur Bedeckung der Blöße, dienlich wäre. Ich kann nicht läugnen, daß mir diese

ihre Einsicht sehr theuer zu stehen kam. Ich weiß, wie viel es mich gekostet hat, nur ihren Reifrock in baulichem Wesen zu erhalten, und es ist mehr als einmal geschehen, daß sie dasjenige an einen einzigen Kopfputz gewandt, was ich binnen vier Wochen nicht ohne saure Mühe erworben hatte. Sie hatte etwas gelesen, das sie für einen sinnreichen Scherz hielt, und mit Vergnügen auf sich deutete, wenn sie sagte: Es wären ihr alle vier Theile der Welt zinsbar: der Perser spinne für sie; der Mohr fange ihr die Perlen; der Amerikaner durchwühle die Erde, ihr den nöthigen Putz zu schaffen; der Europäer wage sein Leben, alles dieses herzubringen; ihr Mann aber sei nur um deßwillen erschaffen, daß er die nöthigen Kosten dazu verdiene. Ich weiß nicht, ob dieser Gedanke wohl ausgesonnen ist; daß er aber allerdings gegründet gewesen, solches habe ich merklich genug empfunden.

Sie dürfen nicht glauben, meine Herren, der Endzweck dieses prächtigen Aufputzes wäre der gewesen, daß sie ihrem Manne hätte gefallen wollen. Keineswegs. Hierin war sie unbesorgt, und sie gehörte unter die Zahl derjenigen Weiber, welche alles für überflüssig halten, was ihren Männern zu gefallen geschieht, und welche in ihrem Anzuge alsdann am unachtsamsten sind, wenn sie niemanden, als ihre Männer, um sich haben. Die ganze Stadt sollte Zeuge von ihrer wohlausgesonnenen Pracht sein. Sie besuchte Gesellschaften, welche ihr zu dieser Absicht dienlich waren, und kehrte allezeit mit einer triumphirenden Miene zurück, wenn sie merkte, daß sie den schmeichlerischen Beifall eines artigen Herrn erhalten, und eine eifersüchtige Nachbarin in Unruhe gesetzt hatte.

So kostbar dieser Aufwand war, so sorgfältig war meine geschickte Frau, denselben durch verschiedene Arten der Sparsamkeit einigermaßen zu ersetzen. Niemals schien ihr das Gesinde boshafter zu sein, als wenn die Zeit heran kam, da es seinen Lohn fordern konnte. Sie war recht sinnreich in Erfindung der Ursachen, solchen zu verkümmern, und konnte es mit einer wunderbaren Standhaftigkeit ansehen, wenn ein Dienstbote mit leeren Händen von ihr ziehen mußte. Nichts auf der Welt war ihrer Natur mehr zuwider, als die flehende Stimme eines Armen. Hierin zeigte sie sich als eine gute Bürgerin, indem der Befehl wider die Bettler dasjenige Gesetz war, welches sie am liebsten mit einer unverbrüchlichen Sorgfalt beobachtete. Ich habe es nicht, ohne gerührt zu werden, anhören können, so oft sie einen Dürftigen, der um eine geringe Gabe bat, mit dem heftigsten Eifer über seine Faulheit, sein lüderliches Leben, und seine niederträchtige Aufführung von sich stieß. Wenn ich zuweilen dieses Bezeigen für unfreundlich halten wollte; so wußte mir meine gute Wirthin die schweren Zeiten sehr lebhaft zu Gemüthe zu führen.

Aus dieser Erzählung können Sie wohl sehen, daß unter den Tugenden meiner Frau das thätige Christenthum nicht die kleinste gewesen ist. Ich kann Sie, meine Herren, im Ernste versichern, daß ihre Andacht Jedermann in die Augen fiel. Die ganze Woche hindurch war nichts vermögend, ihre erquickende Ruhe zu unterbrechen, und sie schlief ungestört so lange, bis sie ihre Berufsarbeit zum Kaffeetische nöthigte. Desto munterer hingegen war sie an den Feiertagen. Sie bereitete sich etliche

Stunden lang vor dem Spiegel zu ihrer Andacht vor, und wußte ihren Anzug mit einer sehr genauen Sorgfalt einzurichten, weil, wie sie sagte, die geringste Unordnung ihren Nebenchristen in der andächtigen Beschäftigung stören könnte. In der Kirche waren ihre Augen ohne Unterlaß in Bewegung. Sie hat mich versichert, es geschähe dieses nicht aus Neugier, sondern darum, weil sie ein Vergnügen empfände, an einem Orte so viel gläubige Seelen beisammen zu sehen, welche allerseits mit ihr aus gleicher Absicht dahin gekommen wären.

Es erfordern, wie Ihnen bekannt ist, die Statuten hiesigen Orts, daß das Frauenzimmer des Nachmittags, nach geendigter Andacht, zusammen komme. Wer niemals die Ehre gehabt hat, dabei zu sein, der könnte glauben, es geschähe dieses wegen des Kaffees und des Spielens: allein, diese Meinung ist falsch; es geschieht lediglich in der Absicht, dasjenige zu wiederholen, was man in der Kirche gehört und gesehen hat. Auch hierin übertraf meine Frau ihr ganzes Geschlecht. Ich habe bei dieser Gelegenheit mit Verwunderung gehört, wie aufmerksam sie in der Kirche gewesen war. Ihre Beredsamkeit war erstaunlich, wenn sie den Inhalt desjenigen beurtheilte, was an heiliger Stätte geredet worden war. Sie machte die ganze Gesellschaft dadurch aufgeräumt, und hätte wegen ihrer witzigen Spötterei billig den Namen eines starken Geistes verdient, wenn sie eine Mannsperson gewesen wäre. Die reichste Materie wird endlich erschöpft, und die Ordnung der Gedanken führte meine strenge Richterin auf die andern Personen, welche zugegen gewesen waren. Es schien etwas Uebernatürliches

zu sein, wenn man sie die geheimsten Nachrichten ihrer Nachbarn erzählen hörte. Sie erklärte die verstohlenen Blicke jener Freundin, welche die Eifersucht ihres Mannes so behutsam gewöhnt hatte. Sie wußte von dem Fächer eines Frauenzimmers, welches ihr gegen über gesessen, einen weitläufigen Roman zu erzählen, und schwor, daß vier wohlhabende Männer vergebens seufzten. Sie stellte ihren Feinden mit einer ungemeinen Zuversicht die Nativität, wobei sie mit vieler Wahrscheinlichkeit anzeigte, warum es dieser oder jener unglücklich gehen müßte. Der sündliche Hochmuth einer Frau, welche ihr acht Tage vorher den Rang streitig gemacht, war die einzige Ursache, warum sie der Himmel zwei Tage darauf augenscheinlich gezüchtigt, und durch einen Verlust gedemühigt hatte, welchen ihr Mann in seiner Nahrung erlitten. Jedes Strafurtheil, das sie fällte, endigte sich mit dem christlichen Seufzer, sie wolle Niemand etwas Böses nachgeredet haben.

Nunmehr wird mir es leicht fallen, Ihnen einen genaueren Begriff von der Kinderzucht meiner verstorbenen Frau beizubringen. Sie wissen, meine Herren, daß ich der Vater einer Tochter bin, und wenn Sie es nicht glauben wollen, so kann ich es Ihnen aus dem Kirchenbuche beweisen. Diese Tochter hat mich in den ersten sechs Wochen mehr, als die ganze folgende Zeit über, gekostet. Ich will von dem prächtigen Aufputz des Wochenzimmers nichts sagen, welcher allerdings verschwenderisch würde gewesen sein, wenn er nicht zu Ehren meiner Frau und ihrer Nachkommen, also eingerichtet worden wäre: nur dieses muß ich erinnern, daß mir damals

die guten Wünsche unzähliger neugieriger Freundinnen mehr Schaden an meinen Einkünften gethan haben, als jemals die Flüche meiner Feinde. Meine Frau hatte diese Tochter znr Welt gebracht, und also Alles verrichtet, was man von einer Mutter fordern kann. Der Wohlstand nöthigte sie, eine Amme zu wählen, welche die Pflichten der Ernährung über sich nähme. Schon im zweiten Jahre zeigte das Kind, zum unaussprechlichen Vergnügen seiner werthesten Mama, die deutlichsten Proben eines durchdringenden Verstandes, da es mit der größten Heftigkeit dasjenige verlangte, was ihm einfiel, und mit Händen und Füßen seinen Unwillen bezeugte, wenn Jemand so unbedachtsam war, und ihm widersprach. Schläge gehören nur für die Kinder gemeiner Leute; meine Frau hielt es für eben so grausam, ihr Kind zu schlagen, als wider ihre eignen Eingeweide zu wüthen. Man war sehr sorgfältig, meine Tochter zu unterweisen. Das Erste, was sie von ihrer Muttersprache lernte, war dieses: Sie sei ein artiges Kind, und wenn sie fromm wäre, so sollte sie auch einen hübschen Mann bekommen. Diese wichtige Ermahnung war nicht ohne Nutzen. Die Hoffnung, einen Mann zu bekommen, hatte so vielen Nachdruck in dem Gemüthe dieser Tochter, daß sie Alles faßte, was meine Frau für Tugenden ihres Geschlechts hielt. Im vierten Jahre verstand sie die Wirkung des Spiegels; im fünften erlangte sie einen Geschmack von schönen Kleidern; im sechsten war sie vermögend, über ihre Gespielinnen zu spotten; im siebenten faßte sie die Regeln des Lhombers und andern Zeitvertreibs; im achten unterwies man sie in der Kunst, zärtlich zu blicken und artig

zu seufzen; und nunmehr war meine Frau eben im Begriff, ihr eine kleine Kenntniß von demjenigen beizubringen, was der gemeine Mann Christenthum und Wirthschaft nennt, als eine unverhoffte Krankheit diese sorgfältige Mutter von ihrer hoffnungsvollen Tochter trennte.

Ich komme jetzt auf denjenigen Umstand meiner Ehe, an welchen ich nicht ohne die empfindlichste Rührung denken kann. Was bei einem Trauerspiel die Aufwickelung des Knotens heißt, das ist in dem Ehestand der Tod unserer Weiber. Je verwirrter, je betrübter bei jenem das widrige Schicksal der aufgeführten Personen vorgestellt wird, desto wichtiger scheint uns die Aufwickelung. Ich sehe dem Tode meiner Frau getrost entgegen, weil ich dadurch aufhöre, eine beschwerliche Rolle zu spielen, und weil ich ihr diejenige Ruhe von Herzen gönne, welche die Weltweisen so lebhaft zu rühmen wissen. Meine Frau fiel in eine Krankheit, wobei gleich die ersten Anzeigen tödtlich waren. Sie nahm ihre Zuflucht zum Arzte, welcher sie in seiner Sprache sehr umständlich versicherte, daß sie sich nicht wohl befinde. Er hatte Recht: denn das Uebel nahm in wenigen Stunden dergestalt zu, daß er an nichts weiter dachte, als sie nur nach gehöriger Ordnung zu ihren Vätern zu versammeln. Man kann das Gemüth eines Menschen niemals besser einsehen, als in demjenigen Augenblicke, wenn die Seele anfängt, sich von der Beschwerlichkeit des Leibes frei zu machen. Dieses habe ich an meiner sterbenden Frau beobachtet. Sie forderte einen Spiegel; sie sah sich an, und erschrack. Ich sterbe, rief sie, ich sterbe zu früh! Meine Schuldigkeit war, sie zu trösten. Ich

redete ihr zu: sie solle nur freudig sterben. Aber ein zorniger Blick unterbrach meine Vermahnung; sie stieß mich mit den Worten von sich: Schweig, Verräther! Dieses war ihr letzter Wille, welchen sie in dem Augenblicke mit ihrem Tode versiegelte.

Ich bin nicht vermögend, meine Herren, Ihnen dasjenige deutlich genug zu beschreiben, was ich damals in meinem Gemüthe empfand. Stellen Sie sich einen Menschen vor, welchen ein fürchterlicher Traum beunruhigt. Er befindet sich auf der See, wo ihn ein heftiger Sturm von der größten Höhe in den tiefsten Abgrund wirft; sein Schiff scheitert; er glaubt, es sei Alles verloren, und erwacht. Mein Eheband hat zehn Jahre gedauert; die schärfsten Proben einer strengen Geduld hatte ich ausgehalten, noch sah ich nicht die geringste Hoffnung, als meine Frau ganz unvermuthet starb.

Dieses wird genug sein, Ihnen meine Herrn, einen hinlänglichen Begriff von den ganz besondern Eigenschaften meiner Frau beizubringen. Nunmehr werden Sie überzeugt sein, daß ich der Ehre, Ihr Mitglied zu heißen, nicht ganz unwürdig gewesen. Ich bescheide mich dessen gar wohl, daß ich nur die unterste Stelle verdiene, da mir diejenigen Vorzüge nicht unbekannt sind, welche Ihre Weiber noch vor der meinigen haben.

Auszug aus der Chronik des Dörfleins Querlequitsch, an der Elbe gelegen [1].

Geneigter Leser!

Du wirst mir nicht zumuthen, daß ich dir sagen soll, wie ich zu dem Manuscripte gekommen sei, von welchem ich dir gegenwärtigen Auszug liefere. Wenn ich spräche, ich hätte es unter einem alten Gemäuer gefunden; so würdest du es vielleicht, als ein schätzbares Alterthum, mit vieler Ehrfurcht durchlesen. Ich könnte dich wohl auch bereden, es gehöre in eine Bibliothek, und, weil ich ein Gelehrter bin, so würdest du unfehlbar denken, ich hätte es mit lehrbegierigen Händen heimlich entwendet. Allein, ich bin nicht gesonnen, dir eine Unwahrheit vorzusagen; du sollst aber auch die Wahrheit nicht erfahren. Sei zufrieden, daß ich dir ein Werk mittheile, welches allen Geschichtschreibern zur Vorschrift, und dir vielleicht zur Erbauung dienen kann.

Den eigentlichen Verfasser dieser Chronik und

---

[1]) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Aprilmonat 1742.

die Zeit, wenn sie geschrieben worden, kann ich nicht angeben. Auf dem Titelblatt steht anstatt des Namens ein N., welches der Verfasser sonder Zweifel um deßwillen gethan hat, daß er den Leser neugierig machte und desto bekannter würde. Meine Vermuthung geht dahin, es habe es ein ehemaliger Pfarrer daselbst geschrieben. Ob ich Recht habe, wirst du aus den Umständen beurtheilen, die in dem Auszuge selbst vorkommen. Wann aber dieser Pfarrer gelebt und die historischen Nachrichten gesammelt hat, solches ist noch ungewisser. Ich vermuthe, daß es kurz nach des Kanzlers Krell Tode geschehen sei; ich will aber niemanden meine Meinung aufdringen.

Das Werk selbst ist von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, in Folio, vier Alphabete stark. Die Schrift ist sehr klein und unleserlich, auch hin und wieder, ich weiß nicht, aus was für Ursachen, Platz gelassen worden. Der Auszug, den ich geben will, soll desto kürzer sein und mit Ausfüllung der leeren Stellen mögen sich diejenigen belustigen, welche in Ergänzung verstümmelter Alterthümer, wo nicht glücklich, doch unermüdet sind.

Gleich durch den ersten Anblick des Buchs wird man überführt, daß der Verfasser von einem besonderen Geschmacke, und kein abgesagter Feind seiner Verdienste müsse gewesen sein. Man findet daselbst ein Bild, welches er vermuthlich eigenhändig entworfen hat, und das zwar nicht künstlich, doch ziemlich deutlich, gerathen ist. Es stellt die fliegende Fama vor, die zwei sehr dicke Backen und eine Trompete kennbar machen. An dieser hängt ein Tuch, worin man eine menschliche Figur mit einer runden Mütze, einem Ueberschlägelchen und

einem altväterischen Kleide erblickt. Es ist eine Umschrift dabei, von der ich aber nichts, als die beiden ersten Buchstaben, errathen kann, welche nach meiner Einbildung P. L. und wie ich glaube, Pastor loci [1]), heißen, wiewohl sie auch Poeta laureatus [2]) heißen könnten. Aus den Wolken ragt eine Hand hervor, welche eine zusammengekrümmte Schlange, und noch etwas faßt, das vermuthlich ein Lorbeerkranz sein soll. Unten fesselt ein Genius die Zeit an einen Baum, in den die Buchstaben gegraben sind: S. H. N. Q. T. L. Q. M. Wenn ich mich nicht irre, so zielen diese auf den Vers: Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt. (Ewig wird deine Ehre, dein Name, dein Ruhm sich erhalten). Dabei stehen sehr-viele Leute, welche mit Verwunderung und aufgehobenen Händen nach dem Bilde sehen. Sie sind alle sehr undeutlich gemalt, bis auf einen Einzigen, den ich für den Schulmeister des Dorfs halte, weil er das Maul schrecklich aufsperrt. Die Aussicht stellt eine Landschaft und darin das Dorf Querlequitsch vor, über dem ein offnes Buch schwebt, das sonder Zweifel eine Concordanz, oder gar die Chronik selbst bedeuten soll. Ich finde diese Worte darin: Nil sine me. (Nichts ohne mich). Dem Bilde gegenüber ist ein Blatt leer gelassen, auf welchem steht: Erklärung meiner Erfindung. Ob er aber seine Erfindung selbst nicht verstanden hat, oder von dem Tode an der Erklärung verhindert worden ist; das weiß ich nicht. In Beschreibung dieses Bildes bin ich um deßwillen weitläuftig gewesen, damit man das Alterthum des Buches daraus

---

[1]) Pastor des Orts. [2]) Gekrönter Poet.

abnehmen könne; denn heutiges Tages und schon seit vielen Jahren, sind dergleichen prächtige Bilder gar nicht mehr gebräuchlich.

Hierauf folgt der Titel, welcher ein neuer Beweis des Alterthums, und so weitläuftig ist, daß man ihn, ohne eine rechte gesunde Lunge zu haben, in einem Athem nicht durchlesen kann. Ich will ihn ganz hersetzen: »Hellgeblasene Kriegstrom»pete und Friedensposaune! Das ist, eine kurz ge»faßte Chronik des weit berühmten Dörfleins Quer»lequitsch an der Elbe, worin dessen beliebte, aber »zuweilen betrübte Geschichte, von den ältesten, »mittlern und neuern Zeiten, aus zuverlässigen Nach»richten, alter Leute Munde und andern Urkunden »genommen, zugleich auch die darin einschlagende »Geschichte der assyrischen, persischen, griechischen »und römischen Monarchien, nebst denen merkwür»digen Veränderungen der Kaiserthümer, Fürsten»thümer und Reiche, Leben und Thaten der Päpste, »Kaiser, Könige, Fürsten ꝛc. nebst ihren guten und »bösen Eigenschaften, vorgetragen, die unergründ»lichen Wunder der Natur an Sonne, Mond und »Sternen, ingleichen an Pflanzen, Bäumen, krie»chenden und fliegenden Thieren, sowohl auf der »Erde, als im Wasser, auch was sonsten lebet, we»bet und Odem hat, lehrreich beigebracht und da»durch die verderblichen, abscheulichen und verteu»felten Meinungen der Socinianer, Arrianer, Pe»lagianer, Manichäer, Wiedertäufer, Molinisten, »Syncretisten, Atheisten, Indifferentisten und aller »Ketzer, die sich in isten endigen, heftig und kräf»tig widerlegt, zur Warnung und Vermahnung, »besonders aber zum Troste des christlichen Häuf-

»leins in Querlequitsch, mit beliebter Kürze und »eilfertiger Feder entworfen durch N.«

Auf der ersten Seite steht die Zueignungsschrift an seinen lieben Schwiegervater und Gevatter, George Klunkern, Bürgermeistern in Merane und des löblichen Schneiderhandwerks daselbst Oberältesten. Er zeigt darin die Aehnlichkeit, welche das Städtlein Merane mit dem alten Rom habe, und nachdem er seinem Herrn Schwiegervater durch viele lateinische Stellen gezeigt hat, wer Cicero gewesen sei, so fragt er ihn und die ganze Bürgerschaft, ob Herr Klunker nicht ein anderer Cicero sei? Er beweißt es durch Exempel und unter Anderm daraus, daß er den Stadtschreiber daselbst, als einen gefährlichen Catilina, aus ihren Mauern gejagt; so daß man billig ausrufen können: Excessit! evasit! erupit! (Ein unübersetzbarer Klimax. »Er ging, er lief, er sprang,« müßte man ungefähr im Deutschen sagen.)

Auf der 5. Seite schreitet er näher zu seinem Vorhaben und führt die Ursachen an, die ihn bewogen haben, zu schreiben. Er erzählt dieselben nach der Reihe und hält darunter die für die wichtigste, da er dem heftigen und unaufhörlichen Bitten, Flehen und Drohen seiner Freunde, Gönner und Vorgesetzten mit gutem Gewissen nicht länger widerstehen und lieber der gelehrten Welt dieses Buch mittheilen, als Anlaß zu einigen Gewaltthätigkeiten geben wollen.

Von der 9. bis zur 12. Seite zeigt er die Einrichtung des ganzen Werks.

Auf der 13. Seite aber dessen großen Nutzen, und Von S. 15 bis 19 erklärt er sich auf sechs

Seiten, daß er wegen seiner vielen Amtsverrichtungen abbrechen und diese Zueignungsschrift schließen müsse, worauf auf der 20. und 21. Seite ein herzlicher Seufzer folgt.

Auf der 22. Seite stehen diese Worte: Ungeheuchelte Lobschriften und schuldige Ehrendenkmale auf den T. T. Herrn, Herrn N. . . Verfasser der Chronik des Dörfleins Querlequitsch, aufgerichtet von nachbenannten gelehrten Männern. Es hat aber der Herr N. solche vermuthlich nicht erlebt, weil bis S. 40 leere Seiten in dem Manuscripte sind.

Auf der 40sten Seite fängt endlich die Chronik selbst mit großen Buchstaben Q. D. B. V. an. Gott aber schuf nur ein Männlein und ein Fräulein, sind seine ersten Worte und er zeigt sodann, wie wunderbar, durch so viele Jahrhunderte, Länder und Orte, sich das menschliche Geschlecht fortgepflanzt, so daß jetzt nur allein in Querlequitsch neun und achtzig vernünftige Seelen zu finden wären, wobei er wünscht, daß sie möchten vor Krieg, Pest und theurer Zeit behütet werden, welches sie zwar mit ihren Sünden gar wohl verdient hätten.

Auf der 46. Seite geräth er auf den Einfall, wie es wohl vor tausend Jahren in Querlequitsch ausgesehen haben möge. Er ist der Meinung, daß die dasige Gegend zu der Zeit ganz und gar unbewohnt gewesen und vielleicht an dem Orte, wo jetzt die Kanzel stehe, nichts als Rohrdommeln in der Wüsten gehört worden sind. Hierauf legt er seine ganze Gelehrsamkeit aus und redet von einem Cheruskerfürsten Arminius, von den Hermunduren und Mysen. Die Thracier und Scythen fallen ihm ein. Er erblaßt, wenn er an den Attila

denkt und bewundert das Schicksal, welches die Vandalen aus dem kalten Norden in das heiße Italien geworfen, um die schönen Künste und Wissenschaften zu zerstören. Er besinnt sich auf die Longobarden, und zieht zwölf gelehrte Männer an, welche diesen Namen von den langen Bärten herleiten.

Auf der 59. Seite kommt er wieder zu sich selbst und erinnert, er hätte um deßwillen in seiner Erzählung ausgeschweift, weil er beweisen wollen, wer ihre Vorfahren in dasiger Gegend gewesen wären. Die ganze Sache aber hält er für ungewiß und will lieber gar nichts, als etwas Zweifelhaftes, sagen, indem ein vernünftiger Mann nichts reden müsse, als was er mit gutem Grunde behaupten könne. Er beseufzt den verderblichen Hussitenkrieg, in welchem vermuthlich die schönsten Urkunden von diesem Dorfe verbrannt, oder mit nach Böhmen geführt worden wären. Bei dieser Gelegenheit fällt ihm ein, daß Huß eine Gans heiße, und er lacht recht herzlich über die sanctam simplicitatem des Bauers, welcher in Costnitz ein Bündel Holz zum Scheiterhaufen getragen, diesen theuren Märtyrer zu quälen.

Auf der 66. Seite will er, um mit Ehren und unbeflecktem Gewissen aus diesem Kram zu kommen, einem Jeden hierin seine Meinung lassen. Genug, spricht er, daß wir müssen Vorfahren gehabt haben; denn wo ein effectus [1]) ist, da ist auch eine

[1]) effectus — Wirkung — causa – Ursache. — — Gesandte, Kammerherrn, Rittergutsbesitzer, Kaufleute, Handwerker 2c. werden den Rabener doch auch lesen. — Anmerk. des Herausg.

causa; atqui schließt er weiter, ich und alle Bauern im Dorfe sind ein effectus, ergo müssen wir eine causam gehabt haben, und diese sind eben unsre Vorfahren, welche ich im Vorhergehenden so mühsam suchte. Durch eine ausführliche Note zeigt der Herr Autor, in welchem modo dieser Schluß sei, und verwünscht den Aristoteles in den Abgrund der Hölle, weil er durch seine Sophisterei die ganze Welt mit Blindheit geschlagen habe. Am Rande stehen die Worte: O Vernunft! wie schädlich bist du! Die Dinte ist aber ganz frisch und die Züge sind nach der heutigen Art, daher ich vermuthe, diese Randglosse müsse nur etwa vor zwanzig Jahren gemacht sein.

Auf der 68. Seite dankt er dem Himmel mit einem inbrünstigen Ach! daß er ihm Weisheit und Kräfte verliehen habe, aus diesem Labyrinthe der Alterthümer glücklich zu entkommen, und die verwirrten Nachrichten ihrer Vorfahren in ein helles Licht zu setzen. Er beschreibt sodann mit ziemlicher Deutlichkeit die Lage, den Umfang, Größe, Zäune, Graben und Eintheilung der Gassen des Dörfleins Querlequitsch, welches ich aber Alles unberührt lasse, weil der Ort jedermann bekannt, und noch bis auf diese Stunde dessen äußerliche Beschaffenheit unverändert ist.

Auf der 80. Seite besinnt er sich, daß er in Eile vergessen habe, zu sagen, wo der Name Querlequitsch herstamme. Er hat aber so einen löblichen Abscheu vor alten Untersuchungen bekommen, daß er sich dabei nicht aufhält. Seine Meinung geht dahin, es sei, wegen seiner anmuthigen Lage, in dem Papstthume querelarum quies (ein Aus-

ruhungsort von Sorgen, ein Sans-souçi) genannt worden. Es kommt ihm dieses höchst wahrscheinlich vor, weil man nur die Buchstaben e und arum wegwerfen, und ies in itsch verwandeln dürfe. Er beweißt dieses auch nachdrücklich, indem er sagt, man müsse keine gesunde Vernunft haben, wenn man die Wahrheit davon nicht einsehen wollte.

Auf der 81. Seite wird gehandelt von des Dörfleins Querlequitsch weltlichen Hauptgebäuden, und denen damit verknüpften Gerechtsamen, Gerichten und Privilegien. Des gestrengen Junkers Rittersitz wird zuerst vorgenommen. Es ist keine Mauer, keine Stube, kein Fenster, kein Ziegel auf dem Dache, welchen er nicht seiner Länge und Breite nach beschreibt, ja den Einfältigen zum Besten hat er sogar einige Risse nebst dem Maaßstabe beigefügt. Es gehört eine ziemliche Geduld dazu, wenn man Alles durchlesen will. Doch darf ihm dieses nicht als ein Fehler ausgelegt werden, weil er nichts gethan hat, als was unsre Chronikenschreiber mit einer unermüdeten Sorgfalt noch heutiges Tages thun.

Ueber dem Thorweg entdeckt er eine alte steinerne Figur, welche nach dem verfertigten Entwurfe vermuthlich nichts Anderes ist, als eine Verzierung von Laubwerk; er will es aber für ein hochadeliches Wappen ansehen, woraus er verschiedene Verbindungen des gestrengen Junkers mit andern Familien und zugleich einige rechtsgegründete Ansprüche auf sechs Rittergüter ableitet.

Einen Thurm, welcher den Bauern zum Gefängnisse dienen muß, hält er für besonders merkwürdig. Er nennt ihn ein Schrecken der Wider-

spenstigen und einen Tempel der Gerechtigkeit, den Gerichtsvogt aber sacerdotem justitiae (den Priester der Gerechtigkeit), und zeigt bei dieser guten Gelegenheit den gegründeten Unterschied zwischen dem geistlichen und weltlichen Arme.

Das Gemeindehaus kann er nicht mit Stillschweigen übergehen. Er macht eine beinah eben so lebhafte Abbildung davon, als von dem Rittersitze; über die dabei stehende Linde aber, worunter die Bauern ordentlich zusammenkommen, bezeugt er eine herzliche Freude, weil sie ihn auf die Geschichte der alten abgöttischen Linden und die Gewohnheit, unter freiem Himmel Gericht zu halten, durch eine natürliche Ordnung bringt. Er handelt diese Materie mit vieler Belesenheit ab, und ich habe davon einige neuere Schriften gesehen, welche es ihm nicht gleich thun.

Auf der 140. Seite folgen die geistlichen Hauptgebäude. Sie bestehen nur aus der Kirche, Pfarre und Schulwohnung. Bei jedem aber macht er eine lange Erzählung, und die Bilder sind auch nicht gespart. Ich will dem geneigten Leser mit einem Auszug davon nicht beschwerlich fallen. Einige Umstände aber kann ich nicht unberührt lassen.

Wie lange die Kirche gestanden habe, weiß er eigentlich nicht; wohl aber, daß sie schon im Papstthum vorhanden gewesen. Die Geschichte der Reformation nimmt hier viele Seiten weg, und es kommt mir wahrscheinlich vor, daß Seckendorf sich dieses Manuscripts mit gutem Nutzen bedient habe. Den Weihkessel, welcher noch in der Kirche eingemauert ist, kann er ohne Thränen niemals ansehen, und er hält solchen für etwas, das zum pa-

pistischen Sauerteige gehöre. Den wohl eingerichteten und einträglichen Beichtstuhl aber nennt er einen Schmuck und eine Zierde des ganzen Tempels. Bei einem vorgehabten Kirchenbau hat sich hinter dem Altar etwas gefunden, welches der Herr Verfasser, als eine alte Münze, sehr hoch hält und nicht allein einen Abriß davon, sondern auch die Münze selbst beifügt. Anfänglich hat er gar nicht gewußt, was er daraus machen solle. Aber durch eine unermüdete Untersuchung und Beihülfe einiger gelehrten Freunde, hat er auf einer Seite ein Roß im Wasser, auf der andern aber eine Figur gefunden, welche beinah wie ein gekröntes Brustbild ausgesehen, mit der zwar etwas undeutlichen Umschrift: vedkend. Seine Freude über diesen Fund ist ganz unaussprechlich. Er beweißt, daß diese Münze Karl der Große auf Wittekinds Taufe habe prägen lassen. Er beschreibt die ganzen Kriege der Sachsen und ihre endliche Bekehrung, und dankt dem Himmel mit gefalteten Händen, welcher solchen großen Schatz so lange erhalten, und ihn mit dieser kostbaren Münze beseligt habe. Ich schickte sie unlängst dem berühmten Herrn Professor Köhler zu, um seine Meinung darüber zu vernehmen; er schrieb mir aber, es sei nichts Anderes, als ein alter verrosteter Deckel von einer Mithridatbüchse.

Er rühmt ferner den schönen Büchervorrath, womit die Sacristei ausgeziert sei, welche er deßwegen **armamentarium sacrum** (die geistliche Rüstkammer) nennt, und versichert, es wären so viel praktische Bücher, Sterne und Kerne und andre biblische Rüstzeuge darin, daß man sich binnen einer halben Stunde mit einer trostreichen Predigt bewaffnen könne.

Das bei der Kirche angemachte Halseisen soll ein untrügliches Merkmal guter Policeiordnung sein. Er wünscht, daß alle diejenigen daran geschlossen würden, welche sich nicht schämten, ihrem Pfarrer, anstatt des guten Dezems, Wicken und Trespe zu geben, da ihnen doch dieser das Wort Gottes lauter und rein predige.

Des Pfarrers Studierstube kommt ihm nicht anders vor, als das trojanische Pferd. Aus diesem, sagt er, wären so viele tapfere Helden gestiegen, welche das hochmüthige Troja in Asche gelegt hätten; aus jener aber trete eine erbauliche Predigt nach der andern hervor, welche das stolze Babel bestürme.

Doktor Luthers Hauspostille nennt er sein Palladium, dessen ganze Geschichte er aus dem Alterthume hervorsucht.

Von der 203. bis 279. Seite ist das Geschlechtsregister der gestrengen Junker von N. Erb=, Lehn= und Gerichtsherren auf Querlequitsch. Ich will nur einige davon anführen, und mich, so viel wie möglich, seiner eignen Worte bedienen.

Hans v. N. ward geboren 1429 und lebte fünf und sechzig Jahr. Man weiß von ihm gar nichts weiter, als daß er einen sehr dicken Bauch gehabt hat.

Hans Ulrich von N., des Vorigen Sohn, hatte einen Jagdhund, welchen er unsäglich liebte. Als der Hund starb, schickte er dem Pfarrer eben so viel an Leichengebühren, als wenn ein Sohn gestorben wäre. Es mag ein löblicher Herr gewesen sein.

Georg von N. aß, trank und vermählte sich dreimal. Seinen Bauern war er gewogen, dem Pfarrer aber spinnefeind. Er wollte nicht leiden,

daß ihm dieser auf der Kanzel die derbe Wahrheit sagte, da es doch an einem so privilegirten Orte geschah. Von undenklichen Jahren her hatte der Pfarrer des Sonntags auf dem Herrnhofe gespeist, dieser Georg aber brachte es ab. Er war ein rechter Atheist, ohne Gottesfurcht und Gewissen und wie er lebte, so starb er auch; denn er fiel vom Pferde und brach den Hals. Nach dem Tode hat es heftig auf seinem Grabe getobt, und des Pfarrers Frau hat es mit ihren Ohren gehört, daß es nicht anders gewesen sei, als wenn sich die Katzen gebissen hätten. Er starb ohne Kinder, und das Gut fiel an seinen Vetter Casimir von N.

Von der 280. bis 336. Seite sind die Leben der Kirchen- und Schuldiener daselbst beschrieben. Es ist dieses mehr ein Zusammenhang vieler Lobschriften, als eine historische Erzählung; und wie dergleichen besondere und nach Befinden geheime Nachrichten, nur wenigen Leuten gefallen können, den meisten aber ekelhaft sind; so ist auch von gegenwärtiger Abhandlung nicht zu läugnen, daß derjenige schlechterdings Pfarrer in Querlequitsch sein muß, der ein Vergnügen daran finden soll. Ich will also die Geduld meines Lesers nicht mißbrauchen, und nur etwas Weniges daraus anführen.

M. Heinrich Quad, ein ehrwürdiger Mann, predigte alle Wochen einmal und starb. Er hat ein Buch geschrieben, welches den Titul führt: *Προς ἑαυτον*, (an sich selbst) oder wohlgemeinter Unterricht für die einfältigen Pfarrherren, wie sie sich auf der Kanzel züchtig geberden sollen. Mit Holzschnitten.

George Voigt, verstand das Hauswesen vortrefflich und predigte ziemlich gut.

M. Curt Hauzius. Er war ein starker Zelot. Er ward allemal braun im Gesichte, wenn er an den Papst dachte und hat sechs und fünfzig neue Ketzer gemacht. Er lebte in großer Uneinigkeit mit seinem Gerichtsherrn, und hatte viel Verdruß mit der Gemeinde, wegen des Pfarrbaues. Ueber das Pfingstbier hat er sich sehr ereifert, woran er auch starb.

M. Heinrich Bockstaudius sollte des Kanzlers Krell Ordonnanz unterschreiben, dessen er sich weigerte und des Amtes entsetzt ward. Der Herr Autor sieht diesen Umstand für merkwürdig an, weil er glaubt, dieser sei der Einzige unter allen Gelehrten, welcher lieber das Amt verlieren, als etwas schreiben wollen.

Bis hieher gehen die Kirchendiener, und es sind alsdann einige Blätter leer gelassen, welches mich, wie ich im Eingange erwähnt, auf die Vermuthung gebracht, daß gegenwärtige Chronik nach Krells Tode geschrieben sei.

Von den Schuldienern des Orts, deren der Autor zwanzig namhaft macht, will ich nur einen einzigen erwähnen. Er heißt ihn Gall Veidt den Großen. Es kam mir anfangs lächerlich vor, daß er einem Schulmeister diesen prächtigen Beinamen 'gibt: er behauptet es aber dadurch: Er habe zierlich schreiben und lesen können, die Kinder fleißig unterrichtet, die Kirche reinlich gehalten, die Glocken wohl geläutet, eine gute Passion singen können, und Alles vollkommen gethan, was einem rechtschaffenen Schulmeister gebührt. Mithin sei er zwar kein großer Held, aber doch ein großer Schulmeister gewesen.

Auf der 336. Seite findet man verschiedene gesammelte Nachrichten von gelehrten Querlequitschern,

unter denen etwa folgende die berühmtesten zu sein scheinen:

Georg Greif, eines Bauern Sohn, legte sich auf die Rechte und advocirte in einem Städtlein, unweit Magdeburg. Man hat als etwas Besonderes an ihm wahrnehmen wollen, daß er sehr lange Finger und im Gesichte eine so dicke Haut gehabt, daß er niemals roth geworden ist.

Antonius Kuntz, gleichfalls einer der Rechte, wollte in Erfurt Doktor werden und disputirte deßwegen de capillamento Ulpiani, wobei er auf dem Katheder die Wichtigkeit seines Satzes mit solcher Heftigkeit vertheidigte, daß er sich etwas im Leibe zersprengte und kurz darauf starb.

Balthasar Wurzel, ein Arzt und geschickter Mann. Wenn ein Bauer Blähungen hatte, so wußte er gleich, wie sie auf Griechisch heißen. Er erfand viele Universalmedicinen und Lebenstincturen, starb aber in seinen besten Jahren, und vermachte der Bürgerschaft zu Zwenkau bei Leipzig einen halben Acker Landes zu einem neuen Kirchhof.

Martin Pinsel, **Ministerii Candidatus**, war des alten Martin Pinsels, Pfarrers zu Querlequitsch, Herr Sohn. Seine Mutter that in ihrer Schwangerschaft ein Gelübde, wenn ihr der Himmel einen Sohn geben würde, so sollte er ein Pfarrer werden. Ihr Wunsch ward zu allerseitigem Vergnügen erfüllt, und der gute Pinsel von seinem Herrn Vater zu allen guten Wissenschaften und Künsten angehalten. Er hatte aber einen schweren Kopf, eine stotternde Sprache und ein langsames Gedächtniß, bezeigte auch wenig Lust zum Studiren, sondern wollte schlechterdings ein Grobschmied werden.

Allein die Mutter prügelte ihn so lange, bis er seinen Beruf erkannte, wobei er auch blieb, und im neun und fünfzigsten Jahre seines Alters als Informator zu Dresden sanft und selig entschlief.

Ilgen Pape, ein Meistersänger und possierlicher Mann. Er hatte sehr hohe Absätze an seinen Schuhen und ging beständig, als wenn er im Sande watete. Er schnaubte heftig, wenn er redete und sang Alles ab, was er sagte. Man hat ihn gar nicht lachen, wohl aber oftmals ohne Ursache weinen und zittern gesehen. Niemals war er vergnügter, als wenn es donnerte, und sah, ohne daß es ihm etwas schadete, in den Blitz. Er starb an der Schwulst und schrieb: Das blinde Alter, oder: Tobias, ein Trauerspiel.

Zacharias Pape, des Vorigen Bruder und auch ein Meistersänger, doch von jenem ganz verschieden. Er schminkte sich dergestalt, daß man niemals seine natürliche Farbe hat erfahren können. Die Hände wusch er sich in Rosenwasser und kaute beständig Süßholz. Sein Wamms war mit Knöpfen von buntem Glase besetzt, und an dem Halse trug er ein ordentliches Pferdegeläute. In Nürnberg war er unter eine Bande Gaukler gerathen; diese hatten ihn gelehrt, wie er seine Glieder auf eine erstaunliche Weise ausdehnen, in einem Augenblick aber wieder zusammenziehen konnte, daß er nicht größer war, als ein Igel. Er war sehr ungesund und hatte immer Anfälle vom hitzigen Fieber. Seine Gedichte sind zusammengedruckt unter dem Titel: Caniculares. Er schrieb ein Sinngedicht auf seine Leier und lachte sich darüber zu Tode.

Endlich machen auf der 384. Seite allerhand ver-

mischte Merkwürdigkeiten einen erwünschten Schluß. Die Züge sind hier in dem Manuscripte von den vorigen ganz unterschieden, und ich glaube, daß des Verfassers Ehefrau diese Merkwürdigkeiten niedergeschrieben habe. Meine Vermuthung ist nicht unwahrscheinlich; die Sache aber behält doch ihren Werth, und die ganze Einrichtung ist noch jetzt nicht altväterisch geworden. Ja ich kenne einen gelehrten Mann, von dessen Chronik man schwören sollte, daß seine Großmutter die angefügten Merkwürdigkeiten verfertigt habe.

Ich weiß nicht, ob ich mich um meine Leser verdient machen werde, wenn ich ihnen einen Auszug davon liefere. Vielleicht geben sie sich zufrieden, wenn sie auch nicht wissen, wie oft Soldaten daselbst im Quartiere gelegen und des gestrengen Junkers Feueresse gebrannt, oder die gnädige Frau in der Kirche, zum Schrecken und schmerzlichen Beileid aller Anwesenden, den Unterrock versengt habe. Eben so erbaulich ist es, wenn man liest, wie oft die Bauern in Querlequitsch mit dem Durchfall heimgesucht worden sind. Die Geschichte von einem Pferdedieb, dessen Lebenswandel, Verbrechen, Gefangennehmung und erfolgter Strafe, macht viele Seiten aus, und die Unterredungen des Herrn Pfarrers mit diesem Diebe sind von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, an und für sich aber sehr erbaulich. Des Schulmeisters ältester Sohn, ein Kind guter Art und großer Hoffnung, ist Anno **1542** jämmerlich in die Mistpfütze gefallen, aber, zu gutem Glück ohne Schaden. Wer diese und dergleichen klägliche Begebenheiten mehr wissen will, dem kann ich das Original selbst zeigen. Eine Frau,

die den Drachen gehabt hat, könnte zwar viele leichtsinnige Gemüther aus ihrem verstockten Irrthum reißen und das Himmelszeichen, welches man im Jahre 1541, als eine gewisse Vorbedeutung der sechs Jahre darauf erfolgten Mühlberger Schlacht, gesehen, sollte wohl vermögend sein, die Hartnäckigkeit unserer Atheisten zu beschämen: allein mein Beruf ist es nicht, Heiden zu bekehren; meine Schuldigkeit aber erfordert, den geneigten Leser nicht länger aufzuhalten. Ich schließe also mit denjenigen Worten, die am Ende meines Manuscripts stehen:

Exegi monumentum aere perennius [1]);
Non omnis moriar.

---

[1]) Ein Denkmal hab' ich mir aufgebaut,
Kein Erz ist ihm an Dauer zu vergleichen;
Die Zeiten die sind und die werden sein,
Sie stürzen mir nimmer das Denkmal ein.

Schreiben
von
vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niedern Schulen [1].

Mein Herr,

Man hat mir gesagt, Sie wären seit etlichen Monaten mit einer Sammlung verschiedener deutscher Schriften beschäftigt. Bei dieser Gelegenheit bekommen Sie vermuthlich viele Briefe von gelehrten Männern zu lesen. Ich zweifle aber doch nicht, Sie werden sich auf mein Bitten die kleine Gewalt anthun, und einen Brief eines jungen Menschen ansehen, welcher nur vor wenig Wochen die niedern Schulen verlassen hat, und im Begriff steht, auf eine hohe Schule zu ziehen, um gewöhnlichermaßen längstens binnen drei Jahren zu absolviren. Daß ich mir diese Freiheit nehme, dazu veranlaßt mich ein Umstand, von dessen Wichtigkeit ich Sie bald überzeugen will.

Ich habe mich sechs Jahr lang in einer Schule aufgehalten, welche vor andern Schulen einen Vorzug, und zugleich den billigen Ruhm hat, daß viele große und gelehrte Männer den Grund ihres Glücks

[1]) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, Maimonat 1742.

daselbst gelegt haben. Sobald ich die ersten Jahre überstanden, und mich geschickt gemacht hatte, die Sache mit einer reifern Ueberlegung einzusehen; so ließ ich bei einem unermüdeten Eifer diejenigen Wissenschaften mein Hauptwerk sein, zu denen ich den größten Trieb empfand, und welche ich für die edelsten unter allen hielt. Ich traue Ihnen die Einsicht zu, daß Sie von selbst errathen können, worin also meine vornehmste Bemühung bestanden habe.

Es ward uns Gelegenheit gegeben, die ältere und neuere Geschichte zu erlernen. Man lehrte uns die Geographie und andere davon abhangende Wissenschaften. Man bemühte sich, uns einen kleinen Vorschmack von den Rechten eines jeden Reichs, und hauptsächlich unsers Vaterlandes beizubringen. Es wurden auf Kosten der Obern Leute gehalten, welche die Jugend in der französischen und italienischen Sprache unterrichten sollten. Ja, was beinah unglaublich ist, sogar in der deutschen Sprache gab man uns Anleitung. Die mathematischen Wissenschaften wurden getrieben, so viel es auf Schulen möglich ist. Von der Malerei, Musik und Tanzkunst will ich nicht einmal etwas erwähnen, so wenig als von der Anweisung, wie man die Buchstaben leserlich und schön schreiben soll.

Was meinen Sie davon, mein Herr? Ich weiß, Sie lassen mir die Gerechtigkeit widerfahren, und trauen mir zu, daß ich die kostbare Zeit mit dergleichen Sachen nicht verderbt habe. Es wäre dieses ein Fehler gewesen, welchen man kaum mit dem gelinden Namen einer Jugendsünde hätte entschuldigen können; und ich glaube, meine Enkel wür-

den sich dereinst schämen müssen, wenn man ihnen dergleichen gelehrte Schwachheiten ihres Großvaters vorwürfe.

Meine Bemühungen waren weit rühmlicher. Lateinisch, griechisch, hebräisch, die Redekunst, und die Logik, dieses sind die Wissenschaften, worauf ich mich mit einem unersättlichen Fleiß, und mit Ausschließung aller andern gelegt habe.

Ist es nicht kläglich, daß man die Jugend zu Erlernung der Geschichte, und besonders unserer gegenwärtigen Zeiten anhält? Dieses vermehrt ihre leichtsinnige Neugierigkeit, zu der sie ohnedem mehr als zu geneigt ist. Aus dieser Ursache habe ich mich jederzeit davor gehütet, und ich kann mir ohne eiteln Ruhm nachsagen, daß mir dasjenige, was nach dem Raube der Helena in Griechenland vorgegangen, weit bekannter ist, als die Unruhe, worein Deutschland durch den Tod des Kaisers gestürzt sein soll. Wozu die Geographie, und die zugehörigen Wissenschaften nützen, das kann ich nicht einsehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimath gewußt; ich will ihn auch wohl ohne Geographie nach Leipzig finden. Ich weiß die Namens- und Geburtstage meiner gnädigen Herrschaft; ich weiß, daß unser Herr Pfarrer einen Todtenkopf mit einem Kreuze in seinem Petschaft hat: dieses hilft mir mehr, als wenn ich das ganze Geschlecht, und alle Wappen des Kaisers von Fez und Marocco auswendig könnte. Daß ich die Rechte der Reiche und meines Vaterlandes lernen soll, solches scheint mir ein verwegenes Unternehmen zu sein. Es sind dieses Geheimnisse, welche man nicht erforschen, sondern den Regenten über-

lassen muß; zu geschweigen, daß man vielmals an den Höfen selbst nicht weiß, was Rechtens ist: wie will man es in den Schulen wissen? Die flatterhafte Eitelkeit der Franzosen und die Gemüthseigenschaften der Italiener haben mir jederzeit einen Abscheu vor ihren Sprachen gemacht. Deutsch zu lernen, klingt gar lächerlich. Unser Thorwärter in der Schule konnte gutes Deutsch reden, ungeachtet er niemals in die Lehrstunden kam, und meine Mutter verstand mich allemal, wenn ich um Geld schrieb. Ich habe zwar gegenwärtigen Brief von einem meiner guten Freunde durchgesehen und die Schreibart ändern lassen; dieses geschieht aber mehr aus einer Gefälligkeit, als innerlichen Ueberzeugung, daß es nöthig sei. Daß die mathematischen Wissenschaften auf Schulen getrieben werden, das lasse ich eher gelten. Es kommen doch immer griechische Wörter darin vor. Die Malerei, Musik und das Tanzen schicken sich am besten für Frauenzimmer, und die Kunst, leserlich und schön zu schreiben, für den Pöbel. Denn gelehrte Leute müssen schlecht schreiben; dieses ist ein altes Herkommen.

Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, wie gefällt Ihnen dieser Beweis? Nicht wahr, vortrefflich? Sollten Sie wohl in einem jungen Menschen so viel Verstand, und einen so guten Geschmack suchen?

Die lateinische Sprache kam mir so einnehmend und reizend vor, daß ich mich schäme, ein geborner Deutscher zu sein. In der griechischen Sprache fand ich etwas, von dem ich viel zu wenig sage, wenn ich spreche, daß es reizend und entzückend war. Ich habe mich vielmals gewundert, warum man sie nicht bei Hofe einführt, und ich bin gewiß versichert,

ein Frauenzimmer würde bei einer griechischen Liebeserklärung nimmermehr unempfindlich bleiben können. Daß ich hebräisch ohne Punkte verstehe, das ist das Wenigste, dessen ich mich rühmen kann. Die Redekunst hatte mich recht bezaubert. Die Regeln und Muster, die ich mir erwählte, waren zwar nicht nach dem neuesten, jedoch nach meinem Geschmack. Besonders in den Figuren war ich sehr stark. Ich wußte alle ihre Vor- und Zunamen, und meine Reden, die ich hielt, bestanden in nichts als Fragen und Ausrufungen. Die Erlernung der Logik war meine ernsthafteste Beschäftigung. Zwar die gemeine Art zu denken hat mir niemals gefallen wollen. Sie ist gar zu deutlich, und die Kunstwörter sind zu sehr gespart. Wenn ich jemanden, als ein Gelehrter, überzeugen will; so muß meine Ueberzeugung kunstmäßig sein, und ich mag denken, was ich will, so denke ich in forma. Meiner Abschiedsrede kann ich mich ohne einige Selbstliebe nicht erinnern. Ich handelte von den Rauchfängen der alten Griechen, und insonderheit der Lacedämonier. In welcher Sprache ich dieselbe eigentlich gehalten habe, solches kann ich Ihnen nicht sagen. Wenn ich Ihre Ohren nicht beleidigte, so würde ich sie Ebraico-Latino-Graecam (hebräisch-griechisch-lateinisch) nennen. Dieses letzte Meisterstück meiner Fähigkeit mochte wohl Ursache sein, daß man mir ein vortreffliches Schulzeugniß gab. Ich werde es mit nach Leipzig bringen, und also die Ehre haben, Ihnen Brief und Siegel über meine Geschicklichkeit zu zeigen.

Bis hieher klingen meine Erzählungen ganz vergnügt. Sie werden den wichtigsten Umstand noch nicht einsehen können, welcher mich bewogen hat,

an Sie zu schreiben. Sie sollen ihn gleich erfahren.

Von der Schule ging ich nach Hause zu meinem Vater, welcher im Gebirge ein adeliches Rittergut gepachtet hatte. Meine Absichten erforderten, daß ich unserm gnädigen Herrn sogleich meine Aufwartung machte. Er erkundigte sich nach der Einrichtung der Schule, und besonders meines bisherigen Studirens. Ich erzählte ihm Alles, was ich jetzt geschrieben habe, und ich glaube, ich erzählte ihm noch mehr. Seine Aufmerksamkeit machte mich beredt, und ich versprach mir schon im voraus die Anwartschaft auf eine Pfarre. Allein, wie sehr betrog ich mich in meiner Hoffnung! Urtheilen Sie selbst von meiner Bestürzung, die ich empfand, als mir derselbe mit einem ernsthaften Gesicht ungefähr also antwortete. »Gewiß, mein Freund, ich bedaure »Ihn; sein Vater hat das Geld verloren, und Er »die Zeit verderbt. Er hat studirt, und ist keinem »Menschen zu etwas nütze. Wäre es nicht vernünf»tiger gewesen, wenn Er sich auf diejenigen Wis»senschaften etwas mehr gelegt hätte, von denen »Er geglaubt, daß sie so verächtlich und überflüssig »sind? Muß Er sich nicht schämen, daß er in Grie»chenland zu Hause, und in Sachsen ein Fremdling »ist? Daß Er die Gesetze seines Solons versteht, »und nicht die geringste Kenntniß von den Rechten »seines Vaterlandes hat? Hätte Er sich nicht mit den »Sprachen der Ausländer wenigstens nur in etwas »bekannt machen sollen, wenn Er sie auch allenfalls »nicht besser gelernt hätte, als die deutsche? Wie »viel brauchen wir lateinische und griechische Sprach»meister? Ich tadle deswegen nicht an Ihm, daß

»Er lateinisch und griechisch gelernt hat. Dieses »muß sein, und ein Gelehrter der es nicht kann, »kommt mir eben so abgeschmackt vor, als Er, da Er »seine Muttersprache nicht besser versteht. Was »glaubt Er wohl, was ich mit meinem Schneider »anfangen sollte, wenn er nichts arbeiten könnte, »als solche Kleider, wie sie Seneca und Sokrates »getragen haben? Würde der Kerl nicht Hungers »sterben müssen, wenn er sonst nichts gelernt hätte? »Mit seiner Redekunst lockt Er keinen Hund unter »dem Ofen hervor, geschweige, daß Er die Gemü- »ther der Zuhörer rühren sollte, und seine ganze »Logik besteht aus Worten ohne Gedanken. Hat »Ihm denn Niemand auf der Schule gesagt, wie »unentbehrlich es heutiges Tages sei, daß man die »sogenannten gelehrten Sprachen und Künste mit »den neuern Wissenschaften verknüpfe?« Ich konnte dieses nicht läugnen. Ich gestand, daß einige meiner Lehrer mich deßwegen vielmals getadelt, und mir meine Bemühungen, als unnütz, vorgeworfen hätten. Ich sagte aber auch, daß andere meinen Eifer aufgemuntert, und mir mit großer Zuversicht prophezeiht hätten, ich würde dereinst die Zierde ihrer Schule, eine Brustwehr wider die einreißende Barbarei und eine Stütze des Vaterlandes sein. Er schüttelte den Kopf, und ließ mich mit vielen derben Vermahnungen von sich gehen.

Wie meinen Sie wohl, mein Herr, daß mir damals zu Muthe gewesen ist? Wahrhaftig, so sehr hat sich wohl Plato kaum geschämt, als ihn Diogenes durch einen nackten Hahn, wegen seiner irrigen Meinung, lächerlich machen wollte. Ich ging ganz bestürzt nach Hause.

Allein, das war noch nicht genug. Dieser Tag schien recht zu meiner Demüthigung ausersehen zu sein. Ich fand unsern Hofmeister, welcher seinen Sohn mit vielem Eifer ausgescholten hatte. Ich hörte nur noch so viel, daß er zu ihm sagte: »Du »bist mir ein braver Kerl! Du schickst dich zu Allem, »wie der Esel zum Lautenschlagen. Ein Narr bleibt »ein Narr, und wenn man ihn im Mörser zerstieße. »Du kannst nichts, du hast nichts gelernt, du willst »nichts lernen; was soll denn endlich aus dir wer»den? Halte dein Maul, oder..! Fort! Packe dich! »Geh mir aus den Augen!« Ich erstaunte, als ich dieses hörte. Wie? dachte ich. Unser Hofmeister, ein Bauer, ein Mann, der weder lesen noch schreiben kann; der versteht die Redekunst! Sarkasmus, Diasyrmus, Ploki, Anaphora, Ellipsis, Asyndeton, sind dieses nicht alle die Figuren, die ich jetzt von ihm gehört habe? Und der Kerl hat nicht studirt! Wie geht das Ding zu? Ich redete ihn an. Ich fragte ihn, warum er sich so ereifert hätte? Was? sprach er, das ist mein Junge, und ich soll mich nicht ärgern, daß sich der Schlingel auf die faule Seite legt? Neue Wunder! Unser Hofmeister versteht auch die Logik. Ist dieses nicht der bündigste Schluß in Darii? War es nicht eben so viel, als wenn er gesagt hätte: Wer einen ungerathenen Sohn hat, welcher sich auf die faule Seite legt, der muß sich ärgern! Atqui, ich habe einen solchen ungerathenen Sohn; Ergo muß ich mich ärgern.

Ich muß es Ihnen gestehen, mein Herr, ich war damals ganz außer mir. Die empfindlichen Reden unseres gnädigen Herrn machten mich nur unruhig, dieser Hofmeister aber ganz und gar kleinmüthig.

Gehört zu einem Gelehrten heutigestages mehr, als lateinisch, griechisch und hebräisch; kann auch der einfältigste Bauer in Figuren und Schlüssen reden, ohne daß er weiß, wie sie auf griechisch heißen, oder in welcher Form sie sind: Wozu nützt denn mir mein Fleiß? Warum habe ich mir denn so viele schlaflose Nächte gemacht? Sollte es wohl in der That vernünftiger sein, wenn man auf Schulen sich mit den Sprachen der Gelehrten zwar gründlich bekannt macht, zugleich aber auch in den neuern Sprachen, und wie man sie nennt, in den galanten Wissenschaften sich übt? Sollte es wohl lächerlich sein, wenn man sich einbildet, die Erlernung einiger Kunstwörter machte uns zu Rednern und Philosophen?

Nein, ich kann mich dieses nicht bereden. Ich gehe von der einmal gefaßten Meinung nicht ab. Das sei fern von mir. Und ich werde Ihnen, mein Herr, ungemein verbunden sein, wenn Sie mich zu meiner Beruhigung in diesem Urtheile bestärken wollen. Ich werde dafür ohne alle Figur in bester Form verharren,

Dero

ergebenster Diener,

Irenäus Mastigophorus,

sonst Friedr. Geißelmann genannt.

P. S. Ich habe bei müßigen Stunden des Hieronimus Comitem sive Lectionarium denen zum Besten in griechische Verse übersetzt, welche der lateinischen Sprache nicht mächtig sind. Weil ich nun glaube, daß es eine besondere Belustigung des Witzes abgeben kann; so übersende ich Ihnen diese Uebersetzung zu beliebigem Gebrauch.

Lebenslauf

eines

Märtyrers der Wahrheit[1]).

Es ist in Gesellschaften nichts gewöhnlicher, als daß Einer den Andern mit beständigen Erzählungen von sich selbst und seinen Fähigkeiten unterhält. Wir sind uns selber die Nächsten; und weil wir schuldig sind, von unserm Nächsten alles Gute zu reden, so glauben wir, es erfordere die natürliche Pflicht, uns selbst zu loben. Ich will die wahrhaften Ursachen dieser thörichten Eigenliebe nicht untersuchen; weil ich nicht gesonnen bin, mir auch nach meinem Tode Feinde zu machen. Ich führe solches nur um deßwillen an, damit ich mein gegenwärtiges Vorhaben einigermaßen rechtfertige. Bezeigst du so viel Geduld, Andere anzuhören, welche sich bei lebendigem Leibe rühmen; so gönne mir deine Aufmerksamkeit, wenn ich dir nach meinem Tode sage, wer ich gewesen bin. Das habe ich mit andern Menschen gemein, daß ich meinem Namen die Unsterblichkeit wünsche, wenn auch gleich der Körper verwesen muß. Wolltest du mir aber verwehren, meinen Lebenslauf zu erzählen; so würde ich vor

---

[1]) S. Belust. des Verstandes und Witzes, Brachmonat, 1742.

Vielen unglücklich sein, an deren Verdienste man wenigstens so lange denkt, als die Erbtheilung währt. Die Liebe zur Wahrheit hat mich in so geringe Umstände gesetzt, daß meinen Tod beinah Niemand, als der Leichenschreiber, erfahren hat. Hätte ich ein ansehnliches Vermögen besessen; so würden meine schmerzlich betrübten Erben durch eine verhüllte Frau der ganzen Stadt haben ansagen lassen, daß ihr Herr Vetter in Gott selig verschieden sei; oder ich würde mir noch auf meinem Todbette einen glaubwürdigen Redner haben miethen können, welcher der christlichen Gemeine die ewige Wahrheit bewiesen hätte, daß unter allen Erschrecklichen der Tod das Erschrecklichste, und meine tugendhafte Seele noch viel zu frühzeitig aus ihrem dreiundsechszigjährigen Körper gefahren sei. Allein meine Armuth hat mir nicht verstattet, einen so prächtigen Abschied aus der Welt zu nehmen. Ich bin gestorben als ein Märtyrer der Wahrheit, das ist, arm und unbeweint; und wenn die Nachwelt etwas von mir erfahren soll, so muß ich ihr solches selbst sagen.

Daß ich im Jahre 1674 den 17. September, zu Mühlberg, einem Städtchen an der Elbe, geboren bin, solches scheint kein Umstand von besonderer Wichtigkeit zu sein, und ich kann eben so wenig dafür, als es ohne mein Verschulden geschehen ist, daß mein Vater nicht ein Hochedelgeborner, Hochedler, Vester und Hochgelahrter Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf drei Rittergütern, sondern nur, wenn ich anders der Erzählung meiner Mutter glauben darf, Meister Lollinger, Bürger und Schneider daselbst, gewesen ist. Ich brachte zwei Zähne mit auf die Welt, und lernte gleich im ersten Jahre

reden, und schon im andern war ich vermögend, durch mein Plaudern Vater und Mutter zu übertäuben. Meine Aeltern hielten dieses für eine vergnügte Vorbedeutung, ich würde mit der Zeit ein großer Rechtsconsulent werden. Sie irrten sich aber, und die Folge hat gelehrt, daß es unglückliche Anzeigen meiner Liebe zur Wahrheit gewesen sind. Ich fing frühzeitig an, solches merken zu lassen. Kaum hatte ich vier Jahre erreicht, als ich bemerkte, daß mein Vater in seinem Berufe nicht gar zu gewissenhaft war. Ich verwies ihm solches auf eine zwar kindische, doch empfindliche Art, und weil ich es oft that, so gab er mir endlich, durch einen derben Schilling die ersten Früchte der Wahrheit zu schmecken. Jedoch ward ich dadurch nicht furchtsam. Mein Vater starb, und hinterließ meine Mutter, als eine junge Wittwe, mich aber als einen unerzogenen Knaben. Meine Mutter that über diesen Tod recht jämmerlich. Sie heulte und schrie; sie versteckte sich hinter einen großen Schleier; sie wünschte mit ihrem Manne zu verwesen, und schwor der ganzen Welt ab. Ich dachte auch nach meiner kindischen Einfalt, es wäre ihr Ernst, und ich blieb zwölf Wochen lang in meinem Irrthum. Nach deren Verlauf ward sie aufgeräumt; sie scherzte, sie lachte, sie besuchte ihre Nachbarn, und ich sah verschiedene junge Leute aus- und eingehen, ohne daß sie böse darüber ward. Kurz, sie hatte ihren Mann vergessen, und die Lust war ihr vergangen, mit ihm zu verwesen. Ich fragte, warum sie mich und Andere so betrogen hätte? Ein Paar Ohrfeigen aber waren die ganze Antwort. Einstmals sah sie in den Spiegel, und fragte mich: ob ich nicht

eine schöne Mutter hätte? Ich sagte: Nein; und dieses brachte mich um alle mütterliche Liebe. Sie konnte mich nicht länger um sich leiden, und es ward beschlossen, mich auf eine Schule zu thun. Es geschah auch, und ich kam an einen Ort, wo ich etliche Jahre lang die Gründe der Sprache lernte. Man fand es für gut, mich auf eine andere Schule zu bringen; ich folgte willig und man war anfänglich wohl mit mir zufrieden; es dauerte aber nicht lange. Einige meiner Mitschüler waren faul; ich verwies ihnen ihre Faulheit. Einige legten sich mit großem Eifer auf die Erlernung solcher Wissenschaften, von denen ich glaubte, daß sie abgeschmackt und einem Gelehrten nur zur Last wären. Einige waren hochmüthig, weil sie auf lateinisch und griechisch zu sagen wußten, wer sie erschäffen hätte. Diese versicherte ich, daß ich sie ohne Lachen nicht ansehen konnte. Keiner aber dankte mir wegen meiner Freimüthigkeit, und Alle machte ich mir zu Feinden. Der Zorn eines meiner Lehrer, von dem ich das gegründete Urtheil fällte, er habe mehr Stärke in der Faust, als in der Gelehrsamkeit; dieser Zorn, sage ich, war so nachdrücklich, daß ich alsbald die Schule räumen und in einer öffentlichen Abbitte mich bedanken mußte, daß man mich ohne weitern Schimpf gehen ließ.

Dieser unvermuthete Streich hätte mich bald zum Mamelucken gemacht. Im ersten Schrecken nahm ich mir fest vor, die Wahrheit nimmermehr wieder zu reden. Es ging mir aber, wie denjenigen Dichtern, welche die Verse verschwören. Ich zog auf die hohe Schule, von der ich mir einen

hohen Begriff gemacht hatte, wodurch ich aber meine Unerfahrenheit verrieth. Leute, welche es ihre einzige Sorge sein ließen, wie sie den Pflichten gegen ihr Vaterland Genüge leisten, die Hoffnung ihrer Aeltern erfüllen und deren saure Mühe und aufgewandte Kosten vergelten könnten; Leute, welche diejenigen Wissenschaften mit Ernste ausübten, nach denen sie sich nannten; solche Leute glaubte ich zu finden. Ich irrte mich. Gleich den ersten Abend erschreckte mich eine Gesellschaft trunkner Menschen, welche unter Schreien und Wetzen nach ihren Wohnungen eilten. Anfänglich glaubte ich, es sei ein Auflauf, oder wenigstens Feuer in der Gasse. Ich sah durchs Fenster; in dem Augenblicke fiel ihr Anführer in den Koth, und ich hörte aus den Reden der Andern, daß sie sich bemühten, einem Meister der Weltweisheit wieder auf die Beine zu helfen. Diese Begebenheit machte mich aufmerksam. Ich beobachtete die Sitten meiner Mitschüler genauer. Ich lernte einen kennen, welcher der Gottesgelahrheit eifrigst Beflißner war, und sich rühmte, er habe sich in der Schenke zweimal fest gesoffen, wie er es nannte. Ein Landsmann von mir wollte sich die Würde eines Lehrers beider Rechte erstehen, weil er sich innerlich überzeugt fand, daß nimmermehr etwas Rechtes aus ihm werden würde. Eine Summe von zwölf Thalern machte ihn zum Autor und Respondenten; und weil ich ihm, zu mehrerer Sicherheit, seine Disputation ins Deutsche übersetzen mußte, so versprach er mir zur Vergeltung ein Ansehnliches, welches er aber noch an demselben Abende verspielte und mich auf seine bevorstehende Heirath vertröstete. Mein Stuben-

nachbar erlernte die Medicin, ging aber lieber mit fleischichten Körpern, als ekelhaften Gerippen, um, und verfluchte den abgeschmackten Eigensinn seiner Lehrer, welche ihn mit so vielen griechischen Wörtern martern wollten. Diese und hundert dergleichen thörichte Exempel fielen mir täglich in die Augen; und ich sollte schweigen? und ich sollte die Wahrheit nicht reden? Ich that mir alle Gewalt an, meinen Schwur nicht zu brechen, und Manche, die einen schönen Gedanken oder artigen Einfall haben, solchen aber nicht an den Mann bringen können, empfinden das innerliche Nagen und den unruhigen Schmerz lange nicht so sehr, als ich ihn dazumal empfand. Endlich überwand die Natur allen Zwang. Ich sagte es ungescheut, daß das Verfahren der meisten meiner Mitschüler unverantwortlich und unsinnig wäre. Bei aller Gelegenheit stellte ich ihnen ihre Thorheit sowohl ernsthaft, als lächerlich, vor. Ich schilderte zu verschiedenen Malen nicht allein die Laster, sondern auch die Personen, auf eine satirische Art in Versen ab; und wenn ich dieses that, so empfand ich bei mir selbst eine doppelte Wollust. Allein, meine Ehrlichkeit, mein Eifer für die Wahrheit, meine billigsten Absichten wurden schlecht belohnt. Man mied meine Gesellschaft, man verachtete, man verspottete, man verabscheute mich, und ich erfuhr, daß Einige sich verschworen hatten, mich öffentlich zu beschimpfen. Es wäre auch gewiß geschehen, wenn ich nicht beizeiten die Vorsicht gebraucht und mich an einen andern Ort begeben hätte, um die angefangenen Studien zu vollenden.

Das Schicksal führte mich zu einem Mann, der

mir freien Unterhalt gab und große Gefälligkeiten erwies. Er glaubte, seine Gemüthsneigung habe mit der meinigen viele Aehnlichkeit; und dieses bewog ihn zum Mitleiden. Ich kann nicht sagen, daß er ein hitziger Verehrer der Wahrheit gewesen wäre. Seine große Leidenschaft bestand in der Begierde, Recht zu behalten, seine vorgefaßte Meinung zu vertheidigen, und mit Allen aufs Unbarmherzigste zu verfahren, welche anders urtheilten. Er war einer von denen Gelehrten, welche die Fähigkeit nicht haben, selbst etwas Nützliches zu schreiben, aber mit desto größerm Vorwitz die Schriften Anderer durchwühlen. Ein Comma, ein Punkt, ein einziger Buchstabe war vermögend, ihn in die größte Wuth zu bringen, und diejenigen in den Bann zu thun, welche ihm widersprachen. Er besaß einen erstaunlichen Vorrath von Büchern nach seinem Geschmack; wie er denn glaubte, der sei kein rechtschaffener Gelehrter, welcher nicht wenigstens sechs bis acht Pfund Bücher geschrieben habe. Es fiel ihm ein, mich zu fragen, was ich von ihm hielte? Ich erblaßte über diese Anfrage. Sollte ich sagen, er wäre ein geschickter und dem gemeinen Wesen nützlicher Mann; so würde er mich mit neuen Wohlthaten überhäuft haben. Aber alle diese mußte ich verlieren, wenn ich die Wahrheit redete: Ich redete sie doch. Ich sagte, daß Männer von seinen Fähigkeiten bei dem Bau der Gelehrsamkeit unentbehrlich wären; indem sie den Schutt wegfahren müßten, welcher den Bauleuten hinderlich sei. Mehr brauchte ich nicht zu sagen, mich zu verderben. Ich mußte auf der Stelle aus dem Hause, unter Begleitung tausend lateinischer

Schimpfwörter, welche ich vorher mein Tage nicht gehört, und erst lange hernach in Burmanns Schriften gelesen habe.

Der Verlust dieses Mäcenas ward mir durch einen Rechtsgelehrten reichlich ersetzt. In den Landesgesetzen war er ganz unerfahren, desto geübter aber in den römischen Rechten. Es ging mir wohl bei ihm: weil man ihm aber hinterbrachte, ich hätte mich verlauten lassen, daß er mehr Geschicklichkeit habe, eine Rede **pro rostris** zu halten, als eine Rüge zu machen, so hob er seine Wohlthaten gegen mich auf, und bewies mir **ex l. 1. C. de donat., revoc.** daß ich ihm nicht wieder vor die Augen kommen sollte.

Ein unerhoffter Zufall brachte mich in eine Stadt, wo es schien, ich würde den Grund zu meinem künftigen Glücke legen. Es ging mir Alles nach Wunsch: ich weiß nicht, ob die Leute daselbst die Wahrheit besser vertragen konnten, oder ob es daher kam, daß ich nicht Alles öffentlich sagte, was ich bei mir selbst dachte. Man gab mir ein Amt, welches nicht ansehnlich, aber doch einträglich war. Ich hatte es etliche Jahre verwaltet, als es eine Gelegenheit erforderte, einen Glückwunsch zu verfertigen. Ich handelte darin von der Vernunft, und ließ ihn drucken, ob sich gleich meine Freunde mit allen Kräften dawider setzten. Ein Mann, welchen sein Amt ehrwürdig machte, fand sich dadurch beleidigt. Es würde verdächtig gelassen haben, wenn er seine Person hätte vertheidigen wollen, er vertheidigte also Schrift und Religion. Auf eine unschuldige Art hatte ich das Wort Brosamen mit einfließen lassen. Dieses war genug,

Himmel und Hölle zu bewegen. Ein Verächter der Schrift, ein Religionsspötter, ein Atheist; dieses waren die gelindesten Namen, die man mir gab. Einige glaubten gar, ich sei der Antichrist. Kurz, ich sollte mich öffentlich auf den Mund schlagen, oder Amt und Stadt meiden. Ich wählte das Letzte, und mußte zwölf Jahre in der Irre gehen, ehe ich den heiligen Zorn meiner Feinde verwinden konnte.

Endlich schien mein widriges Schicksal versöhnt zu sein. Man bot mir ein Amt an, mit dem Beding, ein Frauenzimmer zu heirathen. Hunger und Armuth überwanden allen Zweifel. Meine bisherigen Umstände hatten mich so schüchtern gemacht, daß ich mir Alles gefallen ließ, was mir ehedem unerträglich gewesen sein würde. Meine Frau liebte Gesellschaft; sie spielte. Vermögen und Einnahme ward auf Putz verwendet, die Haushaltung versäumt und mir zugemuthet, Vieles zu übersehen, wozu mehr, als eine ordentliche Geduld, gehört. Meine Geduld ward ermüdet. Ich sagte, ein Weib müsse sich bemühen, ihrem Manne zu gefallen, alle übermäßigen Ausgaben zu vermeiden, der Wirthschaft vernünftig vorstehen und sich keiner Herrschaft anmaßen, welche Schrift und Ordnung nur den Männern gelassen hätten. Aber, wie unglücklich machten mich diese Wahrheiten! Ich empfand, daß der Zorn eines Weibes schädlicher sei, als der Zorn aller andern Kreaturen. Man hieß mich einen nackigten Bettler, einen verlaufenen Kerl, den man auf der Straße aufgelesen hätte, der nicht werth sei, daß er durch die Heirath eines liebenswürdigen Frauenzimmers in eine so ansehnliche

Schwägerschaft aufgenommen worden; ja, es fehlte wenig, daß ich nicht meiner Frau eine knieende Abbitte hätte thun müssen, welche aber, ich weiß nicht, ob zu meinem Glück oder Unglück, unvermuthet starb. Die Menge meiner Feinde verfolgte mich alsdann unaufhörlich. Hatte ich keines Menschen geschont, so war auch nunmehr Niemand da, der sich meiner annahm. Man wußte meine Vorgesetzten auf eine tückische Art zu gewinnen, und mir Verbrechen aufzubürden, an denen ich gar keine Schuld hatte. Ich sollte mich verantworten, und meine Fehler gestehen; ich behauptete aber, ich wäre unschuldig, meine Feinde wären Lügner, und meine Vorgesetzten geblendete und parteiische Richter. Dieses war Ursache genug, mich zu verdammen. Die Entsetzung von meinem Amte, die Einziehung meines wenigen Vermögens, und ein achtjähriges Gefängniß waren die Belohnungen meiner offenherzigen Redlichkeit. Ich ward endlich freigelassen, und man legte mir auf, Stadt und Land zu räumen. Ich that es, und seitdem ist es mir unmöglich gewesen, irgendwo mein Glück zu finden; vielmehr sah ich mich gezwungen, den Rest meiner Jahre auf eine so niederträchtige Art hinzubringen, daß ich Bedenken trage, solches der Nachwelt wissen zu lassen. Ich bin elend, nackt und bloß, ohne Freunde, in der äußersten Verachtung, jedoch zu meiner Beruhigung, als ein Märtyrer der Wahrheit, im Jahre . . . gestorben, und hat mich gleich die ganze Welt verabscheut, so bin ich doch mit mir selbst zufrieden gewesen.

Der Lebenslauf dieses sogenannten Märtyrers der Wahrheit hat mir merkwürdig zu sein geschie-

nen. Er ist wirklich im Jahre 1738 in seiner Wohnung todt gefunden worden, wo man vermuthet, daß er vor Frost und Hunger gestorben sei. Sein Körper ward auf die Anatomie verkauft, um die nöthigsten Schulden zu bezahlen, und ich glaube, daß sein betrübtes Beispiel allen denen zur nachdrücklichen Warnung dienen kann, welche sich einbilden, es sei ein großmüthiger Eifer für die Wahrheit, wenn sie, ohne Ansehen der Person, ohne Freunde und Vorgesetzte zu schonen, dasjenige mit einer unverschämten Stirn Andern unter die Augen sagen, was ihnen oftmals Eigenliebe, Hochmuth, Undank und Unvernunft in den Mund legen.

Sendschreiben
von der
Zulässigkeit der Satire [1].

Mein Herr,

Sie verlangen, meine Gedanken von der Satire zu wissen. Ich soll Ihnen sagen, ob ich solche für zulässig halte, und was vornehmlich bei deren Verfertigung zu beobachten sei. Vielleicht könnte ich der Mühe, davon zu schreiben, überhoben sein, wenn ich Sie auf diejenigen Bücher verwiese, welche von beidem umständlich gehandelt haben. Ich nehme aber dennoch diese Arbeit mit Vergnügen auf mich, weil ich glaube, der Unterricht eines Freundes werde hierin mit noch mehrerm Nachdruck bei Ihnen wirken, als die Regeln fremder Personen. Sie haben mich gebeten, Ihnen meine Gedanken davon zu schreiben; Sie dürfen sich also um so viel weniger wundern, wenn Sie keine philosophische Abhandlung erhalten; und weil es ein Brief ist, den ich an Sie schicke, so bin ich hoffentlich entschuldigt, wenn ich keine systematische Ordnung dabei beobachte.

---

[1]) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, Augustmonat 1742.

Von der Zulässigkeit der Satire weitläuftige Gründe beizubringen, scheint mir überflüssig zu sein. Ich kenne Ihre angeborne Neigung zu dieser Art von Schriften, und ich glaube, es würde mir schwerer fallen, Sie zu überzeugen, daß sie verwerflich wären, als zu beweisen, daß ich sie allerdings für ein nöthiges Stück der Sittenlehre halte. So lange eine Satire diese Absicht behält, daß sie die Laster lächerlich machen und den Menschen einen Abscheu davor beibringen will: so lange sehe ich nicht, warum sie tadelhafter sein soll, als die tiefsinnigste Abhandlung eines moralischen Satzes, welchen man durch eine Kette von Beweisen bündig und durch die Zeugnisse berühmter Männer, oder gar der göttlichen Schrift ansehnlich machen will. Ich getraue mir sogar, zu behaupten, daß sie in verschiedenen Fällen und bei einer gewissen Art von Lastern beinah nützlicher sei, als die ernsthafteste Strafpredigt. Wenn wir die Laster lächerlich machen, so greifen wir die Menschen an demjenigen Orte an, wo sie am empfindlichsten sind. Ihre Eigenliebe leidet darunter, und wenn sie nicht schon gar zu sehr verwildert sind, so müssen sie einen Abscheu vor derjenigen Angewohnheit bekommen, welche sie bei Vernünftigen zum Gespött macht. Ein Exempel wird meinem Satz ein mehreres Licht geben. Ich will es aus demjenigen Theile der Belustigungen nehmen, welchen Sie mir zugeschickt haben [1]). Wenn ich zu Harpax sagen wollte:

---

[1]) S. die Belustigungen des Verstandes und Witzes 2. B. 2. St. S. 190.

Schämst du dich nicht, du Geizhals, daß du mit so ängstlicher Sorge, mit so ungerechten Händen, unter so vielem Seufzen der Armen, eine Hand voll Erde, ein beschwerliches, ein vergängliches Gut, an dich zu bringen suchst, welches du doch in der Welt lassen mußt, welches dir dein Leben kummervoll und den Tod erschrecklich macht! Was meinen Sie, daß dieses auf Harpax für einen Eindruck machen dürfte? Spräche ich: Bedenke doch, Harpax, was du thust! Der Geiz ist ja eine Wurzel alles Uebels, und die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, und viel thörichte und schädliche Lüste, welche die Menschen ins Verderben und Verdammniß versenken! Ja, ja, würde Harpax sprechen, unser Pfarrer sagte es am Sonntage auch. Er würde gähnen, und dieses wäre der ganze Nutzen von meiner Sittenlehre. Erzählen Sie ihm aber die Fabel vom kranken Hunde, welcher nur um deßwillen bei seinem Sterben unruhig und ängstlich ist, weil er die verscharrten Beine nicht noch vor seinem Ende fressen, oder mit sich nehmen soll, welcher gegen seinen vertrautesten Freund argwöhnisch ist, welcher sich seine besten Knochen herbeischleppen läßt, um solche wenigstens noch einmal anzuriechen, welcher mitten unter Seufzern und Gelübden für ein längeres Leben seine geizige Seele von sich bläst: erzählen Sie ihm, sage ich, diese Fabel; was gilts, Harpax wird sich schämen und wenigstens eine innerliche Ueberzeugung empfinden, daß seine Leidenschaft thöricht ist?

Aber, wer hat euch den Beruf gegeben, Andre zu tadeln? Seid ihr selbst ohne Fehler, daß ihr euch um die Mängel des Nächsten bekümmern könnt?

Schreibt ihr wohl eure Satiren aus Liebe, zu bessern und nicht vielmehr aus Begierde, zu lachen? Dieses sind gemeiniglich die Einwürfe, die man macht. Sie sind leicht zu beantworten. Wer mir, als einem Liebhaber der Weltweisheit, die Macht gegeben hat, Sittenlehren zu schreiben, von eben dem habe ich auch den Beruf, Satiren zu verfertigen. Daß ich selbst nicht ohne Fehler bin, solches benimmt dem Werthe der Sache nichts. Mancher zeigt den Menschen den Weg zum Himmel, den er vielleicht selbst nicht geht, und dennoch bleibt sein Vortrag eine göttliche Wahrheit, welcher ich zu folgen verbunden bin. Die Erbauung muß allezeit die Hauptabsicht einer Satire sein. Daß ich aber über die Fehler lache; daß ich sie Andern lächerlich mache; dieses ist ein unschuldiges Vergnügen, welches man mir wohl gönnen kann.

Auf solche Art würde ich die Einwürfe beantworten. Wir wollen aber doch auch denjenigen kennen lernen, welcher sie gemacht hat. Es ist niemand anders, als der, welcher sich getroffen fühlt. Prüfen Sie diese Grundregel, Sie werden sie allemal wahr befinden. Ich will bei meinem obigen Exempel bleiben. Wer wird über die Fabel vom Hunde schreien? Gewiß nicht ein junger Herr. Dieser wollüstige Verschwender hält einen Geizigen für seinen Todfeind. Er würde darüber gelacht haben, wenn er auch seinen eignen Vater darin abgeschildert gefunden hätte. Harpax sieht sein Bildniß; er erblickt sich in seiner natürlichen Gestalt; diese kommt ihm abscheulich vor. Er schmäht auf den Spiegel; er flucht demjenigen, der ihm solchen vorhält. Harpax ist der Einzige, welcher Ihren

Beruf hierzu wissen will, welcher Ihnen Ihre eignen Unvollkommenheiten vorwirft, welcher Ihre Absichten tadelhaft macht.

Allein, die Satire hat noch andre Feinde, welche behutsamer gehen. Sie loben die Einrichtung und Absicht derselben; sie geben aber nicht zu, daß jemals ein Lasterhafter dadurch gebessert worden sei. Ich weiß nicht, ob diese Wahrheit allgemein ist. Bessert die Satire nicht allemal den Lasterhaften, so hält sie doch vielleicht Andere ab, lasterhaft zu werden. Fiele aber auch gleich beides weg, so muß die Satire doch in ihrem Werthe bleiben. Nicht in ihr, sondern in den Gemüthern der Menschen wäre der Fehler zu suchen. Wenn die Schaubühne so eingerichtet ist, wie sie eingerichtet sein soll, so verdient sie alle diejenige Hochachtung, welche man einer Sittenschule schuldig ist; und dennoch halte ich es für mühsam, die Beispiele derer beizubringen, welche durch die Schaubühne gebessert worden sind. Wir stehen dabei; wir lachen über die Thorheiten; wir haben Mitleid mit der unterdrückten Tugend; wir können uns kaum der Thränen enthalten, wenn wir das standhafte Christenthum der Zaire sehen; werden wir aber allemal tugendhafter? Werden wir bessere Christen? Wenigstens liegt der Fehler nicht an der Schaubühne.

Man könnte noch sagen: Durch die Satire erregen wir den Zorn Anderer gegen uns; wir machen uns Feinde: Wäre es nicht also den Regeln der Klugheit gemäß, sich mit einer so gefährlichen Arbeit gar nicht zu bemengen? Ich weiß beinah nicht, was ich hierauf antworten soll.

Die Wahrheit, so edel sie ist, macht dennoch

auch Feinde. Es würde unbedachtsam sein, wenn man bei jeder Gelegenheit die Wahrheit sagen wollte, und ich glaube, wer Satiren schreiben will, der muß seine Umstände wissen, und allerdings vorsichtig sein. Vielleicht habe ich im Nachfolgenden Gelegenheit, mehr davon zu reden.

Dieses sind ungefähr meine Gedanken von der Zulässigkeit der Satire. Die Lehre von dem, was bei ihrer Verfertigung zu beobachten sei, ist von einem viel weitläuftigern Umfang. Ich will die umständliche Abhandlung davon bis zu einer andern Gelegenheit, oder bis zu unsrer mündlichen Unterredung aussetzen, für jetzt aber nur etwas erinnern. Es würde schon genug sein, wenn ich hier bloß dasjenige wiederholte, was ich oben von der Absicht der Satire gesagt habe. Soll diese Absicht vernünftig sein, so muß sie suchen, die Laster lächerlich zu machen und den Menschen einen Abscheu davor beizubringen.

Was also kein Laster ist, mit dem hat die Satire nichts zu thun. Lisette schielt. Ein muthwilliger Kopf, welcher gern sinnreich heißen und in einer Gesellschaft die lustige Person abgeben wollte, beobachtet an Lisetten diesen natürlichen Fehler. Wäre er vernünftig, so würde er hier eine Gelegenheit finden, an denjenigen mit dankbarem Gemüthe zu denken, welcher ihm gesunde und muntere Augen gegönnt hat; allein er ist zu leichtsinnig dazu. Er will lachen; er will Andere zu lachen machen, und Lisette muß der unschuldige Gegenstand seiner ausschweifenden Einfälle sein. Aber Lisette thut verliebt, sie wirft ihre schielenden Blicke mit einer wollüstigen Frechheit in der Kirche

herum. Nunmehr wird sie lächerlich; nunmehr gibt sie die schönste Gelegenheit zu einer Satire.

Eine der gemeinsten Regeln ist diese: Die Satire soll die Laster tadeln, nicht aber die Personen. Ich muß dieser Regel Beifall geben, und sie scheint aus demjenigen Satze zu fließen, welchen ich oben zum Grunde gelegt habe. Dennoch aber halte ich auch diejenigen nicht für strafbar, welche ihre Gedanken bei Verfertigung der Satire auf eine gewisse Person richten. Meine Begriffe, meine Ausdrücke, meine ganze Arbeit wird viel lebhafter sein, wenn ich ein Urbild vor mir sehe. Ich tadle alsdann nicht die Person, ich tadle das Laster, welches diese an sich hat. Lese ich den Abriß, welcher von dem leonischen Doktor in den Belustigungen gemacht worden ist, so werde ich viel mehr gerührt, wenn ich an Arganten denke; und vielleicht hat der Verfasser auch an ihn gedacht, um das Bild eines leonischen Doktors [1]) recht nach dem Leben zu schildern. Deßwegen aber darf ich nicht sagen, daß dieses eine Satire auf Arganten sei. Sie geht auf alle diejenigen, welche eben so, wie unser Argant, ihre faule Unwissenheit unter dem Doktorhute verbergen wollen.

Gemeiniglich verstehen wir unter dem Worte Laster nur die drei Hauptfehler, den Ehrgeiz, Geldgeiz und die Wollust. Ich glaube, es gibt noch einige Sachen, welche man sogar füglich unter eines von diesen drei Lastern nicht bringen kann, und mit denen die Satire doch auch zu thun hat. Ich

---

1) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, 1 Th. S. 525.

weiß nicht, ob ich es werde ehrgeizig, geldgeizig, oder gar wollüstig nennen können, wenn das Frauenzimmer in der größten Kälte mit dem Fächer geht, oder ein artiger Herr im Sturme und Regen den Hut unter dem Arme trägt. Dergleichen Gewohnheiten sind nicht lasterhaft, aber vielleicht lächerlich; und es bleibt einem Satirenschreiber unverwehrt, über beide zu lachen. Mit einigen Dingen der Gelehrsamkeit hat es gleiche Bewandtniß. Ich will nur ein einziges anführen. Wer über diejenige Schreibart spotten wollte, die in öffentlichen Gerichten eingeführt ist, und die man den Stylum curiae (den Curialstyl) nennt, der würde unrecht handeln; wenn aber Javolenus an seine Schöne ein Schreiben schickt, das einer Rüge ähnlicher sieht, als einem Liebesbriefe; so ist Javolenus ein Pedant. Er ist nicht lasterhaft, er verdient aber doch, daß man ihm seine Thorheit vorrückt.

Wenn die Satire die Laster der Menschen straft; so vertritt sie die Stelle der Wahrheit. Gleichwie aber diese keine Vorstellung noch einiges Ansehen der Person leidet: also könnte es auch scheinen, daß die Satire keines Menschen schonen dürfe. Wenn ich dieses behauptete, so würden sonder Zweifel sehr viele und vielleicht die meisten jungen Leute, auf meine Seite treten. Ich bin aber ganz anderer Meinung. So verhaßt mir die Lüge ist, so unbesonnen scheint es zu sein, wenn ich allemal die Wahrheit reden wollte. Kann ich durch ein vernünftiges Stillschweigen sowohl meinen Pflichten, als der geselligen Klugheit, Genüge thun; so thue ich am besten, wenn ich schweige. Ich bin verbunden, eher mein Leben zu lassen, als meinen

Glauben zu verläugnen. Würden Sie aber denjenigen nicht für unsinnig halten, welcher seinen Glauben ohne Noth nur darum bekennte, damit er sterben möchte? Die Pflichten gegen uns sind stärker, als die Pflichten, welche wir Andern schuldig sind; und der Schade, welchen wir durch eine unüberlegte Freimüthigkeit uns selbst augenscheinlich zuziehen, ist wichtiger, als der ungewisse Nutzen, den wir durch eine unbedachtsame Satire zu schaffen suchen. Ich mag hier nicht untersuchen, ob wir auch allemal die vernünftige Absicht haben, zu nützen. Vielleicht ist es eine Begierde, bekannt zu werden; vielleicht ist es nur ein Muthwille, der uns die Feder in die Hände gibt. Wie unvermerkt kann man sich selbst betrügen! Es gibt Personen, welche ihre Gewalt gefährlich und ihr Stand ehrwürdig macht, welche wir als Gönner und Beförderer verehren müssen. Sie haben vielleicht ein tadelnswürdiges Laster an sich; aber hüten Sie sich, dieses Laster anzugreifen. Es bleiben noch tausend andere Fehler übrig, womit sich Ihre Satire beschäftigen kann. Wer wollte die Trunkenheit nicht für strafenswerth achten? Stellen Sie sich aber zwei Söhne vor, welche ihren trunknen Vater auf der Erde und entblöst liegen sehen. Der eine lacht darüber, er ruft die Nachbarschaft herzu; er zeigt ihr an seinem Vater, wie schändlich die Trunkenheit sei, er weist ihr dessen Blöse. Der Andere wendet sein Gesicht ab, er bedeckt den entblösten Vater. Welcher von diesen beiden Söhnen ist wohl der vernünftigste?

Von der Schreibart, deren man sich in der Satire zu bedienen hat, will ich nur noch ein Paar

Worte sagen. Mein Vortrag muß ordentlich sein; denn ich will Andere überzeugen. Er darf nicht ausschweifend sein, und meine Ueberlegung muß mehr Antheil daran haben, als meine Einbildungskraft. Aber dunkel darf er auch nicht sein; denn ich will den Verstand meiner Leser nicht ermüden, sondern belustigen. Alle niederträchtige, alle anstößige Schreibart muß ich sorgfältig vermeiden; sonst werde ich mehr schaden, als erbauen. Viele glauben, recht beißend zu schreiben, wenn sie schmähen und schimpfen. Allein, dieses schickt sich für einen Sittenlehrer nicht, welcher die Laster und Fehler der Menschen lächerlich machen will. Vielmehr könnte man sie unter die muthwilligen Jungen zählen, welche die Vorübergehenden mit Koth bewerfen.

Ich muß noch etwas erwähnen, welches besonders Ihnen nützlich sein kann. Sie haben eine Lebensart erwählt, worin Sie, wie ich hoffe, künftighin Gelegenheit haben werden, öffentlich und an heiliger Stätte zu reden. An diesem Orte müssen Sie die Laster strafen; aber hüten Sie sich, daß Sie sie nicht alsdann lächerlich zu machen suchen. Sie werden mir diese Warnung zu gute halten. Ich weiß Ihre Neigung und kenne große Männer, welche ihre Lebhaftigkeit in diesen Fehler gebracht hat. Oftmals vergeht man sich wohl gar so weit, daß man auf der Kanzel über solche Sachen eifert, welche nicht einmal wider die Wohlanständigkeit sind, geschweige wider das Christenthum laufen. Ich habe in meiner Jugend einen um die Kirche sehr verdienten Lehrer gekannt, welcher dem Volke

die Pracht der Großen lächerlich machen wollte, und mit dem Poeten sagte, sie hätten

. . . Sechs Viehe vor dem Wagen
Und sechse hinten drauf.

Redete er aber von den Feinden unsers Glaubens, so wußte ich oft nicht, ob ich über die Ketzerei weinen oder lachen sollte. Dergleichen Vortrag ist allenfalls annehmlich, aber gewiß nicht erbaulich. Ich will Ihnen ein anderes Muster geben, da ich wohl wünschen wollte, daß Sie es, wie in andern Sachen, also auch darin nachzuahmen sich bemühen möchten. Die Religionsspötter sind Leute, welche wegen ihrer abgeschmackten Meinungen wohl verdienten, nicht überführt, sondern lächerlich gemacht zu werden; aber wie ernsthaft, wie beweglich, wie nachdrücklich weiß nicht der berühmte Mosheim ihnen ihre Thorheiten in seinen heiligen Reden vorzuhalten? Dieses ist die wahre Sprache eines geistlichen Redners. Wenn er von eben dieser Sache an einen vornehmen Mann schreibt, oder in andern Schriften handelt, so ist sein Ausdruck schon aufgeweckter und in vielen Stellen satirisch.

Ich will die weitere Ausführung dieses Satzes bis zu einer andern Zeit versparen, und ich werde alsdann Gelegenheit nehmen, meine Gedanken von den Stachelschriften überhaupt und insonderheit von der Kanzelsatire, durch neuere Exempel zu erläutern.

Von
Unterweisung der Jugend [1].

Ich habe unsern gestrigen Unterredungen weiter nachgedacht, mein werther Herrmann. Wir bemühten uns, ausfindig zu machen, warum es so schwer sei, eine gründliche Gelehrsamkeit zu erlangen, und woher es komme, daß so wenige unter den Gelehrten den ansehnlichen Titel verdienen, mit welchem sie ihre Blöse sorgfältig zu bedecken wissen.

Die von dir angeführten Ursachen sind wichtig genug. Die blinde Liebe der meisten Aeltern geht dahin, ihre Kinder zu ansehnlichen Mitgliedern des gemeinen Wesens zu machen. Der Sohn muß studiren, damit er Doktor werden kann. Er hat weder die Fähigkeit, noch den Willen, etwas Rechtschaffenes zu lernen. Er lebt also sich zur Last und dem Vaterlande zum Schimpf. Wäre dieser ein Schneider geworden; so würde er gewiß sein Brod verdienen, da er jetzt von der Sparsamkeit seiner Vorfahren, oder dem Einbringen seiner Frau leben muß.

---

[1]) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, Weinmonat 1742.

Du hast Recht, mein Freund; vielleicht aber gibst du mir auch Beifall, wenn ich eine Ursache anführe, welche noch allgemeiner ist.

Erwäge nur einmal, wie die Anführung unsrer Jugend zu der Gelehrsamkeit beschaffen ist. Bis in das zehnte Jahr überläßt man uns der Aufsicht der Frauenzimmer, welche glauben, sie haben genug gethan, wenn sie uns reinlich halten, wenn sie uns lesen lehren, und allenfalls einige Fragen aus dem Katechismus ins Gedächtniß bringen. Nunmehr ist es Zeit, daß man uns der Aufsicht eines Hofmeisters übergibt. Ob er von guten Sitten, ob er fleißig, ob er gelehrt ist; darnach fragt man eben nicht. Aber: wie viel verlangt der Herr für seine Mühe? Das ist unsere erste Sorge. Der Wohlfeilste bleibt allemal der Beste. Dieser führt uns eben den Weg, welchen er selbst unter so vielen Seufzern und Thränen gegangen ist. Ein Gelehrter muß die lateinische Sprache verstehen. Die Sache hat ihre Richtigkeit. Man wählt also eine Grammatik, welche die beste zu sein scheint. Durch eine unermüdete und oftmals nachdrückliche Unterweisung fassen wir eine Menge dunkler Kunstwörter und weitläuftiger Regeln, welche wir gewiß noch weniger verstehen, als die Sprache selbst, die wir daraus erlernen sollen. Endlich überwinden wir diese Schwierigkeit. Man gibt uns des Cicero Schriften, nebst andern Büchern, zu lesen, und unsre Väter weinen vor Freuden, wenn sie sehen, daß ihre Kinder im zwanzigsten Jahre dasjenige begriffen haben, was zu des Cicero Zeiten, in Rom, ein Junge von fünf Jahren verstand. Nunmehr zieht der gelehrte, oder besser zu sagen, der latei=

nische Sohn, auf hohe Schulen. Du darfst von ihm nicht verlangen, daß er in der alten und neuern Geschichte, in der Geographie, Genealogie, Zeitrechnung, Wappenkunst und dergleichen erfahren sein, und einen Vorschmack von der Mathematik, Weltweisheit und andern Wissenschaften erlangt haben sollte. Dazu hat er nicht Zeit gehabt; er hat müssen Latein lernen. Es würde lächerlich sein, wenn du ihn fragen wolltest, ob er deutsch verstünde? Ob er einen guten Brief schreiben könnte? Er ist ja ein Deutscher, er ist in Meißen geboren; sollte er nicht deutsch verstehen? Von der griechischen Sprache hat er noch zur Noth so viel begriffen, als er auf der hohen Schule binnen drei Jahren zu verlernen gedenkt. Wie geschwind verlaufen diese! Er muß eiligst nach Hause. Sein Vater verlangt es, weil ein Amt und eine reiche Frau auf ihn warten. Nunmehr ist unser Gelehrter fertig!

Sage mir, mein Freund, ob nicht dieses die gewöhnlichste Art sei, unsere Jugend zu unterweisen? Du wirst es nicht läugnen können; du wirst aber auch zugleich gestehen müssen, daß solches die wahrhafte Ursache sei, warum nur so Wenige sich eine rechtschaffene Gelehrsamkeit erwerben. Der ganze Fehler beruht meines Erachtens darin, daß wir glauben, wer die lateinische Sprache verstehe, der sei ein Gelehrter; und daß wir durch eine weitläuftige Erlernung derselben diejenige Zeit versäumen, welche wir zugleich auf nützlichere Sachen wenden sollten.

Aber soll ein Gelehrter kein Latein verstehen? Dieses ist meine Meinung keineswegs. Ich be-

haupte vielmehr, daß er in dieser Sprache eben so stark sein müsse, als in seiner Muttersprache. Nur das kann ich nicht begreifen, warum wir der Jugend die Erlernung derselben so schwer machen.

Der alte Richard, welcher gestern in unsrer Gesellschaft war, soll mir zum Beweise meines Satzes dienen. Du kennst seinen Sohn, der jetzt durch wirkliche Verdienste unter den Gelehrten eine ansehnliche Stelle bekleidet. Kaum hatte dieser das sechste Jahr erreicht, als ihn sein sorgfältiger Vater der Aufsicht eines jungen Menschen anvertraute, welcher ihm die nöthigsten Gründe unsers Glaubens beibringen, und ihn zu einer wohlanständigen Aufführung gewöhnen sollte. Alles, was er mit dem Knaben redete, was ihn dieser fragte, das mußte, so viel es möglich sein wollte, in lateinischer Sprache geschehen. Jede Sache, die im Hause, auf der Gasse, in der Kirche, oder im Garten vorkam, die gemeinsten Geschäfte, welche täglich vorfielen, wurden auf lateinisch benannt. Diese Bemühung ging glücklich von Statten. Nach Verlauf einer Zeit von vier Jahren war der junge Richard schon vermögend, sich in der lateinischen Sprache ordentlich und deutlich auszudrücken und regelmäßig zu reden, ohne zu wissen, warum er seine Worte eben so, und nicht anders setzen müsse. Nunmehr glaubte man, daß es Zeit wäre, ihn die vornehmsten Regeln der Grammatik zu lehren, und weil er die Sprache schon verstand, so faßte er diese in wenigen Monaten. Die griechische Sprache war ihm, als einem künftigen Gelehrten, zu wissen unentbehrlich. Weil aber sein Vater meinte, es sei eine gelehrte Eitelkeit, griechisch zu

reden, oder dergleichen Schriften und Gedichte zu verfertigen; so schien es genug zu sein, ihn nach den ordentlichen Regeln so weit zu bringen, daß er Alles verstünde, was griechisch abgefaßt wäre. Er erlangte auch solche Geschicklichkeit wirklich in wenigen Jahren. Weil man dieses nicht zu einem Hauptwerk machte; so blieben noch Stunden genug übrig, ihm in andern Künsten und Wissenschaften Unterweisung zu geben. Nach unsrer heutigen Einrichtung ist es eine bekannte Sache, daß die französische Sprache oft weit unentbehrlicher ist, als alle todte Sprachen der Morgenländer. Man nahm also einen Franzosen an, welcher ihn, durch Unterricht und fleißigen Umgang, zu der gehörigen Vollkommenheit brachte. Hatte ihm sein Hofmeister, schon in den ersten Jahren, bloß durch Gespräche, wo nicht eine Kenntniß von der Historie, dennoch eine Lust dazu beigebracht; so war es nachher um so viel leichter, auch darin weiter zu gehen. Die ältere Geschichte wurde nicht vergessen; die neuere aber, und besonders die Geschichte seines Vaterlandes, blieb allemal der Hauptzweck. Die größern Schriften der lateinischen Redner und Poeten wurden zugleich sorgfältig durchgegangen, nicht sowohl die Redensarten daraus zu erlernen, als vielmehr ihren ganzen Bau und die Bündigkeit des Vortrags einzusehen. Hierdurch lernte unser Richard die Zärtlichkeit einer Ode, die Stärke eines Heldengedichts, und diejenigen Ursachen kennen, welche den Cicero zu einem Redner gemacht haben. Was konnte ihm auf eine solche Art wohl leichter fallen, als auch in seiner Muttersprache die Geschicklichkeit zu erlangen, die einem Gelehrten

so wohlanständig ist? Man brachte ihm einen Begriff von der Weltweisheit bei, so weit er nämlich bei seinem damaligen Alter dazu vermögend war; und man brauchte zugleich die Vorsicht, die Kräfte seines Verstandes und Nachdenkens durch die mathematischen Wissenschaften zu schärfen und in Ordnung zu bringen. Zu seiner Gemüthsergötzung ward ihm ein Tanzmeister und ein Zeichnenmeister nebst andern Künstlern gehalten, und Richard ist dennoch ein Gelehrter, ob er gleich wider die bisherige Gewohnheit gelernt hat, wie man leserlich und zierlich schreiben müsse. Wenn ich davon noch nichts gesagt habe, wie sorgfältig man ihn von Zeit zu Zeit in seinem Christenthum unterwiesen; so darf man darum nicht denken, als ob dieses verabsäumt worden wäre. Du kennst seinen vernünftigen Vater, das ist schon genug. Auf solche Weise ward der Grund zu derjenigen Gelehrsamkeit gelegt, welche Richard nunmehr besitzt. Nur dieses muß ich noch erinnern, daß man ihn erst im neunzehnten Jahre auf die hohe Schule that, ungeachtet er die Kräfte vielleicht eher gehabt hätte, den Degen zu tragen.

Das Beispiel dieses gelehrten Mannes überhebt mich aller Mühe, einige Regeln von der Unterweisung unsrer Jugend in den ersten Jahren zu geben. Vielleicht zweifelst du aber, ob diese Art, die Jugend zu unterweisen, auch allgemein, und bei Andern ebenfalls mit Nutzen anzuwenden sei? Ich getraue mir, solches zu behaupten.

Ist es wohl schwerer, die lateinische Sprache zu erlernen, als die französische, oder die deutsche? Das kannst du nicht sagen. Wie alt bist du ge=

wesen, als du deutsch reden konntest, und entsinnest du dich wohl, daß du schon im achten Jahre mit deiner Französin zu plaudern vermögend warst? Der Umgang, eine fleißige Uebung, und der Mangel einer verwirrten Methode und ekelhafter Regeln, brachten dich so zeitig zu dieser Geschicklichkeit. Eben das verlange ich bei der lateinischen Sprache. Wo findet man aber diejenigen, welche geschickt sind, die Jugend auf solche Art zu unterweisen? Wie Viele gibt es nicht, die zwar wissen, wie sie auf der Katheder, aber nicht, wie sie in der Küche lateinisch reden sollen? Wir beide haben studirt; wir lassen uns beide Gelehrte nennen, und dennoch sollte es uns schwer fallen, die gemeinsten Handlungen der Menschen auszudrücken. Ich gebe dieses zu, mein werther Herrmann; ich glaube aber, daß dein Einwurf die Wahrheit meiner Meinung nicht widerlegt, sondern nur noch mehr bekräftigt. Wären wir, wären Andere in ihrer Jugend besser angeleitet worden; so würde es uns und Andern an der Geschicklichkeit nicht fehlen, welche man allerdings bei Wenigen antrifft. Unterdessen will ich dir doch Verschiedene aufweisen, welche diese Geschicklichkeit wirklich besitzen, noch Mehrere aber, welche gar wohl fähig wären, solche zu erlangen, wenn man nur ihre Bemühung durch billige Vergeltungen aufmunterte. Die Schuld fällt allemal auf die Aeltern zurück, welche die Art, ihre Kinder zu unterweisen, entweder selbst nicht verstehen, oder aus Geiz die nöthigen Kosten scheuen. Du kennst jenen Vater, welcher mehr auf seine Pferde wendet, als auf seinen Sohn. Er scheut keine Kosten, seinen Pudel recht abrich-

ten zu lassen; wenn er aber dem Lehrmeister seines Sohnes ein Quartal bezahlen soll, so geschieht es niemals ohne innerlichen Widerwillen. Bedächten wir nur, daß das Glück unserer Kinder, daß unsere eigne Ehre auf eine vernünftige Unterweisung derselben ankäme; so würden wir hierin eher verschwenderisch, als karg sein, und ich weiß gewiß, es würden sich Viele finden, welche vermögend wären, alles dasjenige zu leisten, was ich von einem Lehrmeister gefordert habe. Bedächten wir aber auch, daß sich von unsern Kindern nur diejenigen den Studien widmen sollten, denen die Natur die Fähigkeit dazu verliehen hat; so würden wir sehen, daß es sehr leicht sei, die Jugend nach derjenigen Art zu unterweisen, welche mir die vernünftigste zu sein geschienen hat.

Irus.

Eine lucianische Erzählung [1]).

Irus, der verlassene Irus, dessen Nahrung in Brod und Wasser, die Kleidung in einem zerrissenen Mantel und das Lager in einer Hand voll Stroh bestand; dieser ward auf einmal der glücklichste Mensch unter der Sonne.

Die Vorsicht riß ihn aus dem Staube und setzte ihn den Fürsten an die Seite. Er sah sich in dem Besitz unermeßlicher Schätze. Sein Auge erstarrte vor dem ungewöhnlichen Glanze des Goldes. Sein Palast war weit prächtiger ausgeputzt, als die Tempel der Götter. Purpur und Gold waren seine schlechteste Kleidung, und seine Tafel konnte man billig einen Inbegriff alles dessen nennen, was die wollüstige Sorgfalt der Menschen zur Unterhaltung des Geschmacks ersonnen hatte. Eine unzählbare Menge schmeichelhafter Verehrer folgte ihm auf allen Schritten. Würdigte er Jemand eines geneigten Blickes; so hielt man denselben schon für glückselig, und wer seine Hand küssen durfte, der schien Allen beneidenswürdig zu

[1]) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Wintermonat 1742.

sein. Er glaubte, der Name Irus sei ihm ein beständiger Vorwurf seiner vormaligen Armuth; er nannte sich also Keraunius, oder den Blitzenden, und das ganze Volk frohlockte über diese edelmüthige Veränderung. Ein Dichter, welcher ihn vormals nur zum Spott den armen Irus genannt hatte, dieser hungrige Dichter entdeckte eine Wahrheit, die bisher Jedermann unbekannt gewesen, jetzt aber von Allen mit einem schmeichlerischen Beifall angenommen wurde: Jupiter hätte sich in des Keraunius Mutter verliebt und in einen Ochsen verwandelt gehabt, um ihrer Liebe zu genießen. Nunmehr baute man ihm Altäre; man schwor bei seinem Namen und die Priester waren beschäftigt, in dem Eingeweide des Opferviehes zu finden, daß der große Keraunius, dieser ehrwürdige Sohn des Jupiters, die einzige Stütze von ganz Ithaka sei. Toxaris, sein ehemaliger Nachbar, ein Mann, welchen das Glück, ein unermüdeter Fleiß und eine vernünftige Sparsamkeit zu einem reichen Bürger gemacht hatten, war das erste Opfer seiner ungezähmten Begierde. Er hatte ihn schon damals beneidet, als er noch Irus hieß; und nunmehr war es Zeit, daß er ihn empfinden ließ, was derjenige vermöge, dessen Vater den Donnerkeil in den Händen trage. Es traten Zeugen auf, welche behaupteten, Toxaris habe die Götter geläugnet, die Tempel beraubt, die Priester verspottet, und durch ungerechtes Gut seine Schätze vermehrt. Er ward ins Gefängniß geworfen und zu einem schmählichen Tode verdammt. Seine geängstete Frau, seine unschuldigen Kinder warfen sich mit Thränen zu den Füßen unsers unempfindlichen Tyrannen; aber

umsonst. Toxaris mußte sterben und Alle, die ihm angehörten, mußten ins Elend gehen. Irus blieb sein einziger Erbe. Noch etwas fehlte ihm an seiner Glückseligkeit. Er wollte sich vermählen. Die Vornehmsten des Landes waren bemüht, in seine Verwandtschaft zu kommen. Menippus war allein so glücklich, daß Irus auf seine Tochter Euphorbia die Augen warf. Er hoffte durch eine nähere Verbindung mit dem angesehenen und reichen Menippus sein eignes Glück noch mehr zu befestigen; und Euphorbia war schon genug, sein Herz einzunehmen. Ihr lockichtes Haar, ihre erhabene Stirn, ihre feurigen Augen, ihr reizender Mund, ihre bezaubernde Brust, ihr majestätischer Gang, kurz, ihre ganze Gestalt, hatten den hochmüthigen Irus gefesselt, und alle Dichter in Ithaka schworen, daß Venus mehr als einmal über diese Schöne eifersüchtig geworden sei. Die Vermählung ging vor sich. Der große Sohn des Jupiter eilte, seine Geliebte zu küssen. O! sprach er, indem er sie umarmen wollte, o, wie vergnügt . . . . . .

Hier erwachte Irus; seine Glückseligkeit war nur ein Traum gewesen. Er lag noch auf eben dem Stroh, worauf er sich gestern gelegt, noch unter eben dem zerrissenen Mantel, womit er sich den Abend zuvor bedeckt hatte. Keraunius war verschwunden, und der unschuldige Toxaris lebte noch.

Eine Todtenliste,

von

Nicolaus Klim,

Küster an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen[1]).

Ich habe unter dem Büchervorrath meines Vaters den Aufsatz gefunden, welchen ich jetzt meinen Lesern mittheile. Unser berühmter Klim hat ihn geschrieben; ich kenne seine Hand genau, und es wird wohl Niemand zweifeln, daß es seine eigene Arbeit sei, wenn man nur dieses bedenken will, daß er ein Mann war, welcher auf seinen unterirdischen Reisen die Gemüther der Menschen vollkommen einsehen gelernt hatte. Als Küster besaß er noch eben die Fähigkeiten, durch welche er sich als Kaiser in Quama ansehnlich und beliebt gemacht hatte. Ich berufe mich auf seine unterirdische Reisebeschreibung, in welcher man die deutlichsten Spuren finden wird, daß er als ein Philosoph gedacht hat.

Gegenwärtiger Aufsatz ist ein Verzeichniß verschiedener Personen, welche Zeit seines Küsteramts

---

[1]) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Hornung 1743.

in Bergen gestorben sind. Er sagt von einer jeden seine Meinung, und die Liebe läßt uns hoffen, er werde in seinen Charakteren unparteiisch gewesen sein. Es wäre zu wünschen, daß in allen Städten dergleichen Todtenlisten gehalten und beim Schlusse des Jahres zum Drucke gegeben würden. Hierdurch erlangte man Gelegenheit, viele seiner Mitbürger nach ihrem Tode besser kennen zu lernen, als man sie in ihrem Leben gekannt hat. Manche werden auf den Kanzeln als Hochedle, Hochgelahrte, Hochweise, Ehrsame und Tugendbelobte abgekündigt, welche bei ihrer Unwissenheit, bei ihrer niederträchtigen und lächerlichen Aufführung, keinen von diesen Titeln verdient haben. Es ist unbillig, daß wir denjenigen im Grabe loben, welcher sich auf der Welt um einen guten Namen nicht bekümmert hat. Durch eine Todtenliste von der Art, wie gegenwärtige ist, würden wir die Ehre der Wahrheit retten; und ich zweifle nicht, daß unsere Bürger dadurch wenigstens eben so sehr erbaut werden dürften, als durch die jährlich gedruckten Nachrichten, wie viel Communicanten gewesen, oder unehliche Kinder geboren worden. Ich will es dem Urtheil der Leser überlassen, ob meine Hoffnung gegründet sei. Vielleicht bedauern sie mit mir, daß gegenwärtige Liste nicht vollständig, sondern durch die Unachtsamkeit der klimschen Erben der Anfang und vermuthlich ein großes Stück davon verloren gegangen ist.

Bergen in Norwegen,
am 10—21sten des Wintermonats 1742.

B. Abelinson.

. . . . hochmüthig,
. . . . geizig; er hatte es aber lediglich dem ehrwürdigen Ansehen seines langen Rocks zu danken, daß niemand an ihm diejenigen Fehler tadelte, welche an Andern würden unerträglich gewesen sein.

Gustav Trolle. Durch den Tod dieses Mannes verlor unsere Stadt mehr, als sie glaubte. Er war ein Dichter von einem ehrlichen Gemüth; er nahm jederzeit an dem Glück oder Unglück seiner Mitbürger vielen Antheil und wünschte allen Leuten Gutes. Seine Feinde nannten ihn nur spottweise den Gratulanten. Kein Namenstag oder Geburtstag ward begangen, an welchem er nicht gedruckte Merkmale seiner Ehrfurcht überreichte. Unaufhörlich ließ er die Häuser seiner Gönner und Freunde mit Freude und Wonne überschatten; und wenn der Himmel seine christlichen Wünsche erhört hätte, so würden alle Rathmänner in Bergen, vom Bürgermeister an bis auf den Stadtschreiber, wenigstens Nestors Jahre erreicht haben. Bei jedem Todesfalle tauchte er seinen Kiel in bittre Salze und herben Wermuth ein. Er schien ganz untröstbar über den Tod des Kapellans, welcher drei Vornamen hatte, und also dem Beruf unsers Dichters sehr einträglich war. Die Musen unterhielt er in beständiger Bewegung. Sobald er die Feder eintunkte, sobald standen sie alle neun auf seinem Zettel. Sie hatten auch Ursache, gehorsam zu sein; denn es war ein sehr hitziger Mann. Wenn sie nicht gleich kamen und ihm bei seiner sauren Arbeit vorspannten, so schimpfte er so lange auf sie, bis der Bogen voll war. Er

machte ein Sinngedicht auf mich, als ich zum Küster an der Kreuzkirche erwählt ward; es war wenigstens acht Groschen werth, und ich und meine Frau haben es niemals ohne Thränen durchlesen können. Bei Hochzeitgedichten war er sehr scherzhaft. Der Name des Bräutigams oder der Braut mochte noch so verwirrt klingen, so wußte er ihn doch so lange herum zu zerren, bis er in demselben einen Gedanken fand, der sich zur Wiege schickte. Die Deutschen haben ihm die Erfindung der Leberreime zu danken, welche er, zum erstenmale an des Stadtschulzens Geburtstage, aus dem Stegreif machte, da er so trunken war, daß er von seinem Verstande nichts wußte. Er war weder eigennützig, noch geizig, und für sechzehn Groschen schüttete er sein ganzes Herz aus. Er starb auch in großer Armuth und hinterließ nichts, als einen Lorbeerkranz und einen zerrissenen Mantel.

Suante Stuve, verwaltete das Stadtschulzenamt zwanzig Jahre lang; seine Frau aber hatte das **Directorium actorum**. (Das Direktorium über die Akten). Diese machte auch die Abschiede, und die Parteien mußten in ihrer Küche gegen einander verfahren. Wer daselbst nicht erschien, der war sachfällig; wer aber den größten Braten schickte, der hatte das größte Recht. Schienen die Sachen gar zu zweifelhaft zu sein, so mußten die Parteien würfeln; derjenige gewann den Prozeß, der die meisten Augen warf. Der Stadtschreiber war sein Schwiegersohn und hatte bei ihm freien Tisch.

Peter Brahe, ein witziger Kopf, ein Wunder der spielenden Natur, ein Greis von zwanzig Jahren. Alles war frühzeitig an unserm Brahe. Schon

im siebenten Jahre war er klüger, als seine Aeltern und Lehrmeister; im vierzehnten verwickelte er sich in gelehrte Streitigkeiten, und schrieb kritische Anmerkungen über die philosophischen Bücher seiner Zeit, welches in Norwegen einen großen Lärmen machte. Er war heftig in seinen Meinungen, in seiner Schreibart spöttisch, und wenn ihn sein Witz überfiel, welchem Uebel er oft ausgesetzt war, so schonte er keines Menschen. Auf seinen leiblichen Vater machte er Satiren. Er hatte eine so herzliche Neigung gegen sich und seine Einfälle, daß er sich lieber würde den Staupbesen haben geben lassen, als einen artigen Gedanken auf seinem Herzen und Gewissen behalten wollen. Er schrieb einen zierlich gedruckten Vers, welcher aber dem geneigten Leser schwerer zu verstehen war, als ihm zu machen. Die Prosodie war sein Leibstudium nicht, und die Grammatik für seine hohe Gelehrsamkeit zu niedrig. Im zwanzigsten Jahre spürte er eine merkliche Abnahme seines Verstandes und ward so kindisch, als ein Greis von neunzig Jahren. Man glaubt, er habe sich damals selbst gefühlt, und sein herannahendes Ende vermuthet; dieses will man aus einer Ode schließen, welche er unter dem Titel eines Schwanengesangs der Nachwelt hinterlassen, und worin er von seiner muthwilligen Leier Abschied genommen hat. Er starb auch wirklich kurz darauf und hinterließ eine große Anzahl Titel zu Büchern, die er hat schreiben wollen.

Gustav Gripp, ein Rathmann und eine gutherzige Seele; er hat in seinem Leben nicht widersprochen und sagte zu allem, ja. Nirgends schlief

er sanfter, als auf der Rathsstube, besonders wenn die Rechtshändel vorgetragen wurden. Kam die Reihe an ihn, sein Gutachten zu sagen; so weckte ihn sein Nachbar auf, und alsdann votirte er allemal, wie der regierende Bürgermeister.

Hans Erichson, ein fleißiger Mann. Er war in Sammlung und Lesung alter Bücher unermüdet, lebte in seiner Studierstube zwei und siebenzig Jahre und ward nach seinem Tode nicht vermißt, weil er in seinem Leben der Welt mit nichts genützt hat. Unter seinen Papieren hat man einen Aufsatz gefunden, welcher den Titel führet: Unumstößlicher Beweis, daß ein gründlich Gelehrter nicht für andere Leute, sondern nur für sich erschaffen sei.

Jugo Alricus, ein geschickter Arzt. Wer unter seinen Händen starb, der starb dogmatisch. Er konnte aus dem Uringlase besser wahrsagen, als ein Zigeuner aus der Hand. Wenn er Jemandem an den Puls fühlte, so war dieses ein sicheres Zeichen eines herannahenden Todes. Er war Leibmedicus von allen denen, welche alte geizige Wittwen, oder solche Weiber hatten, die sich nicht wieder aus der Welt finden konnten; und er verwaltete sein Amt redlich. Alle seine Patienten kurirte er auf griechisch; wie ich denn nachgerechnet habe, daß binnen drei Jahren über vierhundert Leute am Hippokrates gestorben sind. Man kann leicht glauben, daß die Geistlichkeit, ich, der Küster und andere Todtengräber, diesem fleißigen Manne viel zu danken haben.

Christian Tywede hatte auf der hohen Schule zu Abo seine Wissenschaften erlernet, war von einem unersättlichen Hochmuth und doch dabei geizig, in

seiner Freundschaft unbeständig, gegen Vornehme niederträchtig, gegen Geringe tyrannisch, in allen Arten wollüstig, in seiner Religion leichtsinnig, im Uebrigen aber ein Philosoph.

Claeß Horn, war ein Sohn des reichen Johann Horn, und ein Enkel des berühmten gelehrten Erich Horn. Ich nenne seine Vorfahren um deßwillen, weil sein eigener Name nicht gar zu bekannt ist. Er hatte einen natürlichen Abscheu vor aller Arbeit. Seine Tugenden bestanden in zehntausend Thaler Einkünften. Hätte ihn die weise Vorsehung nicht mit diesem Vorzuge begabt, so würde er seinem Vaterlande zur Last gereicht haben. Seine Berufsarbeit war diese, daß er aus dem Bette aufstand und sich wieder niederlegte. Er lebte neun und fünfzig Jahr; zieht man aber davon diejenige Zeit ab, in welcher er schlief, so hat er sein Alter nicht höher, als auf neunzehn Jahre, gebracht. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er einsah, wie wenig Antheil er an dem Vermögen hätte, welches nicht er, sondern seine Vorältern durch ihren Fleiß verdient. Um deßwillen betrachtete er sich nicht anders, als einen Verwalter fremder Güter, von welchen er einmal Rechnung ablegen müßte. Was er zu seiner höchsten Nothdurft brauchte, das nahm er davon, weiter nichts. Hätte er durch sein Vermögen nothleidenden Freunden unter die Arme greifen sollen, so würde er dieses für einen Eingriff in fremde Güter angesehen haben. Endlich starb er und hinterließ seine Schätze einem Vetter, welcher unserm Horn die Augen mit Freuden zudrückte. Seinem letzten Willen zufolge mußte ihm ein Lei-

chenstein gesetzt werden, auf den dasjenige kommen sollte, was er in seinem Leben Rühmliches gethan hatte. Es steht also weiter nichts darauf, als dieses, daß er gestorben sei.

Nilson Scribbens. Dieser gelehrte Mann hatte eine ganz besondere Natur. Unter Anderem war es merkwürdig, daß bei ihm seine Gelehrsamkeit den Sitz im Magen hatte. Sobald ihn hungerte, sobald fing er auch an, Bücher zu schreiben. Aus der Größe seiner Schriften konnte man deutlich abnehmen, wie lange er gefastet hatte. Ein Traktätchen von zwei oder drei Bogen war ein untrügliches Merkmal, daß er binnen vier und zwanzig Stunden nichts zu essen gehabt, und wenn der Hunger recht nagend war, so schrieb er auch Werke zu ganzen Alphabeten. In der großen Theurung im Jahre 1689 schrieb er die Universalchronik aller Nordscheine, welche sich seit dem Tode Knuts hatten sehen lassen, in zwölf Bänden, groß Quart, mit Figuren, nebst einer Vorrede wider die unbußfertigen Atheisten. Dieses gelehrte Werk fängt schon an, rar zu werden, weil es gleich in den ersten Jahren stark verbraucht worden ist.

Johann Kyle, ein Advokat und geübter Mann, welcher alle casus in terminis gehabt hatte. Seinen Clienten konnte er es gleich an den Kleidern ansehen, ob sie gerechte Sache hatten, oder nicht. Die Armen ermahnte er sehr ernstlich zum Frieden, und schlug ihnen seinen Beistand schlechterdings ab; denn sie hatten kein Geld, und folglich Unrecht. Wessen er sich aber einmal annahm, den verließ er nicht, so lange derselbe noch einen Groschen im Beutel hatte. Sein größter Vortheil

bestand im Schwören. Er war auch selbst vermögend, in einem Athem drei falsche Eide zu thun. Er verstand sich sehr wohl auf die Kunst, Zeugen zu machen. Der Schelme und Diebe nahm er sich recht väterlich an, und wessen Sache er vertheidigte, den redete er gewiß vom Galgen los.

Steen Dalekerl, ein gelehrter Renomist. Er war ein Todfeind von allen denen, welche nicht so dachten, als er. Kein Gelehrter durfte sich blicken lassen, den er nicht mit der Feder in der Faust anfiel. Eigentlich hatte er sich auf nichts gelegt; aber eben um deßwillen glaubte er, er sei geschickt, Alles zu beurtheilen, es möchte sein, aus welcher Disciplin es wolle. Er war aus Northolm gebürtig und hielt alle diejenigen für Idioten, welche nicht aus Northolm waren. Besonders in Druckfehlern hatte er eine starke Einsicht, worüber er sich oftmals sehr lustig machte. In seiner Schreibart war er so spöttisch, wie ein Bootsknecht, und konnte schimpfen, wie ein Kunstrichter. Hätten ihn die unterirdischen Einwohner der Stadt Keba gehabt; so würde er auf ihrem gelehrten Kampfjagen der beste Masbakus gewesen, und wenigstens für dreißigtausend Ricatu verkauft worden sein.

Ursel Sigrid. Wollte künftig Jemand die Gemüthsbeschaffenheit dieser Frau beschreiben, der würde in einer Person so viel verwirrte und einander entgegenlaufende Charaktere finden, daß es unmöglich scheint, dieselben aus einander zu wickeln, wofern man nicht in ihrem Lebenslaufe besonders drei Zeitpunkte festsetzt.

Der erste geht bis in ihr dreißigstes Jahr. Was

die Ausländer galant, und wir nach unserer einfältigen Muttersprache verbuhlt nennen, das fand man damals in der größten Vollkommenheit an ihr. Ihr Haus wimmelte von jungen Herren, die daselbst zusammen kamen, ihre verliebte Andacht zu verrichten, welche in einer sehr strengen Abgötterei bestand. Sie ließ sich anbeten und schien doch unempfindlich dabei zu sein. Man mochte sie einen Tiger, oder einen Engel, ihre Augen Sonnen oder donnerschwangere Wolken heißen, ihre Brust mit hartem Marmor, oder mit kaltem Schnee vergleichen; bei Allem that sie gleichgültig. Die Seufzer ihrer Anbeter bewegten sie nicht; sie sah dieselben als einen Tribut an, welchen ihr ihre Sklaven schuldig wären, und diese hielten es schon für ein großes Glück, wenn sie nur in ihrer Gegenwart seufzen konnten. Viele brachte diese angenommene Sprödigkeit beinah zur Verzweiflung. Sie schworen, daß sie nicht länger leben wollten, und redeten von Gift und Dolch; sie leben aber noch alle, dem Himmel sei Dank, bis auf diese Stunde frisch und gesund. Man wird an dieser Erzählung keinen Zweifel tragen, wenn ich versichere, daß ich in meiner Jugend selbst Einer von denen gewesen bin, welche unter diesen verliebten Fesseln geschmachtet haben. Ich will glauben, daß mir dieses Geständniß eben nicht zur Ehre gereicht; vielleicht aber wird man mich entschuldigen, wenn man bedenkt, daß ich damals noch nicht Küster an der Kreuzkirche, sondern nur ein junger Mensch und Baccalaureus der Philosophie war. Der Umgang, den ich auf Schulen mit griechischen und lateinischen Frauenzimmern gehabt hatte, wirkte in mir

die gewisse Zuversicht, die norwegischen Schönen würden eben so wohl mit sich reden lassen, als jene. Ich wählte bei meiner ersten Anrede an dieselbe die zärtlichste Stelle aus dem Anakreon; es schien aber nicht, als würde sie dadurch sehr gerührt. Ich strich meine Verdienste heraus und erzählte ihr, daß ich drei Disputationen von den Pantoffeln der alten europäischen Völker gehalten hätte; dennoch blieb sie gleichgültig. Ich wies ihr die Zeugnisse, welche ich zu Kopenhagen, meines Fleißes und meiner Gelehrsamkeit wegen, von der philosophischen und theologischen Facultät bekommen hatte; allein ich glaube, ich würde den Greif, welcher mich auf den Planeten Nazar riß, eher dadurch bewegt haben, als die Unempfindliche. Ich beschwor sie bei dem Rocken der Parcen, sie möchte mit mir Erbarmen haben; aber umsonst. Sie nannte mich einen Schulfuchs, und dieser Name war mir so unerträglich, daß ich halb rasend von ihr ging. Kurz darauf geschah es, daß ich in die Gruft fiel, welche mich bekanntermaßen zu den unterirdischen Einwohnern brachte. Diesen Umstand führe ich um deßwillen hier an, weil er die wahre Ursache meiner damaligen Tiefsinnigkeit ist, welche ich nicht einmal dem redlichen Abelin, und meinem guten Freunde, Magister Eduard, vertraute; denn ich schämte mich, wie ein Gelehrter, wenn er einen lateinischen Donatschnitzer gemacht hat. Ich komme wieder auf unsere Sigridin. Diese bezeigte Grausamkeit war ihrer Natur so sehr zuwider, als der Abschied vieler von ihren Anbetern. Ihr Herz war eben so wohl von Fleisch, als die Herzen anderer Frauenzimmer. Allein Seuf-

zer, verliebte Flüche, zärtliche Verzweiflungen und Disputationen von Pantoffeln, waren freilich die Mittel nicht, durch welche man dieselbe gewinnen konnte. Ein Band, ein Kopfputz, eine neue Mode aus Hambnrg konnte diese Spröde so zahm machen, als ein Lamm. Ich verschweige es nur aus Hochachtung gegen meine ehemalige Schöne und kraft tragender Amtspflicht, was ich in unserm Kirchenbuche gefunden habe. Der holsteinische Edelmann ist noch Vielen bekannt; er hätte freilich sein Wort halten sollen; doch hat er auch allemal bezahlt, als ein ehrlicher Cavalier. Doch genug! Wäre ich nicht Küster, so dürfte ich mehr reden.

Was ich bisher erzählt habe, das macht den Lebenslauf meiner Heldin bis in ihr dreißigstes Jahr aus. Nunmehr kommt der andere Aufzug, und die Rolle, welche sie darin bis in ihr vierzigstes Jahr gespielt hat, ist nicht weniger merkwürdig, als die vorige. Mich dünkt, das dreißigste Jahr sei bei der Schönheit dasjenige, was im menschlichen Leben das große Stufenjahr heißt. Man wird wenige Schöne finden, welche dasselbe überleben; ich beweise dieses mit dem Exempel unserer Sigridin. Um diese Zeit verlor sich das Feuer ihrer Blicke, welches so viele Herzen in Flammen gesetzt hatte. Ihre Anbeter verschwanden mit ihren Reizungen; man konnte sie ansehen, ohne den Verstand zu verlieren, und wenn sie gleich unempfindlich that, so wollte doch Niemand verzweifeln. Nunmehr kam die Reihe zu seufzen an sie. In öffentlichen Gesellschaften war sie bemüht, den Rest ihrer Reizungen an den Tag zu legen, um wenigstens einen zu gewinnen, der ihr dieje-

nigen Schmeicheleien vorsagte, deren sie seit langen Jahren gewohnt war; aber umsonst. Man rechnete sie unter die galanten Alterthümer, welche man nicht ansehen kann, ohne an die Flüchtigkeit der Zeit zu gedenken. Diese bezeigte Kaltsinnigkeit machte sie unruhig; sie suchte ihren Zweck zu erlangen, es möchte auch kosten, was es wolle. Ihre verstellte Sittsamkeit verlor sich gänzlich; ihre Blicke wurden frech, ihr Umgang unverschämt; sie suchte dasjenige mit Sturm zu erobern, was sie nicht mit List hatte erlangen können. Nunmehr fing sie an, verächtlich zu werden. Ein Dichter, welcher ehedem ihr zu Ehren alle Gestirne und Mineralien in seinen Versen verschwendet hatte; dieser leichtsinnige Dichter war so boshaft, daß er sie die Chronik von Bergen nannte und ihre ungezähmte Aufführung dergestalt lächerlich machte, daß die ganze Stadt mit Fingern auf sie zeigte, und sie nur die verliebte Alte hieß.

Die allgemeine Verspottung brachte sie in diejenigen Umstände, in welchen sie bis an ihren Tod geblieben ist. Sie sah sich in ihren Absichten betrogen und hatte alle fleischliche Hoffnung verloren; deßwegen gerieth sie in Verzweiflung und ward fromm. Die Welt, die abtrünnige Welt, schien ihr ein Abscheu und eine Mördergrube zu sein; sie seufzte, wenn sie ein schönes Frauenzimmer sah, sie eiferte wider die unschuldigsten Gefälligkeiten, die man artigen Personen erzeigte; denn dieses, sagte sie, sei der gerade Weg zur Hölle. Reinlichkeit und Putz hielt sie für Eitelkeit und Lockungen des Satans. Die Haare standen ihr zu Berge, wenn sie tanzen sah. Schwefel und Pech würde

das Geringste gewesen sein, das sie auf diese verstockte Rotte würde haben herabfallen lassen, wenn sie im Himmel etwas zu befehlen gehabt hätte. Nach ihrer Meinung war der jüngste Tag vor der Thüre, als um selbige Zeit die Weiber einiger Rathmänner in Bergen anfingen, die sündlichen Fontangen zu tragen. Von keinem Menschen redete sie Gutes und verdammte die ganze Stadt, besonders aber das Frauenzimmer bei lebendigem Leibe. Wiederfuhr Jemandem ein Unglück an seinem Körper oder an seiner Nahrung; so waren dieses allemal augenscheinliche Zorngerichte, welche über das böse Geschlecht hereinbrachen. Den Dichter, welcher, wie ich gedacht habe, an ihrer andächtigen Verwandlung die vornehmste Ursache war, sah sie schon in der Hölle brennen, und der sollte schlechterdings nirgends anders, als auf dem Misthaufen sterben; denn er war ein Gräuel vor ihren Augen. Auf der Welt wollte Niemand mehr auf sie sehen; darum sah sie beständig gen Himmel. In Gesellschaften mochte sie Niemand haben; darum ging sie einsam und verschloß sich in ihr Kämmerlein und beseufzte vor ihrem Spiegel die Hinfälligkeit aller Dinge. Sie starb endlich alt und lebenssatt, und hinterließ in den Nasen ihrer Mitschwestern einen starken Geruch der Heiligkeit. Thue ich ihr durch diese Erzählungen zu viel, so bin ich gewissermaßen zu entschuldigen; denn sie hat mir es in meiner Jugend auch sauer gemacht, als ich noch ein verliebter Baccalaureus war.

Humulfo Humblus, ein lateinischer Mann und geschworener Feind seiner Muttersprache. Nichts kam ihm niederträchtiger vor, als die Bemühung

einiger Gelehrten, welche die norwegische Sprache in Aufnahme bringen, und gewisse Regeln der Schreibart festsetzen wollten. Ihm war es einerlei, ob er Duyter, oder Titer schriebe; und wer ihn bereden wollte, nur das Erste sei recht, den hielt er wenigstens für einen Grillenfänger. Wenn er aber sah, daß Jemand im Lateinischen ein D für ein T setzte, so schlug er die Hände über dem Kopf zusammen, und vergoß die bittersten Thränen über den Verfall der schönen Wissenschaften. Keinen Gedanken hielt er für artig, den man nicht aus dem Cicero beweisen konnte. Niemand verdiente, nach seiner Meinung, den Namen eines Gelehrten, der nicht zum wenigsten einen auctorem classicum edirt hatte. Er schrieb eine kritische Untersuchung der Frage: Ob Horaz die triefichten Augen von dem Rauche seiner Oellampe, oder von den gesalzenen Fischen bekommen habe, die er in der Jugend bei seinem Vater gegessen. Er behauptete die erste Meinung; und weil sein College, der ehrliche Conrector, der letzten Meinung zugethan war, so warf er einen so tödtlichen Haß auf ihn, daß er sich auch nicht einmal auf dem Todbette mit demselben versöhnen wollte. Ueber jeden Schnitzer wider die Grammatik konnte er sich so ärgern, daß er das Podagra bekam; und als sein College, der Conrector, ein Programma in seiner Muttersprache schrieb, so ereiferte er sich dergestalt darüber, daß ihm das Podagra in den Leib trat, woran er auch starb.

Sephan Wäderhat, ein friedfertiger Soldat, welcher vor den Augen seiner Mutter als ein gehorsamer Sohn gewandelt hat, bis an seinen Tod.

Er wünschte für sein Vaterland zu sterben, und kam deßwegen niemals aus Bergen. Er hat Zeit seiner Kriegsdienste vielen Belagerungen und Schlachten beigewohnt, aber nur von Haus aus. Etlichemal geschah es, daß er mit ins Feld rücken sollte; sobald er aber Ordre bekam, so überfiel ihn eine starke Engbrüstigkeit, und er überschickte an seiner Stelle ein Attestat vom Stadtphysikus, daß er im Leibe nicht richtig wäre, und von dieser Krankheit vermuthlich nicht eher, als nach geendigtem Feldzuge, geheilt werden dürfte. Deßwegen aber war er zu Hause nicht müßig; denn er trank alle Tage die Gesundheit des commandirenden Generals und seiner übrigen Kameraden, die im Felde standen, deren Wohlsein er dergestalt zu Herzen nahm, daß er vielmals von seinen Sinnen nichts wußte. Es gereichte ihm auch auf dem Todbette zu sonderbarem Troste, daß er seine Hände niemals mit Blut befleckt hatte. Im Uebrigen war er kühn und unerschrocken, und machte sich weder aus Bürgern noch Bauern etwas, die er oftmals seinen kriegerischen Beruf empfinden ließ. Es ist eine bloße Verläumdung, daß ihm unser Pfarrer Schuld gab, er sei ein rechter Atheist, und glaube weder Himmel noch Hölle. Es geschieht ihm zu viel; denn ich habe es selbst gehört, daß er allemal über das andere Wort sagte: Hol mich der Teufel! und daß er zu jeder Lüge schwor. Das Frauenzimmer mochte er gern leiden; doch war er dabei nicht ekel. Er gerieth einmal beim Spielen mit einem schwedischen Offizier in Händel, welcher ihn herausforderte. Allein unser sanftmüthiger Wäderhat war im Mutterleibe verwahrlost, daß ihm allemal

Hören und Sehen verging, wenn er einen bloßen Degen erblickte; deßwegen schlug er die Ausforderung vorsichtig ab, unter dem Vorwand: Er sei der einzige Sohn seiner Mutter, und der Stammhalter des wäderhatischen Geschlechts; wenn ein Unglück geschähe, so könnte die Nachwelt um seine Kinder kommen, worüber er sich ein Gewissen machte, und mit einer Hand voll Blut sei ihm auch nicht gedient. Heuer im Frühjahr bekam er Befehl, sich schlechterdings marschfertig zu halten, und weder seine Engbrüstigkeit, noch andere natürliche Fehler vorzuschützen. Dieses war ein Donnerschlag in seinen Ohren, und die Tapferkeit fuhr ihm dergestalt in alle Glieder, daß er bis an sein seliges Ende zitterte, welches vier Tage darauf erfolgte, da er in den Armen seiner gebeugten Mutter starb, und in Frieden zu seinen Vätern versammelt ward.

Curt Stemhill. Dieser Mann hatte in seiner Jugend hohe Absichten, und eine vornehme Einbildung von seinem künftigen Glück. Als er noch auf der Stadtschule zu Bergen studirte, dachte er wenigstens regierender Bürgermeister in seinem Vaterlande zu werden. In diesen schmeichelhaften Gedanken bestärkte ihn der Aberglaube seiner Mutter, welcher damals, als sie mit diesem Sohne schwanger gegangen war, geträumt hatte, sie brächte einen Knaben mit einer ernsthaften Miene und einem sehr dicken Bauche zur Welt. Auf der hohen Schule zu Kopenhagen lernte er mehr Menschen kennen, als er in seiner Vaterstadt jemals gesehen hatte. Dieses verringerte seine Hochachtung gegen sich selbst, und er erklärte sich bei seiner Heimkunft, daß er allenfalls mit dem Stadtschreiberdienste vor-

lieb nehmen wollte. Allein, auch in dieser Hoffnung sah er sich betrogen, und mußte es noch für ein unverdientes Glück rechnen, daß er bei zunehmenden Jahren als Mägdleinschulmeister an der Barfüßerkirche sein Brod verdienen konnte; welchem Amt er auch bis an sein Ende mit der größten Ernsthaftigkeit und unermüdeten Fäusten vorgestanden hat. Dem ungeachtet glaubte er, der Traum seiner Mutter sei erfüllt: denn ein regierender Bürgermeister habe höchstens nur über Hals und Hand die Gewalt; ein Schulmeister hingegen herrsche mit unumschränkter Macht über den ganzen Körper seiner Schulkinder.

Veit Seghersell, war aus einem adelichen Geschlecht, und ein Todfeind aller Hasen und Füchse. Mit Hunden und Pferden ging er um, als mit seines gleichen, und liebte ihre Gesellschaft am meisten, weil er unter ihnen die vernünftigste Kreatur war. Aus dem Umgang mit Menschen machte er sich nicht viel; denn sie redeten allemal von Sachen, die er nicht verstand. Mit der Bibel konnte er sich gar nicht behelfen, desto besser aber mit dem Erbregister, welches seine Bauern nachdrücklich erfahren haben. Auf den Nimrod hielt er große Stücke, weil ihm sein Pfarrer gesagt hatte, er würde ein gewaltiger Jäger genannt; er wollte sich es auch nicht ausreden lassen, daß dieser Nimrod ein Landedelmann in Assyrien gewesen wäre. Um die Geschichte auswärtiger Völker und seines Vaterlandes bekümmerte er sich nicht; doch hatte er ein vortreffliches Gedächtniß, wenn er auf seine Ahnen zu reden kam. Einen Bürger roch er auf zwanzig Schritte weit, Nichts war ihm unbegreiflicher, als

wenn er hörte, daß ein Mann wegen seiner Tapferkeit, wegen seiner Staatserfahrenheit, oder wegen anderer Verdienste, die er dem Vaterlande erzeigt hatte, in den Adelstand erhoben ward; denn er sagte, wenn solche Verdienste einen Edelmann machten, so wäre ihm und seines gleichen Vater und Mutter und die ganze Sippschaft nichts nütze. Seine Wirthschaft ward sehr unordentlich bestellt. War er nicht auf der Jagd, so saß er bei Tische, und alsdann war er vermögend, seine ganze hochadeliche Nachbarschaft zu Boden zu saufen. Seine Bauern machte er arm, und jagte sie durch Prozesse zum Dorfe hinaus. Er folgte ihnen aber selbst bald nach, weil er, wegen Schulden, seinem Verwalter das Gut überlassen und den Rest seines Lebens in Bergen zubringen mußte.

Nicolaus Andreä, handelte anfangs mit gedörrten Fischen, und war zugleich ein Wechsler. Diese Lebensart stand ihm aber nicht länger an; er bemühte sich also, Kapellan in der fanoensischen Kirche, nicht weit von der Stadt, zu werden, welchen Dienst er auch, wider alles Vermuthen, erhielt. Kein Mensch konnte begreifen, wie es zuginge. Er sagte aber: wer in Bergen einen Dienst haben wollte, der müßte entweder der Vetter eines Rathmannes, oder ein Lakai, oder ein Hahnrei sein; folglich habe er einen dreifachen Beruf zu seinem Amte. Wer nur einen solchen Dienst suche, zu dem er sich schicke, der würde seinen Zweck nimmermehr erlangen. Ein Kutscher könne ein Amtmann, ein Amtmann ein Superintendent, ein Superintendent hingegen ein Geldmäkler, und folglich dieser gar leicht ein Kapellan werden. Er habe eine gute Lunge; er könne

schmälen, und mit seinem Willen solle ihn niemand um den Decem betrügen; mithin sähe er nicht, was man an ihm aussetzen wolle.

Uffo Suanvita, eines Schneiders Sohn. Anfänglich wollte der Vater, er sollte sein Handwerk lernen: er stellte sich aber so dumm dabei an, daß man gar bald sah, er habe weder Witz noch Verstand genug, ein Schneider zu werden. Der betrübte Vater erzählte diese große Blödigkeit des Sohnes einigen seiner Collegen, welche alle der Meinung waren, er schickte sich zu gar nichts weiter, als zu einem Gelehrten. Dieser Entschluß ward ins Werk gesetzt. Der dumme Sohn mußte studiren; er lebte auch wirklich sechs Jahre lang auf der niedern Schule zu Bergen, und drei Jahre auf der Universität zu Kopenhagen; sodann absolvirte er mit Ehren, und kehrte zu den werthen Seinigen zurück, zwar älter, aber nicht klüger. Nunmehr wußte sein Vater so wenig, als andre Leute, was mit dem gelehrten Herrn Sohne anzufangen sei. Er behielt ihn bei sich, und war zufrieden, daß er ihn wenigstens in der Küche brauchen konnte. Er vertraute ihm zugleich die Aufsicht über seine Hühner an, welche er in der That mit vieler Sorgfalt fütterte. Endlich starb der Vater, und die übrigen Freunde erbarmten sich über unsern Suanvita, damit er nicht verhungern durfte. Die kümmerlichen Umstände änderten sich auf einmal Ein lübeckscher Kaufmann, welcher sein Vetter war, starb unvermuthet, und hinterließ ihm ein ansehnliches Vermögen. Kaum war er in dem Besitz desselben, als er einen innerlichen Beruf empfand, ein großer Mann zu werden. Was er in seinem Kopfe vermißte, das fand

er in dem Geldkasten seines Vetters. Der Titel eines Strandraths hatte ihm von Jugend auf gefallen. Er glaubte, wer die Fähigkeit besitze, jährlich dreitausend Thaler Renten zu heben, und ein sammtnes Kleid zu tragen, der habe Geschicklichkeit genug, ein Strandrath zu werden. Um deßwillen fand er kein Bedenken, sich diesen Titel zu kaufen. Die Last, welche nunmehr seine Excellenz, der Herr Strandrath, auf seinen Schultern fühlte, drückte ihn viel zu sehr, als daß er länger vermögend gewesen wäre, sich auf den Füßen zu erhalten. Er setzte sich also in einen Wagen, und zwei muntre Pferde schienen recht stolz zu sein, daß ihnen die Ehre gegönnt ward, diesen theuren Mann, die Zierde des Vaterlandes, durch die Gassen zu schleppen. Er hatte sich eine ernsthafte und tiefsinnige Gesichtsbildung zugelegt; in seinem Umgang that er sehr geschäftig; er hatte aber in der That jetzt viel weniger zu thun, als ehedem in seines Vaters Hause, weil er damals eine ganze Heerde Hühner fütterte, nunmehr aber nur seinen Mops abrichten mußte, an dem er einen guten natürlichen Verstand zu verspüren glaubte, welchen er niemals, ohne eine kleine Eifersucht zu empfinden, bewunderte. Die Gelehrten nannte er nur Grillenfänger und Pedanten. Er versicherte, daß er niemals an den Wissenschaften einen Geschmack gefunden, und gleich anfangs bei sich gemerkt habe, daß er zu etwas Größerm, als zu einem Schulfuchs geboren sei. Durch die Berufsarbeit, die er zu verwalten hatte, war ihm das Gedächtniß dergestalt geschwächt, daß er sich derjenigen Freunde gar nicht mehr erinnern konnte, bei denen er ehedem, nach seines Vaters Tode, das

Gnadenbrod gegessen hatte. Das konnte er sich gar nicht einbilden, daß sein Vater ein Schneider gewesen wäre; Adler zeugten nur Adler; und kein Schneider einen Strandrath. Er bedauerte das frühzeitige Absterben seiner Mutter, welche ihm in dieser Sache ein großes Licht würde gegeben haben. Die Poeten mochte er gern leiden; er las aber von den Gedichten, die ihm in Demuth, zur Bezeugung unterthänigster Devotion, überreicht wurden, weiter nichts als den Titel. War dieser recht ansehnlich und weitläufig; so sagte er, es sei ein Carmen von einem guten Geschmack, und er zahlte die Gratulationsgebühren willig. Sein Tod ist auch Niemandem so nahe gegangen, als den bergischen Musen. Wäre alles dasjenige wahr gewesen, was in den Leichenversen stand; so würde der Verlust unersetzlich sein, welchen das Vaterland durch das Absterben dieses Mäcenas erlitten hätte. Man hat aber eben nicht gehört, daß durch seinen Tod eine merkliche Veränderung im norwegischen Reiche vorgegangen wäre.

Karl Hunding. Dieser Mann hatte durch das Glück und durch seinen unermüdeten Fleiß ein ansehnliches Vermögen erworben; gleichwohl seufzte er beständig über die nahrlosen Zeiten und die erhöhten Abgaben, welche ihn noch zum Bettler machen würden. Mit seinem Schöpfer war er gar nicht zufrieden, daß er ihm einen Magen gegeben hatte; denn er glaubte, der Mensch würde viel ersparen können, wenn ihn nicht hungerte. Er konnte sich gewaltig ereifern, wenn er auf die Kleiderpracht zu reden kam, und eine gestickte Weste hielt er für eine Todsünde. Seiner Meinung nach waren die

Kleider zu nichts nütze, als daß sie uns an den kläglichen Fall der ersten Aeltern, und an den Verlust derjenigen Glückseligkeit erinnern sollten, da wir keine Kleider würden nöthig gehabt haben. Um deßwillen flickte er sich weder Strümpfe noch Hosen; und je mehr diese zerlöchert waren, desto näher glaubte er dem Stande der Unschuld zu kommen. Alle seine Ausgaben rechnete er nach Prozenten, und betete nicht einmal ein Vater Unser umsonst; denn die Gottseligkeit, sagte er, sei zu allen Dingen nütze. Ward er ja einmal aufs Aeußerste gebracht, und genöthigt, Ehrenhalber einen Thaler Geld zu verthun; so brach er es gewiß entweder dem Pfarrer, oder seinem Gesinde am Lohne wieder ab. Die Haut schauderte ihm, wenn ihn ein Dürftiger um einen Bissen Brod ansprach. Nichts war ihm unbegreiflicher, als die Langmuth des Himmels, welche diese nichtswürdigen Müßiggänger auf dem Erdboden duldete. So oft ihm seine Frau ein Kind zur Welt brachte, so oft klagte er, daß er in seiner Nahrung einen empfindlichen Stoß erlitte; denn Kinder wären fressende Kapitalien. Als sie zum fünftenmale in die Wochen kam, so schien er ganz untröstbar; da er aber gar hörte, daß es eine Tochter wäre, so gerieth er in eine solche Verzweiflung, daß er **Bonis** cediren wollte, weil er glaubte, wer Töchter hätte, und sie nach der Mode erziehen sollte, der müsse bankerott werden, er sei auch so ehrlich, als er wolle. Starb ihm ein Kind, so war er allemal so vergnügt darüber, als wäre ihm eine ungewisse Schuld eingegangen. Seine Frau gewöhnte er zu allen Arten der Mäßigkeit, und sie würde sich haben sehr elend behelfen müssen, wenn

sie nicht schön ausgesehen hätte; auf solche Weise aber fanden sich verschiedne Liebhaber ihrer Waare, und sie verstand ihren Handel vortrefflich. Der Mann wußte dieses; er schien aber nicht eifersüchtig zu sein; denn er meinte, es müsse jedermann mit seinem Pfunde wuchern, so gut er könne; seine Frau thue nichts umsonst, und was ihm dadurch an der Ehre abginge, das komme ihm am Gelde wieder zu Gute; er gewinne also mehr dabei als er verliere. Er war mit seiner Tochter unglücklich; er konnte auch in der That seine Betrübniß darüber nicht bergen: doch zog er sich nicht sowohl die Schande, als die Vermehrung seiner Familie, zu Gemüthe. Er wollte diese ungerathene Tochter enterben, als er hörte, daß sie bloß aus Neigung gegen ihren Liebhaber diesen Fehltritt begangen hatte. Da aber dieser sich erklärte, sie zu heirathen, und zwar ohne Mitgift; so kam er auf einmal wieder zu sich selbst, und hielt diese Begebenheit für die glücklichste in seinem Leben. Sein ältester Sohn war sehr lüderlich, und verschwendete mehr Geld, als der Vater ersparen konnte. Weil ihm dieser keines gab, so borgte er bei andern Leuten; und wie der Vater niemals weniger, als fünfzehn Procent nahm, so mußte auch der Sohn allemal so viel geben. Er wies alle Schuldner auf des Vaters Leiche an, welcher ihm auch das Vergnügen machte, und starb. Denn er fiel in ein hitziges Fieber, welches ihm den Verstand noch verwirrter machte, als er bei gesunden Tagen gewesen war. Er redete von nichts, als Interessen, von bösen Schuldnern, und seinen Handelsbüchern. Sein Beichtvater war bemüht, ihn von dem Irdischen

abzuziehen, und ihm Todesgedanken beizubringen; er wies ihn auf das theure Lösegeld aller Welt. Nein, rief der Kranke, dafür kann ich es nicht brauchen; es thut nach jetzigem Cours nicht mehr, als ein und drei Quart! Dieses waren seine letzten Worte, und er verschied.

Stine Frogerta, ein frommes Weib. Sie hatte sehr oft andächtige Entzückungen, welche die Kinder dieser Welt ihrer verdorbenen Milz und dem ungesunden Geblüt zuschreiben wollten. Wenn sie betete, so betete sie mit Händen und Füßen, und man konnte die Wirkung ihres gläubigen Herzens an allen Gliedern sehen; wie sie denn über die Unbußfertigkeit der verstockten Welt sich dergestalt betrübte, daß sie rothe Augen und einen krummen Hals bekommen hatte. Die dunkelsten Worte und solche Formeln, welche etwas Verwirrtes in sich faßten, waren ihre Kern- und Trostseufzer; sie hielt dasjenige für die Sprache des Geistes, was die sich selbst gelassene Vernunft nicht verstand. Die Liebe des Nächsten rechnete sie zwar mit unter das Ceremonialgesetz, gleichwohl that sie den Armen im Urselinerkloster viel Gutes; weil es allemal von der Kanzel abgekündigt, und dem christlichen Wohlthäter vor öffentlicher Gemeine gedankt ward. Ihr Mann mußte sehr viel bei ihr ausstehen; denn wenn sie betete, so zankte sie, und es ist mehr als einmal geschehen, daß sie ihm sogar mitten in der Andacht ein Bund Schlüssel an den Kopf geschmissen hat. Ihr Ehrgeiz war unersättlich; wenn sie auch bei dem Gottesdienste auf die Knie niederfiel, so mußte es doch nach der Rangordnung geschehen. Sie hatte die Gabe zu wahrsagen, und Gesichte zu se-

hen. Das Geschrei einer Krähe war ihr so verständlich, daß sie allemal wußte, wer davon sterben würde. Heulte ein Hund unter ihrem Fenster, so ward sie dadurch mehr gerührt, als wenn unser Kapellan eine Bußvermahnung hielt. Wenn sich ein Stern schneuzte, so fuhr es ihr in die Seele; und als ihr von faulen Eiern träumte, erschrack sie dergestalt darüber, daß sie das Testament machte und sich zu ihrer Heimfahrt bereitete. In dieser Einbildung bestärkte sie ihr Mann auf alle ersinnliche Weise, und war dabei so glücklich, daß sie einige Wochen darauf starb.

Friedlev Frohton. Dieses hoffnungsvolle Kind hat sein Leben nicht höher gebracht, als auf ein Jahr und drei Tage. Sein Vater, der Apotheker in Bergen, kann sich über den frühzeitigen Verlust dieses tugendhaften Söhnleins noch jetzt nicht trösten. Er fand einen recht männlichen Verstand an demselben, welches ihn vielmals auf die zweifelhaften Gedanken gebracht hat, ob es auch wirklich sein eigner Sohn wäre. Alle Handlungen dieses Kindes verriethen, seiner Meinung nach, eine große Seele. Wenn es auf seinem Stühlchen saß, so machte es eine so ernsthafte Miene, wie ein Arzt, welcher bei dem Krankenbette sitzt, und zweifelhaft ist, ob er den Patienten an Pulvern oder an Tropfen sterben lassen will. Eben diese ernsthafte Miene hielt der aufmerksame Vater für einen untrüglichen Beruf, daß sein Sohn in Doctorem Medicinae promoviren müßte; nur war er noch zweifelhaft, ob es zu Upsal oder zu Kopenhagen geschehen sollte, welche Ungewißheit ihm viele schlaflose Nächte machte. Er stellte sich schon im Geiste vor, wie ansehnlich

der junge Herr Doktor Frohton in einer sammtnen Weste einher treten, und den Glanz seines väterlichen Hauses empor bringen würde. Aber auf einmal verschwand diese süße Einbildung durch den Tod des hoffnungsvollen Knabens, und der unglückliche Vater hatte weiter keinen Trost, als diesen, daß er unter seinen Händen starb; denn er war eben im Begriff, ihm das letzte Klystier zu setzen, als er verschied. Sein Vaterland bedauerte er so sehr, als sich selbst. War noch etwas vermögend, ihn zu beruhigen; so waren es die vielen Exempel kluger Kinder, welche eben diese frühzeitige Klugheit unter die Erde gebracht hatte. Er prophezeihte sich um deßwillen ein hohes Alter, und die ganze Stadt glaubt es, daß er über hundert Jahr leben kann, wenn der Verstand der Gesundheit schädlich ist.

Sivart Stärcoter, ein Astronomus, welcher am Tage die Sonne, und des Nachts den Mond mit so unermüdetem Fleiße beschaute, daß er zu nichts weiter geschickt war, als an die Gestirne zu sehen. Bei den unaufhörlichen Betrachtungen des Himmels hat er niemals Zeit gehabt, dasjenige zu lernen, was auf der Erde, und in dem Umgang mit Menschen, zu wissen nöthig ist. Er war dadurch so tiefsinnig geworden, daß er seiner selbst vergaß. Mehr als einmal geschah es, daß er des Morgens im Schlafpelz und ohne Hosen ausging. Wer ihm begegnete, dem sah er starr in die Augen, schüttelte mit dem Kopf, und redete nicht ein Wort. Aber von allem diesen wußte seine Seele nichts; denn der Körper bewegte sich nur mechanisch. Kurz vor seinem Tode sah er mich in der Kirche; er ging auf mich los, packte mich bei der Halskrause an,

und sagte mit einer zerstreuten und mathematischen Miene zu mir: »Die excentrische Anomalie ist der »Bogen des excentrischen Zirkels zwischen der Linie »Apsidum; das sollte Er lange wissen, und ich schäme »mich, daß ich es Ihm erst jetzt sagen muß.« Darauf ging er wieder von mir, und ließ mich voller Schrecken stehen; denn ich hatte geglaubt, er würde mich zum wenigsten erwürgen wollen. Er hat sich vielmals des Nachts aus den Armen seiner Frau gerissen, wenn ihm eine astronomische Speculation einfiel. Anfangs kam ihr dieses sehr unerträglich vor, und sie hat zu gewissen Zeiten mehr über die Sterne geseufzt, als mancher Liebhaber es thut. Endlich aber fand sie Gelegenheit, die Abwesenheit ihres Mannes durch den Zuspruch solcher Leute zu ersetzen, welche irdischer gesinnt waren, als jener. Je gestirnter der Himmel war, desto ungestörter blieb sie in ihrem Vergnügen; und wenn der Mann eine Mondfinsterniß zu besorgen hatte, so konnte sie gewiß glauben, daß er an sie nicht denken würde.

Schreiben
eines
Gratulanten an den Autor; nebst den Gedanken des Autors darüber [1].

Mein Herr,

Ich muß es Ihnen ohne Schmeichelei gestehen, daß ich mich niemals des Lachens enthalten kann, so oft Sie mir auf der Gasse begegnen. Sie sind ein Autor; und da ich mit Ihnen, wie ich bald erweisen will, gleiches Recht zu diesem prächtigen Titel habe, so glaube ich, ein Autor kann den andern so wenig, als vormals bei den alten Römern ein Vogeldeuter den andern, ohne Lachen ansehen. Sie schreiben aus Liebe zum Vaterlande; und so oft ich die Feder ansetze, so oft ist dieses meine Sorgfalt, daß ich meine geneigten Leser mit einer patriotischen Miene versichere, bloß die Liebe gegen meine Mitbürger, und die zärtlichste Neigung gegen das menschliche Geschlecht überhaupt, habe mich auf den rühmlichen Einfall gebracht, ihre Glückseligkeit durch meine Schriften zu befördern. Sie, mein

---

[1]) Unter dem Namen, der Autor, sind verschiedene Stücke in die Belustigungen des Verstandes und Witzes eingerückt worden. Gegenwärtiges findet sich daselbst im Hornung 1744.

Herr, haben alle gebührende Hochachtung gegen sich selbst, und ich lasse mir in diesem Stücke alle Gerechtigkeit wiederfahren; denn das Wohlwollen, welches ich gegen mich hege, ist so stark, daß ich mich für die vollkommenste Kreatur unter der Sonne halte, meine Schriften niemals ohne Bewunderung ansehe, und ihnen den billigen Vorzug einräume, welchen sie vor allen andern haben. Ja ich beobachte die Pflichten meines Berufs so genau, daß ich niemals ohne Verachtung an diejenigen Werke denken kann, welche künftig die Presse verlassen werden. Sie schreiben, ohne zu denken, (wenigstens suchen Sie uns dieses zu bereden,) und ich muß Ihnen zugestehen, daß Sie, nach meiner Einsicht, diesen Charakter mit vieler Wahrscheinlichkeit zu behaupten wissen. Mir aber läßt dieses, ohne Ruhm zu melden, noch weit natürlicher, als Ihnen. Wer mich kennt, und es kennen mich viel Leute, der gibt mir das Zeugniß, daß man gleich bei dem ersten Anblick, bei den ersten Worten, die ich rede, auf die sinnlichste Art überführt werde, daß mich die Natur recht dazu erschaffen zu haben scheint, ein Autor, nach Ihrer Erklärung, zu sein; denn ich bin im Stande, viele Stunden hinter einander eine ganze Gesellschaft zu unterhalten, ohne daß man die geringste Spur eines Nachdenkens in mir entdeckt. Ich glaube, dieses würde genug sein, Ihre Hochachtung zu verdienen; allein Sie wissen wohl, mein Herr, daß ein Autor am liebsten von sich selbst redet, und um deßwillen werden Sie es nicht ungütig nehmen, wenn ich Ihnen noch ein kleines Verzeichniß meiner autormäßigen Fähigkeiten mittheile. Ich finde, wo ich mich nicht sehr irre,

daß Sie der Himmel mit aller derjenigen Herzhaftigkeit ausgerüstet hat, welche Ihnen und Ihren Herrn Collegen, in diesem streitbaren Jahrhunderte, so unentbehrlich ist. Aber sollten Sie nur die Ehre haben, mich genauer zu kennen; so würden Sie an mir einen deutschen Burmann, einen kritischen Panduren, mit einem Worte, einen solchen Kunstrichter finden, der an Dreistigkeit, und, wenn ichs sagen darf, an Unverschämtheit alle diejenigen übertrifft, welche bisher unserem Vaterlande so manche vergnügte Stunde gemacht haben. Bei Ihren Schriften, mein Herr, haben Sie keine andre Absicht weiter, als daß Ihr Name unsterblich, und die Bewunderung der spätesten Nachwelt sein möge. Dieses ist der einzige Umstand, in welchem ich von Ihrer Sittenlehre abgehe. Ich schreibe zwar auch für die Nachwelt; deßwegen aber mag ich nicht für die Nachwelt hungern, und wenigstens scheint mir derjenige eine sehr betrübte Figur zu machen, welcher mit dem Lorbeer auf dem Haupte und einem leeren Magen der Unsterblichkeit entgegen sehen muß. Ich bin für das Vaterland geboren, und mein Vaterland ist für mich da. Die Pflichten gegen mich selbst bleiben mir allezeit die stärksten, und ich empfinde den innerlichen Beruf, ein Autor zu werden, niemals überzeugender, als wenn mich hungert. Ich will nicht hoffen, daß mir dieses freie Bekenntniß bei Ihnen zum Nachtheil gereichen wird; denn ich kenne meine Herren Collegen gar zu genau, und weiß es aus der Erfahrung, daß sie niemals großmüthiger thun, als wenn sie die Freigebigkeit des Verlegers zur Unsterblichkeit aufgemuntert hat. Es war nöthig, Ihnen dieses

Alles im Voraus zu sagen; denn nunmehr werden Sie wohl einsehen, daß ich zwar ein Autor, aber ein solcher Autor bin, dem sein Leben so lieb ist, als sein Nachruhm. Wollten Sie daran nur im geringsten zweifeln, so darf ich Ihnen nur ein Wort sagen. Ich bin ein Poet, und eigentlich ein glückwünschender Poet: denn es darf kein Mäcenas oder keine Mäcenassin wagen, einen Namens- oder Geburtstag, oder ein anderes Fest zu begehen, denen ich nicht auf einem großen Regalbogen mit vieler Lebhaftigkeit erzähle, daß ich mit der tiefsten Ehrfurcht, jedoch nicht ohne Ursache, verharre, der unterthänigst gehorsamste Autor. Ich würde mich gegen Sie, mein Herr, nicht so aufrichtig erklären, wenn Sie nicht selbst ein Bekenntniß von Ihrem guten Geschmack in der Poesie abgelegt hätten. Ich weiß wohl, was für Poeten auf Ihre Hochachtung einen Anspruch machen dürfen. Leute, welche die Poesie zu andern Dingen, als zum Gratuliren und Condoliren, anwenden; Leute, denen die Fundgruben der edlen Reimkunst so wenig entdeckt sind, daß sie ihnen nicht, statt aller Wissenschaften, dienen können; Leute, welche das Amt, zu wünschen, für so gering halten, daß sie dabei noch Zeit haben, etwas zu lernen; solche Leute, sage ich, verdienen Ihre und meine Betrachtung eben so wenig, als alle Autoren überhaupt, welche noch unter dem Zwange der Vernunft stehen. Da ich aber hiervon völlig frei bin; so würden Sie gegen Ihren Mitbruder sehr barbarisch sein, wenn Sie mir bei meinen Umständen, die ich Ihnen gleich entdecken will, Ihr Mitleid versagen wollten. Ich finde nämlich an meinem eignen Exempel, daß der Geschmack an

den schönen Künsten und Wissenschaften leider in großen Verfall gerathen ist. Es verlohnt sich beinahe nicht mehr der Mühe, daß man den Leuten alles ersprießliche Wohlergehen anwünscht. Ich erinnere mich der glückseligen Zeiten noch wohl, da Braut und Bräutigam noch nicht das Herz hatten, sich ohne unsere poetische Einsegnung zu Bette zu legen. Kein Magister durfte sich unterstehen, mit gutem Gewissen den Ring zu tragen, wenn er nicht wenigstens ein Dutzend gedruckte Zeugnisse von dem Besitz der sieben freien Künste aufzuweisen hatte. Wir Poeten, (die Thränen treten mir in die Augen, wenn ich daran denke,) wir göttliche Poeten, hatten an der Geburt und an dem Absterben unsrer Nebenmenschen eben so viel Antheil, als die Hebammen und Aerzte. Sobald ein Kind auf die Welt kam, so schworen wir, so lange wir noch Athem und Reime hatten, daß es des theuren Vaters Ebenbild, und die Hoffnung des hohen Hauses, so wie des ganzen Vaterlandes wäre. Starb aber jemand, so war keine Muse auf dem Parnaß, welche nicht mit zu Grabe gehen mußte; denn es fehlte oftmals dem Wohlseligen an betrübten Erben, und dem Dichter an Geld. Bartholus und Baldus hatten keine ruhige Stunde; denn sobald ein gelehrter Herr Candidat, durch die weise Vorsehung seiner Mama, zum Priester der Gerechtigkeit eingeweiht wurde; so zog ich diese graubärtigen Rechtsgelehrten aus ihrer Gruft hervor, und ließ sie die Weisheit des jungen Herrn Doktors bewundern. Vergeben Sie mir, mein Herr, daß ich Sie mit Erzählung solcher Sachen aufhalte, die Ihnen nicht fremd sind, aber doch noch bekannter sein

würden, wenn Sie so, wie ich, unter Reimen und Wünschen, grau geworden wären. Ich bin niemals weitläufiger, als wenn ich auf die Glückseligkeit der vergangenen Zeiten zu reden komme, in welchen kein Handwerksmann lebte, der nicht auch zugleich ein Mäcenas war. Es geht mir, wie den alten Schönen, welche sich derjenigen Jahre mit Wollust erinnern, wo sie der Gegenstand verliebter Seufzer und zärtlicher Blicke gewesen, aber eben um deßwillen ein gerechtes Mißfallen empfinden, da sie nunmehr ihre Schönheit verschwunden, und sich von der Menge ihrer Anbeter verlassen sehen. Wenn es so fortgeht, so muß ich der unglücklichste Mensch auf der Welt werden. Niemand verlangt etwas von meiner Waare. Man freit, man stirbt, man wird geboren, und alles dieses ohne mich. Nichts Böses soll man den Leuten wünschen; wünscht man ihnen aber etwas Gutes, so wird es nicht bezahlt. Wo will hernach der Segen herkommen? Und sind unsere verstockten Mitbürger nicht selbst Schuld daran, wenn sie weder Stern noch Glück haben? Gewiß, mein Herr Autor, ich fürchte, es sind jetzt die letzten Zeiten, und die Atheisterei, die Philosophie, der Undank... O mein Herr, die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich daran denke. Halten Sie mir meinen Eifer zu Gute: Ich eifre nicht für mich, ich eifre für das Vaterland, für mein undankbares Vaterland, welches sich um tausend gute Wünsche, und mich um manchen Gulden bringt. Ich habe oft den Einfall gehabt, ob es nicht billig wäre, daß die Obrigkeit für die alten Poeten meiner Art eben die Sorgfalt trüge, welche sie für abgedankte Soldaten, oder für abgelebte Männer und Weiber hat.

Sollte es nicht dem gemeinen Wesen sehr vortheilhaft sein, wenn sie ein Gratulantenspital errichtete? Wenigstens sollte es mir ein besonderes Vergnügen sein, wenn ich den vorüberreisenden Fremden die Armenbüchse vorhalten, und ihnen, für ihre Gaben, Gottes reichen Segen anwünschen sollte. Denn ich bin das Wünschen gewohnt, und um deßwillen sollte mir diese Arbeit nicht schwer fallen. Ich werde es aber wohl nicht erleben, daß dieser gute Vorschlag jemals zu Stande kommt, und um deßwillen wird es nöthig sein, daß ich auf andere Mittel sinne, welche zu meiner Erhaltung dienen können. Es hat mir ein vornehmer Gönner den Vorschlag gethan, daß ich um die Stapelgerechtigkeit ansuchen sollte, vermöge welcher nur ich allein, und sonst niemand, binnen zwanzig Meilen um meinen Aufenthalt herum, die Freiheit haben sollte, meinem Nächsten etwas Gutes zu wünschen. Allein zu geschweigen, daß mir dieser Vorschlag ein wenig zu weitläufig aussieht; so fürchte ich mich auch der Sünde, da ich manche Seufzer und Thränen auf mich bringen, und die Menge meiner glückwünschenden Mitbrüder in die erbärmlichsten Umstände setzen würde. Ich habe noch einen andern Einfall. Sie sind berühmt, mein Herr Autor. Sie sind in den witzigsten Gesellschaften bekannt, und ich höre, daß Ihre Worte nicht ohne Nachdruck sind. Thun Sie das Werk der Barmherzigkeit an einem unglücklichen Collegen, an einem Autor, an einem Poeten, der vor guten Wünschen bersten möchte! Empfehlen Sie mich Ihren Lesern zu freigebigem Wohlwollen! Sagen Sie ihnen, daß ich einen natürlichen Trieb zu singen habe; so werden sich Gönner genug fin-

den, welche eine natürliche Begierde besitzen, besungen zu werden. Umsonst können sie es freilich von mir nicht verlangen; aber ich will es doch gewiß billig machen. Ich will sie alle loben, ich gebe Ihnen mein Wort; und ob ich gleich die Verdienste meiner Helden noch nicht weiß, so gehört dieses doch nicht zur Hauptsache. Ich bin versichert, sie werden nicht unerkenntlich sein, und schon dieses ist lobenswürdig genug. Damit Sie aber auch wissen mögen, wie viel Sie sich von meiner Fähigkeit zu versprechen haben; so will ich Ihnen einige Proben davon bekannt machen. Ich habe einen ziemlichen Vorrath schöner Gedanken, wovon die meisten bereits ausgearbeitet sind, und nur auf den Titel warten. Wollte aber jemand das Carmen auf seine besondern Umstände eingerichtet haben, oder wäre er etwa gar so glücklich, einen Namen zu führen, welcher zu sinnreichen und tröstlichen Einfällen Anlaß gibt; so bitte ich, mir solches nur zu melden. Man darf nur nach dem Gratulanten fragen; es kennen mich alle Kinder. Ich werde nicht undankbar sein, Sie können sich darauf verlassen; und ich wollte nichts mehr wünschen, als daß ich Ihren Vornamen wüßte, so sollte ein ganz Dutzend Götter zu ihrem Befehle stehen. Hier haben Sie ein kleines Verzeichniß meiner Gedichte! Die Taxe steht gleich dabei, und sie werden finden, daß sie billig ist. Uebrigens verharre ich,

Mein Herr,

Ihr bedrängter Freund und Diener,

der Gratulant.

Liste
einiger bis auf den Titel fertigen Gedichte.

1) Der gedrückte, aber erquickte Apollo. 1 Thlr. 8 gr.

2) Der jauchzende Pindus über die höchstunvermuthete Ankunft des ꝛc. ꝛc. Dieses ist um den gewöhnlichen Marktpreis zu haben.

3) Historisch = genealogische Nachrichten, wie Viele aus Versehen den Gradum angenommen. Erster Theil. Der zweite Theil soll künftiges Jahr fertig werden, weil das Werk sehr weitläufig wird. 8 Thlr.

4) **Le jour sans pareil**, oder die Sonne in Galla, bei dem höchsterwünschten Geburts- und Namensfeste ꝛc. ꝛc. kostet wegen des französischen Titels 4 gr. mehr, als gewöhnlich.

5) Die träumende Clio. 1 Thlr. NB. Dieses ist eine spitzige Satire, und muß ohne Censur gedruckt werden. Ich habe mich niemals in dieses Feld gewagt; aber zu jetziger Zeit braucht man nichts, als Muth dazu.

6) Der Eselskopf, noch eine Satire, nach dem heutigen Geschmack, in der ironischen Schreibart abgefaßt. Ist nur für Leute, welche sich meiner Geschicklichkeit bei Streitschriften bedienen wollen. 1 Thlr. 12 gr.

7) Zwei Dutzend Sonette von verschiedenem Inhalt, in welchen der letzte Vers allemal der schönste ist, weil der geneigte Leser daselbst aufhören kann. Das Stück 8 gr.

8) Ein Dutzend dergleichen etwas feiner, weil ich die Pointen unterstrichen habe. Das Stück 12 gr. Es kann aber auch in Batzen gezahlt werden.

9) Wohlgemeinter Himmelssturm bei dem glücklich erlebten neuen Jahre. 16 gr.

10) Die erbärmliche Verzweiflung der Götter, bei dem Grabe u. s. w. Bei der Bezahlung richte ich mich nach der Leiche, nachdem ich ihr viel oder wenig Tugenden andichten muß.

11) Hitziger Streit zwischen der Tugend und einer reichen Weste, entschieden von der liebenswürdigen N. N. bei ihrer Verbindung mit u. s. w. ein Schäfergedicht, ist unter Brüdern 2 Thlr. 2 gr. 6 pf. werth. Die 6 pf. gehen ab, wenn es baar bezahlt wird.

12) Hymen und die Reue, bei der im Himmel geschloßnen Ehe rc. rc. Dieses Stück will ich um 12 gr. lassen, weil es mir schon lange auf dem Halse liegt.

13) Trauer- und Leichenrede über den gewaltsamen Tod der Wahrheit, oder wohlgemeinter Wunsch, als der Wohledle, Großachtbare und Wohlgelahrte Herr, Herr . . . von . . der . . eifrigst Beflissener, auf der hohen Schule zu . . die schon längst verdiente höchste Würde der Weltweisheit, nach aller Gelehrten sehnlichen Wünschen, rühmlichst erhielt rc. Dieses Stück wird umsonst ausgegeben.

14) Ungefärbtes Zeugniß von den Verdiensten des rc. ausgestellt von Alethophilo, kaiserlichen geschwornen Notario. Es darf sich niemand durch den Titel abschrecken lassen, denn es ist poetisch ausgeführt. 1 Thlr.

15) Die Blindheit des Schicksals, ein Leichengedicht. Ist durch und durch philosophisch, weil ich es selbst nicht verstehe, und wider die

Anhänger der besten Welt. Wird nach Belieben bezahlt.

Anmerkung.

Die Herren Ausländer müssen die Preise doppelt bezahlen, denn ich schreibe bloß aus Liebe zum Vaterlande.

Gedanken des Autors über das Schreiben des Gratulanten.

Der rechtschaffene Mann! Wie sehr würde ich dem guten Geschmack aufhelfen, wenn ich ihn bei der Welt in einiges Ansehen setzen könnte! Es ist ohnedem aus mit meiner Poesie; es ist ganz aus damit, denn man hat andere Begriffe von ihren Regeln und Schönheiten, als ich davon habe. Die Vorschläge, die er indessen von mir erwarten kann, sind leicht vorauszusehen. Ich bin der Autor; ich rathe also zum Druck. Vielleicht thut die undankbare Welt die Augen auf, wenn sie seine Wünsche beisammen sieht! Wenigstens können doch die Einkünfte davon auf einige Zeit seine Seufzer hemmen. Sollte sich aber, weil der Geschmack sehr böse ist, kein Verleger finden; so will ich ihm eine Heirath vorschlagen, die ich vielleicht selbst suchen würde, wenn keine Philippine wäre. Folgende Liebeserklärung, welche schon vergangene Michaelismesse bei meinem Verleger eingelaufen, aus Versehen aber liegen geblieben ist, wird ihm mehr Licht geben.

Allerschönster Herr Autor,

Als ich gestern meiner Gewohnheit nach, um die Zeit, wenn die jungen Herren und die Schriftsteller sich in der Allee sehen lassen, auch daselbst spazierte, um aus der Gesichtsbildung die Gemüther der Menschen zu untersuchen; so begegnete mir eine ungemein artige Person, welche sich vor den Andern allen unterschied. Der Herr hatte den linken Arm in die Seite gestemmt und sah sehr ernsthaft aus. Zuweilen lachte er auch, und schien sehr zufrieden mit sich selbst zu sein. Er redete mit dem Munde und den Händen, ob er gleich ganz allein war; er drehte den Hut in die Runde, und als er bei mir vorbei ging, wäre er aus Tiefsinnigkeit beinah hingestolpert. Ich bin von Stund an in ihn verliebt geworden. Waren Sie es, allerliebster Herr Autor? Ich bin eben nicht häßlich, und habe ein ziemliches Vermögen, daß ich Sie daher mit Dinte, Feder und Papier wohl versorgen wollte. Ich sterbe vor Ungeduld, ehe ich Nachricht erhalte. Ich bin,

Allerschönster Herr Autor,

Ihre demüthige Dienerin,
Elisabeth Contusch.

N. S. Da ich unter meiner eigenen Gewalt und Aufsicht stehe, so mag ich, ob ich gleich schon Doktorin und Licentiatin heißen könnte, doch keinen Andern, als den Autor heirathen. Ich lasse mir alle Morgen, bei dem Nachttische, wenn ich mir die Haare und das Gesicht zurichte, ein Stück von Ihren Schrif-

ten vorlesen, welche ordentlich hinter dem Spiegel liegen. Es ist, als wenn ich mir noch einmal so gut gefiele, wenn ich Sie ablesen höre. Wo ich mich erinnere, so hatte der Herr ein rund Gesicht, mit einer breiten Stirne.

Es ist nichts gewisser, als daß sich die Jungfer Contusch in ihren Muthmaßungen geirrt hat. Ich sage es zum andernmale, daß mich meine Arbeit nicht so viel Mühe kostet, daß ich nöthig hätte, dabei tiefsinnig auszusehen. Ich pflege auch nicht nachzudenken, wenn ich spazieren gehe, sondern meine Schreibtafel setzt mich in Stand, auch da zu schreiben. Unfehlbar ist ihr also ein Poet begegnet. Und wie glücklich wäre der Zufall, wenn es mein Herr Client gewesen wäre! Ich weiß von guter Hand, daß das artige Kind noch nicht vor Ungeduld gestorben ist. Ich werde mir also ein besonderes Vergnügen machen, zwei Personen zu vereinigen, die für einander geboren zu sein scheinen. Wie artig wird es nicht lassen, wenn er ihr zu der Zeit, da sie sich das Gesicht zurichtet, seine Gedichte vorliest! Ich finde ohnedem in der Liste seiner Werke nichts Verliebtes, und es wäre Schade, wenn er der Welt sein poetisches Talent, von einer so gefälligen Seite, verbergen wollte. Vielleicht stillt er mein Verlangen, wenn er wegen seines Magens in Sicherheit ist. Weil aber ein gewisser berühmter Schriftsteller sagt, daß man seit Erschaffung der Welt schon einige Beispiele von dem Eigensinn des schönen Geschlechts aufzuweisen hätte; so könnte es leicht kommen, daß die Jungfer Contusch ihr Glück nicht erkennen und eine Heirath ausschlagen wollte, wodurch sie alle

Züge ihres Gesichts verewigen könnte. In diesem Fall ersuche ich meinen Herrn Clienten, nur nicht zu verzagen. Ich will für ihn sorgen. Nach dem Entwurf, den ich mir von meiner künftigen Hoheit gemacht habe, ist es nunmehr Zeit, Streitschriften anzufangen. Ehestens werde ich meinen ersten Feldzug antreten. Mein Herr Client scheint über Ehre und Schande weg zu sein, und solche Leute sind zu brauchen. Man frage mich nicht, wo meine Feinde sind, und wodurch man mich beleidigt habe? Vielleicht werde ich böse, daß mich Niemand böse machen will. Ich weiß freilich noch nicht recht, was ich für eine Ursache, den Frieden zu brechen, ergreifen werde. Es ist aber mein Trost, daß es nur Kleinigkeiten sein dürfen, weßwegen wir Autoren das Recht haben, uns unsinnig anzustellen. Crede mihi, levia sunt, propter quae non leviter excandescimus, qualia, quae pueros in rixam et iurgia concitant. Nihil ex his, quae tam tristes agimus, serium est, nihil magnum. *Seneca.* (Glaube mir, es sind unbedeutende Dinge, über die wir nicht wenig in Zorn gerathen; Dinge der Art, als um welche sich Knaben herumbalgen. An alle dem, über was wir uns so verzweifelt geberden, ist nichts Ernstes, nichts Großes.)

Beweis,

daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind,

bei einer gewissen Gelegenheit im J. 1737 verfertigt[1]).

Nein! Länger schweig ich nicht! Mein Zorn bricht endlich los.
Der Frevel wird zu kühn, der Uebermuth zu groß,
Womit die blinde Welt der edlen Dichtkunst spottet,
Ihr mit dem Falle droht, und sich zusammen rottet.
Drei ganzer Jahr' hab ich geduldig zugesehn,
Wie ihre Feinde sich verschworen, sie zu schmähn,
Wie weit die Barbarei in ihrer Wuth gestiegen;
Und dennoch hab ich stets vor Furcht und Gram geschwiegen.

Vor diesem, wenn Lucil von Versen übel sprach,
So schlich ihm unvermerkt mein junger Satyr nach,
Und riß, durch Zorn beherzt, dem Spötter der Gedichte,
Mit ungestrafter Hand, die Larve vom Gesichte.
Das aber wagt ich nur, als ich ein Jüngling war;
Mein reifender Verstand bemerkte die Gefahr.

---

[1]) S. Belustigungen des Verstandes und Witzes, im Wintermonat 1741.

Mein scheuer Satyr sah das klägliche Geschicke,
Das Vers und Wahrheit traf; bestürzt wich er
zurücke,
Warf seine Geißel hin, und fluchte seiner Kunst.
Die Muse winkte mir, und hielt mir ihre Gunst
Und mein Versprechen vor; sie drohte, mich zu
hassen,
Verhieß und bat. Umsonst! Ich schwor, sie zu
verlassen;
Ich schwor, und hielt es auch. Doch endlich siegt
die Pflicht;
Ich breche meinen Schwur, und schweige länger
nicht;
Die größten Fehler sucht, durch freches Splitterrichten,
Der schönsten Poesie der Tadler anzudichten.

Will ein erhabner Geist, ein zweiter Lohenstein,
Des Phöbus Hofpoet und erster Günstling sein,
Und der geneunten Zahl, mit reingewaschner Lippe,
Im gläserhellen Quell des Pferdebrunns Enippe,
Der Andacht Weihrauch streun; bricht sein erhitzter
Muth,
Beschwängert von der Kunst, durch Flammen, Blitz
und Glut;
Ruft er der Schwefelbrunst der donnerharten
Flammen,
Und ruft Megärens Zunft, und ruft die Styx
zusammen;
Tanzt er auf Stelzen her, wenn er Gewitter wälzt,
Und eine Feuersbrunst des Herzens Marmor schmelzt;
Läßt er rund um sich her des Unglücks Nordlicht
glänzen;
Lacht er in Gleichnissen, seufzt Chrien, weint Sen=
tenzen;

So kömmt ein Zoilus, und ruft: »Der Dichter schwillt?
»Sein ganzer Vers ist Rauch, sein Kopf mit Dunst erfüllt.
»Seht, wie er die Vernunft in Demantketten führet,
»Im Paroxismus singt, und Oden phantasiret.«

Wenn unser Seladon so süß und lieblich singt,
Und seiner Lalage Zimmt, Mosch und Bisam bringt,
Krystall und Perlen weint, den Kiel in Nektar tauchet,
Zibeth und Kalmus kaut, und Ambra von sich hauchet,
Auf Nelken, Klee, Jasmin und Anemonen geht,
Verzweifelt, wenn kein West bei seiner Schönen weht,
Beklagt, daß seine Pein kein Thau, kein Balsam lindert,
Die neue Welt erschöpft, und die Levante plündert,
Zu sagen, daß sein Kind vor andern ihn entzückt,
Das ganze Firmament in ihrem Aug erblickt,
Und in ihr Angesicht, das wie die Venus strahlet,
Von Blumen aller Art, ein ganzes Chaos malet:
Was meint ihr? Was vergilt die Müh des Seladon,
Wenn er so kostbar reimt? Was ist sein ganzer Lohn?
Man lachet über ihn. Der Neid, statt ihn zu preisen,
Eilt gleich, ihm seinen Platz im Tollhaus anzuweisen.

Rächt, Musen, euch und uns! Seht, wie die dreiste Welt
Von Bürgern eures Reichs ein schnödes Urtheil fällt!
Straft sie ... Doch haltet noch mit eurem Zorn zurücke!
Es gibt der Spötter mehr! Kommt! Werfet eure Blicke
Auf jenen frechen Schwarm, der voller Tücke schnaubt,
Euch nach dem Herzen greift, und Ruhm und Lorbeer raubt;

Ja gar, o Frevelthat! . . . ja gar, ach, soll ichs sagen! . .
Den Reim, den edlen Reim, will aus den Versen jagen.
Eilt, Musen, reißt den Blitz aus eures Vaters Hand!
Der Schwarm wird mächtig. Eilt, eh er uns übermannt!
Und kommt, und kämpft, und siegt, und schlagt die Feinde nieder,
Und schützt den werthen Reim, das Hauptwerk deutscher Lieder!

Denkt, Freunde, die ihr noch die Musen redlich liebt!
Ihr, denen blos der Reim die ganze Größe gibt!
Die ihr durch ihn allein die Zierden Deutschlands heißet,
Und euch vor Hunger schützt! Denkt, was man euch entreißet,
So bald man euch den Reim, den Witz der Verse, nimmt!
Daß unser großer Bav noch seine Saite stimmt,
So manchen Namenstag in Demuth festlich feiert,
Und mit geschickter Hand die Mahlzeit sich erleiert;
Daß Mäv, der unsre Stadt durch seinen Ruhm erhebt,
Er, seiner Brüder Schmuck, im Ueberflusse lebt;
Daß Clelia nicht stolz den Dorimen verachtet,
Und er nicht ganz umsonst nach ihren Küssen schmachtet;
Daß Stentor sich mit Lust im Kupferstich erblickt,
Und sich die halbe Welt vor seinem Lorbeer bückt;
Daß jetzt mein Pegasus nicht darf so ängstlich schäumen:
Dieß Alles macht allein die Kunst, geschickt zu reimen.

Die Wahrheit schützt den Satz. Nehmt einen Todtenfluch,
Ein buntes Quodlibet, das schönste Liederbuch,
Das zierlichste Sonett, das längste Hochzeitcarmen;
Und streicht die Reime weg. Was bleibt? Nicht ohn Erbarmen
Hört ihr, so lieblich es erst in die Ohren fiel,
Nur Scherze, sonder Kraft, ein frostigs Wörterspiel,
Ein abgenutztes Nichts, das immer wiederkehret,
Und ein Geschwätz, das man beim Pöbel besser höret.

Bewundert ehrfurchtsvoll des Reimes Zauberkraft,
Der Bücher voller Schall aus einem Nichts erschafft!
»Der Reim? Wie? Dieser Zwang, der das Gedicht »entseelet?«
So wirft ein Tadler ein. »Der Henker, der uns quälet,
»Der Ordnung und Verstand auf seine Folter streckt,
»Die Wörter radebrecht, dem Dichter Angst erweckt,
»Selbst den geduldigsten der Leser oft ermüdet,
»Der Wahrheit und Natur in schwere Fesseln schmidet.
»Das Feuer . .« Frevler, schweig! Des Zwanges Mühsamkeit
Bringt gegen ihn dich auf, und was du sprichst, ist Neid.
Wie sollte wohl der Reim Verstand und Ordnung hindern,
Der Wahrheit Abbruch thun, und Geist und Feuer mindern?
Geh! Zähle selber nach! Sieh! Viele reimen nicht,
Von denen alle Welt aus einem Munde spricht,
Daß sie den größten Schmuck aus alten Dichtern stehlen,
Daß ihnen Feuer, Geist, Verstand und Ordnung fehlen,

Sie reimen gleichwohl nicht. Daß zwar so mancher sitzt,
Und voll Verzweifelung bei seinem Hübner schwitzt,
Ein Dutzend Federn kaut, die Hände kläglich ringet,
Und doch, nach langer Qual, kein glücklichs Wort erzwinget,
Das hinten reimen muß; das Alles glaub ich dir,
Das Alles geb ich zu: ich seh es wohl an mir.
Was ist es aber mehr? Ein inniges Ergötzen,
Wenn man den Reim erhascht, weiß Alles zu ersetzen.

Wie oft, wie glücklich zerrt des Reims geheime Macht
Den schönsten Einfall her, an den man nie gedacht!
Gesetzt, es schlöße sich der erste Vers mit Wonne:
So fällt ein kluger Kopf gleich auf die liebe Sonne.
Er denket weiter nach; er folgt der edlen Spur,
Beschreibt den ganzen Bau der wirkenden Natur,
Erwischt den großen Bär, besinnt sich auf Callisten,
Verflucht die Eifersucht, beseufzet, daß die Christen,
(Gleich brachte mich der Reim auf unser Christenthum),
Beseufzet, daß die Welt so wenig nach dem Ruhm
Vergnügter Ehe strebt, und saget uns zur Lehre,
Daß sich ein Mädchen leicht in einen Bär verkehre.

Ihr Feinde dieser Kunst, gesteht es, daß ihr irrt!
Hört selbst, wie schlecht ein Vers dem Ohre schmeicheln wird,
Dem es an Reimen fehlt! Wagt es, blos zu scandiren!
Versuchts! Wen werdet ihr durch euer Lied wohl rühren?
»Tartüff, der alte Schalk, betrügt die ganze Welt;
»Sevil ist liederlich; Crispin ein dummer Kerl;

»Stax macht gelehrten Wind; Neran verdreht die
»Rechte;
»Florinde lebt verhurt; und Harpax ist ein Knicker;
»Clitander . . .« Doch genug! Ihr gähnt und
schlummert ein;
Ich schlummre selber mit. Was könnte trockner sein?
Ein angehängter Reim kann alle Schäden heilen.
Versucht es nur einmal! verändert diese Zeilen,
Und sprecht: »Tartüffe bleibt ganz unverbesserlich;
»Sevil lebt mit der Welt; Crispinus lebt für sich;
»Stax ist ein weiser Mann; Neran ein Advocate;
»Florindchen lebt galant, und Harpax hält zu Rathe.«
Sagt selbst, nimmt dieß das Ohr nicht schmeichel-
hafter ein?
Man liest, man lobet euch. Gesteht es, daß allein
Der Reim den Dichter macht! fangt an, euch zu
bekehren!
Versöhnt der Musen Zorn, und lernt den Reim ver-
ehren!

Es lebe, was sich reimt! Schon stimmt mir
Deutschland bei,
Daß ein geschickter Reim der Dichtkunst Kleinod sei.
Ich kann zu meinem Ruhm die Schutzschrift nun
vollenden;
Denn, wem die Wahrheit hilft, der hat den Sieg
in Händen.

Ein Traum
von den
Beschäftigungen der abgeschiedenen Seelen [1]).

. . . *Locus est et pluribus umbris.*
(Raum gibt's für noch mehrere Schatten.)

Die Seelen beschäftigen sich nach der Trennung von ihren Körpern am liebsten mit denen Sachen, an welchen sie im Leben auf dieser Welt ihr größtes Vergnügen gefunden haben. Dieser philosophische Lehrsatz, welcher noch etwas älter ist, als ich und Leibnitz, fängt wieder von neuem an, Mode zu werden; und weil ich eine ziemlich dauerhafte Natur habe, so hoffe ich, es noch zu erleben, daß er die beste Welt und den zureichenden Grund verdrängen soll. Nur will ich wünschen, daß es nicht dem Grunde des Widerspruchs eben so gehen möge. Denn wenn diese drei Stücke alle auf einmal abkommen sollten, so dürften unsre philosophischen Stutzer in dreißig Jahren eine sehr altväterische Miene machen, und ihre tiefsinnigsten Schriften, welche sie und ihre Verleger jetzt bewundern, eben dem Schicksale unter=

---

[1]) Dieser Traum ward zum erstenmale durch den Druck bekannt gemacht in den neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, 1ster Band, 2tes Stück, 1744.

worfen sein, welches diejenigen Familiengemälde trifft, die man, wenn es hoch kommt, blos der alten Tracht wegen als eine Rarität noch aufhebt, gemeiniglich aber in die dunkelsten Winkel des Hauses stellt, um niemand zu ärgern. Dem sei, wie ihm wolle; eine jede Sache ist der Mode unterworfen, und die Philosophie am meisten [1]). Wenigstens ich werde mich über den Verlust dieser drei philosophischen Universalrezepte trösten lassen, wenn ich nur erfahre, daß meine abgeschiedenen Seelen ihren Werth behalten. An der Betrachtung dieses Grundsatzes finde ich mehr Vergnügen, als an allen elektrischen Experimenten. Ich habe demselben oftmals viele Stunden lang nachgedacht, und allemal bin ich darüber in eine solche Entzückung gerathen, in welcher kaum ein Poet sein kann, der im Namen eines Andern für Geld und gute Worte die Augen einer Phyllis besingt.

Eben dieses ist Ursache, daß ich heute meinen Lesern einen Traum von den Beschäftigungen der abgeschiedenen Seelen nach der Trennung von ihren Körpern vorlege. Im voraus aber muß ich Eines und das Andere erinnern, welches die Einrichtung meines Traums, und verschiedene Freiheiten betrifft, so ich mir darin genommen habe.

---

[1]) Der geneigte Leser wird dieses mit Mehrerm ausgeführt finden in meiner Vorrede zur neuen Auflage des vermehrten und verbesserten Bruckers, welche künftige Messe zu Köln ans Licht treten soll, und worin ich unter andern durch Zeugen und Dokumente bewiesen habe, daß der Ruhm des leibhaften Newtons unsers Vaterlandes, des philosophischen Herrn *** die großen Manschetten nicht überleben werde.

Ich will es Niemanden im Ernste zumuthen, daß er glauben soll, ich habe wirklich also geträumt, ungeachtet es eben nicht unwahrscheinlich ist. Ich kann es zwar nicht läugnen, der Traum ist ziemlich lang gerathen: aber in der Stadt, wo ich mich aufhalte, schlafen die Leute viel länger, als an andern Orten, und also träumen sie auch länger. Wer wollte mir es wehren, wenn ich ihn in Archangel geträumt hätte, wo man zu gewissen Zeiten lauter Nacht, und fast gar keinen Tag hat? Allein, ich habe nicht Ursache, so viele Umstände zu machen. Ich will es nur frei bekennen, ich habe geträumt, damit ich schreiben wollte. Dieses kann genug sein, mein Verfahren zu rechtfertigen, und wer Beweis fordert, der muß von dem gelehrten Herkommen gar nichts verstehen. Ohne Ruhm zu melden, weiß ich Alles, was zu einem orthodoxen Traume gehört. Man denkt nach; man schläft über diesem Nachsinnen unvermerkt ein; man sagt im Traume etwas, das man oft nicht sagen würde, wenn man wachend und seiner Sinne mächtig wäre; man erwacht unvermuthet. Kein einziges von diesen Stücken habe ich in meinem Traum so beobachtet, wie es nach den Regeln eigentlich hätte sein sollen. Ich habe nicht nachgedacht, denn ich bin ein Autor nach der neuesten Mode; ich bin nicht unvermerkt darüber eingeschlafen; und was meinen Lesern etwa widerfahren sollte, dafür kann ich nichts. Ich habe von allem dem, was hier steht, nicht ein Wort im Traume gehört und geredet; ja, da ich ein Advokat bin, so kann ich bei meinem zarten Gewissen bezeugen, daß mich dieser Traum um manche Stunde Schlaf

gebracht hat. Ich bin nicht unvermerkt aufgewacht; das braucht keines Beweises, man darf nur bis zum Ende lesen. Mit einem Worte, alles dieses wird man in gegenwärtiger Schrift nicht finden, und dennoch muß sie, trotz allen Kunstrichtern, ein Traum sein, eben so gut, als Herrn *** Träume, nach seiner Meinung, mathematische Beweise sein sollen.

Von den Freiheiten muß ich noch etwas sagen, welche ich mir in meinem Traume genommen habe. Ich habe meine abgeschiedenen Seelen niemals ohne Kleider, und dergleichen Geräthe, erscheinen lassen. Ich kann eben nicht sagen, daß dieses aus einer besondern Schamhaftigkeit geschehen wäre, und ich muß zur Beruhigung unsrer jungen Herren und einiger meiner Leserinnen hier anmerken, daß meine Frauenzimmerseelen keine Halstücher, sondern, wenn es hoch kommt, nur flüchtige Palatine tragen. Ich habe wichtige Ursachen, warum ich will, daß meine Seelen auch noch im Tode ihre Kleidung beibehalten sollen. Wie viele derselben würde ich nicht unglücklich machen, wenn ich ihnen ihre prächtigen Kleider nähme! Und wäre ich so unbarmherzig, einigen ihre reichen Westen zu rauben, wie viel hochwohlgeborne Seelen würde ich nicht unter den Pöbel verstoßen, welche doch in ihrem Leben zum unsterblichen Ruhm ihres Vaterlandes und ihrer Ahnen beim pyrmontischen Brunnen geschimmert haben! Das ist noch lange nicht genug. Wenn ich meiner Nachbarin, dem witzigsten Frauenzimmer unserer Gasse, ihre Bänder, Spitzen, Schminkfleckchen, und andre wesentliche Stücke ihres Verstandes zur Contrebande gemacht hätte: was würde

sie in dieser philosophischen Ewigkeit für lange Weile haben! Celinde würde einen noch einmal so schweren Todeskampf ausstehen, wenn sie befürchten müßte, daß sie in jenem Leben ohne Reifrock und Fächer erscheinen sollte. Wie kläglich würde es um die Seelen unsrer galanten Stutzer stehen, wenn ich ihnen nicht erlauben wollte, Ferngläser zu brauchen, oder wenn ich so pedantisch wäre, und ihnen verwehrte, zu trällern und zu pfeifen! Nein, das sei fern! Sie sollen trällern! Sie sollen pfeifen! und Celinde kann freudig sterben, sobald es ihr gefällt, denn sie soll auch ihren Mops mitnehmen!

Nunmehr wäre denn also der erste Zweifel gründlich und muthig aus dem Wege geräumt. Es wird mich bei weitem so viele Mühe nicht kosten, die andern Freiheiten zu entschuldigen, welche ich mir genommen habe. Ich habe es gewagt, die Seelen einiger Ausländer in unsre Gegend zu bannen. Ich habe Grund dazu. Wenn es wahr ist, daß die Seelen nach ihrem Abschied aus diesem Leben dasjenige am liebsten thun, womit sie sich in der Welt am meisten beschäftigt haben; so muß folgen, daß die deutschen Seelen in fremde Länder, und fremde Seelen in unser Land kommen. Unser gelehrter Herr Professor Quintus Calpurnius, dessen gründliche Noten und edirte Schriftsteller ihn wenigstens auf drei Jahre verewigt haben, wallt zwar dem Leibe nach unter uns deutschem Pöbel; aber man merkt es ihm an den Augen, an seinen Gesprächen, und an seiner ganzen Aufführung an, daß seine Seele weit von hier ist, und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht sogleich nach ihrer

Auflösung vom Körper unter die verfallenen Gemäuer des alten Latiens sich verkriechen, oder vielleicht gar in dem gelehrten Schutte Griechenlands wühlen sollte, um ihren edlen Hunger nach Antiquitäten zu stillen. Die Seele des kleinen Junkers mit rothen Absätzen, welcher dort am Markte wohnt, wird man gewiß nirgends anderswo antreffen, als in den Tuillerien zu Paris; es müßte denn sein, daß ihn der Wohlstand nöthigte, nach Versailles zu eilen, um dem Könige früh Morgens beim Aufstehen das Hemde zu reichen; denn eben dieses ist dasjenige, was er sich jetzt am meisten wünscht, und wozu er nach dem Urtheile der vernünftigsten Leute, sich am besten schickt. Sollten also die Seelen der Ausländer bei uns nicht eben sowohl etwas finden, welches sie neugierig machte, hieher zu kommen? Ich zweifle gar nicht daran. Burmanns Seele, die Seele des Bentley, die verketzernde Seele des Jurieu werden in Deutschland an mehr als an einem Orte die angenehmste Beschäftigung und hundert theure Mitglieder der gelehrten Welt finden, welche ihnen den Rang streitig zu machen scheinen. Vielleicht ist Addison mehr als einmal auf meiner Studierstube gewesen, um zu sehen, wie sich ein Deutscher geberdet, wenn er ein Chronostichon macht. Sollte es wohl mit den abgeschiedenen Seelen der Franzosen anders beschaffen sein? Mögen sie uns gleich hundertmal Verstand und Witz absprechen; darin sind sie doch einig, daß unser Brod nahrhaft ist, und je mehr sie auf uns lästern, desto dienstfertiger sind wir, sie zu ernähren, so, wie ein Papagei blos dadurch das Futter verdient, daß er seinen Herrn einen

Hahnrei, und die gnädige Frau eine Hure heißt. Was ist wohl natürlicher, als daß sie auch nach ihrem Absterben in dasjenige Land kommen, wo Keiner ein Narr ist, der französisch reden kann? Vielleicht flattert jetzt, indem ich dieses schreibe, mancher hungrige Marquis über unsrer Stadt, und schimpft uns, damit er eine Ritterzehrung erhalten möge.

Dieser Vorbericht war nöthig. Ich komme nunmehr zur Hauptsache.

Mir träumte, ich wäre gestorben. Ich sah den Körper, von dem sich meine Seele getrennt hatte, auf dem Bette mit eben der Gleichgültigkeit liegen, mit welcher man eine abgelegte Redoutenmaske, oder Koch seine theatralische Kleidung ansieht, in welcher er nach Gelegenheit entweder als Prinz befohlen, oder als Kammerdiener Befehle angenommen hat. Ich werde es nicht gern sehen, wenn mir Jemand hierin widersprechen, oder mich gleich anfangs in meiner Abhandlung stören, und läugnen wollte, daß eine Seele ihren Körper so gleichgültig ansehen könnte. Bei mir ist dieses gar nicht unwahrscheinlich. Ich bin in einer kleinen Stadt geboren und erzogen, in welcher kein junges Herrchen war, als des Amtmanns Sohn, und der Stadtschreiber. Ich habe um deßwillen niemals Exempel genug gehabt, welche meine Seele verleitet hätten, sich mit ihrem Körper am meisten zu beschäftigen; zu geschweigen, daß mein Körper eben nicht so gebaut gewesen, daß er mich in diesem Stücke zu einer merklichen Eigenliebe, oder zu besonders sorgfältigen Beschäftigungen bewogen hätte.. Ich berufe mich hierin auf den guten Geschmack meiner

verstorbnen Frau, welche in ihrem Leben viel Körper gekannt hat, in deren Umgange sie weit mehr Annehmliches und Artiges zu finden vermeinte, als bei mir. Ich verlange also, daß man wenigstens meiner Frau glaube, wenn auch mein Zeugniß verdächtig sein sollte. In Sachen, welche die Körper und Menschengesichter angehen, kann man dem Ausspruch solcher Frauenzimmer, wie mein liebes Weib war, sicher trauen; in andern Dingen hingegen, welche den Verstand betreffen, bin ich gar wohl zufrieden, daß man gründliche Beweise fordere. Diese kleine Abschweifung ist um so viel nöthiger gewesen, je mehr einem Geschichtschreiber daran liegt, daß man gegen seine Erzählungen nicht mißtrauisch sei, oder seine Nachrichten für verdächtig halte. Ich erwarte also von meinen Lesern ohne weitere Complimente, daß sie in diese Gleichgültigkeit meiner Seele gegen ihren Körper weiter keinen Zweifel setzen. Der einzigen Chloris will ich nicht zumuthen, solches zu glauben; denn diese beschäftigt sich mit nichts, als mit ihrem Gesichte, und einigen seufzenden Schäfern, denen nichts, als ihr Körper, und sehr wenig von der Seele bekannt ist, es müßte denn eine zärtliche Seele, eine holde Seele, eine grausame Seele, eine verzweifelnde Seele, oder andre dergleichen Seelen sein, welche die arkadischen Dichter mit verliebten Händen alle Stunden schaffen und wieder zernichten können. Chloris mag es also immer nicht glauben; ich bin es zufrieden. Sie soll mir es aber auch nicht verwehren, zu behaupten, daß ihre Seele nach dem Tode beständig um ihren Nachttisch, vor ihrem Spiegel, und um ihren Körper herum flat-

tern, und vielleicht selbst beschäftigt sein wird, diesen noch im Sarge zu putzen. Ich komme wieder auf mich.

Sobald ich meinen erblaßten Körper vor mir sah, eilte ich zu meinem Schreibepulte. Das habe ich gedacht, wird die erbitterte Chloris aus Rachbegierde rufen, das habe ich gleich gedacht! Die mürrischen Gelehrten werfen uns beständig den Nachttisch vor, und vielmals begehen sie doch vor ihrem Schreibepulte eben diejenigen Schwachheiten, welche man an uns vor unserm Nachttisch kaum wahrnehmen wird. Mit ihrer Feder und Dinte treiben sie mehr Eitelkeiten, als wir mit unsrer Schminke und mit dem Brenneisen. In ihren Schriften bewundern sie oft ihre prächtige Größe und gelehrte Schönheit mehr, und doch mit weniger Gewißheit, als wir uns in Spiegeln. Ihre Eigenliebe, ihr Stolz, ihre Begierde, Andern zu gefallen, ihre Eifersucht . . . . Es ist Alles wahr, Chloris; aber jetzt will ich weiter erzählen! Auf meinem Pulte lag der Entwurf zu einer Schrift, welchen ich noch den Abend vorher zu Papiere gebracht hatte. Ich wollte mich mit all der Hitze, welche mir und vielen Gelehrten so natürlich ist, der Feder bemächtigen, um zum Troste meiner kritischen Mitbrüder diese wichtige Schrift zu Stande zu bringen. Allein, wie groß war nicht mein Entsetzen, da meine abgeschiedene Seele, als ein Geist, nicht vermögend war, die Feder aufzuheben, noch weniger aber, zu schreiben! Ich bin nicht im Stande, das Schrecken auszudrücken, welches mich deßwegen überfiel, und dergleichen Angst empfindet wohl Niemand, als ein Poet, welcher einen Reim sucht, und ihn nicht erhaschen kann. Siebenmal,

und noch siebenmal bemühte ich mich, zu schreiben, aber allemal umsonst. Ich wollte ein gewisses Register aufschlagen, welches mir so oft in meinen gelehrten Wehen geholfen hatte; aber auch dieses zu thun war ich nicht im Stande. Ich schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und bedauerte, wegen dieses unersetzlichen Verlustes meiner entworfenen Schrift, den Verleger, mein Vaterland, die Nachwelt; ja ich würde sagen, daß ich mich selbst bedauert hätte, wenn es unter uns Gelehrten eingeführt wäre, in diesem Punkte so offenherzig zu sein. Genug, ich sah, daß es mit meiner ganzen Gelehrsamkeit aus war, weil ich nicht mehr schreiben konnte. Das Einzige, was ich zu meiner Beruhigung that, war dieses, daß ich zum Bücherschranke eilte, und mit einer recht väterlichen Zärtlichkeit alle diejenigen Bücher übersah, welche durch meine unermüdeten Hände ihr Dasein erhalten hatten. Hier stand ich so vergnügt und entzückt, wie Aeltern, welche zwar selbst keine Kinder mehr zeugen können, aber doch an denen, welche sie bereits ans Licht der Welt gebracht haben, aus schmeichlerischer Eigenliebe so viel Verstand und Geschicklichkeit bewundern, als außer ihnen sonst Niemand wahrnehmen kann.

Vielleicht würde ich in dieser Stellung noch lange geblieben sein, wenn ich nicht im Traum das freudige Schrecken wahrgenommen hätte, welches meine ungeduldigen Erben überfiel. Sie eilten so hungrig zu meinem Bette, als wenn ein Raub auszutheilen wäre. Ist er todt? Ist er auch gewiß todt? schrieen sie. Ja! Endlich einmal ist er im Ernste todt! Geschwind schickt nach dem Sarge,

daß wir ihn unter die Erde bringen! antwortete ein Vetter von mir; und eine Muhme, welche durch mein Absterben alle diejenigen Tugenden zu erben hoffte, welche gewisse gründliche Liebhaber bei ihr zeither vergebens gesucht, und ihr um deßwillen die Freiheit zu ihrem großen Verdruß nicht geraubt hatten; diese Muhme vergoß viel Thränen, und würde mich, wegen ihrer unvermutheten Bekümmerniß, in großer Unwissenheit gelassen haben, wenn sie nicht alsbald, unter herzlicher Aufhebung ihrer Hände, mit lauter Stimme geseufzt hätte: Der ehrliche Vetter! Tröste ihn Gott! Es ist ihm recht wohl! Wir wollen ihm seine Ruhe gönnen! Dieses war die Losung zum Plündern. Den ersten Sturm hatte meine Geldkasse auszustehen. Meinen Kleidern und meinem Geräthe ging es eben so. Sie brachten Alles in eine Kammer, welche sie, wie ich hörte, wollten versiegeln lassen, und zwar von einem gewissen Mann, dessen Name mir entfallen ist, welcher aber ein ehrlicher und glaubwürdiger Mann sein sollte, weil er ein großes Petschaft und zwei Zeugen hatte. Bis hieher hatte ich meinen Erben ganz gelassen zugesehen: als ich aber merkte, daß es über meine Papiere hergehen sollte, da fing ich an zu zittern. Alles ward aufs sorgfältigste durchgesucht. Gegen alle Briefe, in denen die Worte standen: Leiste gute Zahlung, und nimm Gott zu Hülfe! hatten sie eine so andächtige Ehrfurcht, daß sie dieselben sorgfältig aufhoben: aber über ein Paar Laus Deo (Gottlob!) schüttelten sie die Köpfe gewaltig, denn dergleichen Latein konnten sie gar nicht leiden. Endlich traf die Reihe meine gelehrten Concepte, welches mich recht wü-

thend machte. Ich eilte voll Verzweiflung hinzu, um sie zu vertheidigen; vielleicht aber würde ich dennoch unvermögend gewesen sein, wenn nicht meiner Schwester Sohn, ein Meister von sieben freien Künsten, wider seinen Willen mir beigestanden, und das ganze Packet unter den Tisch geworfen hätte, mit der Versicherung: Es sei nur Makulatur. Der Ignorant! Als meine Erben noch mit dieser Haussuchung beschäftigt waren, bemerkte ich einen Haufen Bediente, welche im Namen ihrer Herrschaft ein gewisses Compliment hersagen mußten, das sie das herzliche Beileid nannten. Die Bekümmerniß über meinen Tod mochte in der ganzen Stadt gleich stark und allgemein sein, denn ihre Formulare endigten sich alle mit den Worten: Daß der Himmel den betrübten Hinterlassenen diesen empfindlichen Verlust durch anderweitige Glücksfälle reichlich ersetzen möchte! Allein der kräftigste Trost lag schon in der Kammer und meine Muhme war so boshaft, einer gewissen Nachbarin, welche ihr den Sohn eines reichen Kaufmanns abspenstig gemacht hatte, anwünschen zu lassen, daß der Himmel dieselbe vor dergleichen Trauerfällen jederzeit bewahren sollte.

Nunmehr ward Alles zu meiner Beerdigung veranstaltet; man eilte damit ganz ungewöhnlich, und, sobald der Schneider Alles gekauft und zurecht gemacht hatte, was zu einer schmerzlich gebeugten Miene gehört; so gab man Geld über Geld, mich aus dem Hause zu bringen. Dieses geschah endlich unter einer ansehnlichen Begleitung. Man brachte meinen Körper in die Kirche, mit Beobachtung aller der kläglichen Gebräuche, welche die-

jenigen verdienen, die ein rühmliches Ende nehmen und Mittel hinterlassen. Zuletzt trat noch ein Redner auf, welchem meine Erben in einem versiegelten Päcktchen vorher alle meine Tugenden begreiflich gemacht hatten. So zufrieden ich jederzeit in meinem Leben mit mir selber gewesen bin, so zweifelhaft war ich doch über dieser Lob- und Trauerrede, ob ich es auch wirklich sei, welchen er meine. Ich sah mich in der ganzen Kirche um, in der Meinung, vielleicht noch eine andere Leiche zu finden, auf welche alle diese Lobeserhebungen passen sollten; ich fand aber dergleichen nirgends und nunmehr merkte ich, daß ich es selbst im ganzen Ernste sein müßte. Er nannte mich einen großen, berühmten, gründlichgelehrten Mann, eine Stütze der Wissenschaften, seinen Mäcenas. Und das mochte noch gehen; für zwölf Ducaten war es eben nicht zu viel. Er verschwendete mehr als zwanzig Figuren, die Bekümmerniß abzuschildern, welche meine Erben über das frühzeitige Absterben ihres Herrn Vetters empfunden, und diese waren aus Dankbarkeit so bescheiden, daß sie sich unter dem Flor versteckten, um ihn nicht öffentlich zu widerlegen. Er schrieb ihnen verschiedene andächtige Rezepte vor, welche bei Stillung der Thränen sehr probat sein sollten: das hätte sich der ehrliche Mann wohl ersparen können! Ich hörte ihm aber dennoch mit vieler Geduld zu. Endlich machte er es gar zu arg. Er schwor, und er schwor mit einer solchen Heftigkeit, daß er ganz braun im Gesichte ward; er schwor, sage ich, daß ich zwar ein großer Gelehrter, aber noch ein größerer Menschenfreund, ein starker Beförderer der schönen Künste

und Wissenschaften, aber noch ein weit stärkerer Vertheidiger der Wittwen und Waisen gewesen wäre. Meine vergnügte und beglückte Ehe sei eine sichtbare Vergeltung dieser seltenen Tugenden gewesen. »Brecht hervor,« rief er, brecht aus eurer »Gruft hervor, ihr vermoderten Gebeine der weiland hochedelgebornen Frauen, Frauen**.« Himmel, wie erschrack ich, als ich hörte, daß er meine verstorbene Frau citirte! ich floh, ohne mich umzusehen. Ich floh vor Angst zur Kirche hinaus.

Aus Furcht, die hochedelgebornen Gebeine möchten mir nachkommen, schwang ich mich in die Höhe und erblickte daselbst eine große Menge abgeschiedener Seelen, welche mir theils fremd, theils bekannt waren. Dieser unvermuthete Anblick setzte mich in Erstaunen. Ich machte vor Verwunderung ein Paar so große Augen, wie ein Würzkrämer in Ritzebittel, wenn er in seinem Leben zum erstenmal auf die Börse nach Hamburg kommt. Eine so zahlreiche Versammlung von Geistern hätte ich mir an diesem Orte nimmermehr vermuthet. Alle ihre Beschäftigungen kamen mir fremd und ungewöhnlich vor. Ich war neugierig und doch unentschlossen. Ich wußte nicht, wo ich mich zuerst hinwenden sollte, und gleichwohl war ich noch nicht beherzt genug, mich einer von den abgeschiedenen Seelen zu nähern und sie um dasjenige zu befragen, was mir zweifelhaft war.

Eine sehr lebhafte Seele, wie etwa die Seelen der jungen Herren sein mögen, bemerkte diese meine Befremdung zuerst. Wir kannten einander beide nicht; aber sie war so gefällig, daß sie auf mich zuflog, mich tausendmal auf das vertrauteste

umarmte und sagte: »Ganz unterthäniger Diener, »mein allerliebster Herr Bruder! Ich bin erfreut, »daß ich die Ehre haben soll, Sie hier zu finden. »Kann ich Ihnen in etwas dienen, so bitte ich »ganz gehorsamst, befehlen Sie nur. Nichts auf »der Welt soll mir angenehmer sein, als wenn ich »im Stande bin, Ihnen eine Gefälligkeit zu erzei»gen. Sie können sich sicher auf meine Verschwie»genheit und Bereitwilligkeit verlassen. Nehmen Sie »das nicht für ein bloßes Compliment an! Es ist, »hol mich der Teufel! mein Ernst; ich stehe alle»mal zu Dero Befehl.« Er umhalste mich von neuem, und ich war eben im Begriff, ein so liebreiches Anerbieten mit vielem Dank anzunehmen, als er sich auf dem Absatz herumdrehte, mit dem Munde pfiff, mich allein ließ und im Fortgehen mit einer heisern Stimme einige Verse sang, von denen ich weiter nichts, als diese Worte verstehen konnte:

Je quitterai le jour
Plutôt, que mon amour,
Quand j'aime, quand j'aime.

(Eh lass' ich von dem Sonnenschein,
Als von der theuern Liebsten mein).

Ich sah, daß er einige Schritte von mir eine gleiche Dienstfertigkeit einer andern Seele, unter vielen Küssen und Umarmungen, zuschwor, welche er vielleicht eben so wenig kannte, als mich, wenigstens verließ er sie eben so geschwind wieder, und ich konnte daraus schließen, daß seine ganze Beschäftigung nur in Freundschaftsversicherungen bestünde.

Dieser Vorfall hatte mich noch zweifelhafter gemacht, als ich anfangs gewesen war. Ich hatte das Herz nicht, mich nach demjenigen, was ich sah, zu erkundigen; aus Furcht, ich möchte noch einmal in die dienstfertigen Hände eines jungen Herrn fallen. In dieser Ungewißheit erblickte ich nicht weit von mir eine Seele, welche auf alles aufmerksam zu sein schien, was in dieser Gegend vorging. Ich merkte deutlich an ihr, daß sie noch etwas Wichtigeres, als eine bloße Neugier, aufmerksam machte. Zuweilen schienen ihre Mienen ernsthaft zu sein, zuweilen aber verriethen ihre Blicke etwas Spottendes, und, wenn sie auch lachte, so geschah dieses doch mit einer so edeln Art, daß man die deutlichsten Spuren von Mitleid und Liebe dabei wahrnahm. Ich würde sie um deßwillen für Niemand Anderes, als für die abgeschiedene Seele des englischen Zuschauers gehalten haben, wenn sie nur ein kurzes und breites Gesicht gehabt hätte. Weil ich es also nicht selbst errathen konnte, so faßte ich das Herz, mich ihr zu nähern. Ich eröffnete ihr mein Anliegen, und ich merkte, daß sie über meine Fragen vergnügt war. Sie reichte mir die Hand und sagte: »Ich will dein Verlangen erfüllen. Seitdem ich »von meinem Körper getrennt worden, seitdem ist »dieses mein einziges Vergnügen, daß ich auf die »Handlungen der abgeschiedenen Seelen Acht habe. »Eben dieses war vormals meine Beschäftigung, »daß ich auf meine Mitbürger Achtung gab. Ich »zeigte ihnen in Schriften, worin sie fehlten, und »wodurch sie ihre Glückseligkeit befördern könnten. »Folge mir! Du wirst Alles erfahren, was dir

»nützlich sein kann.« Ich bat sie, mir ihren Namen zu nennen. Sie that es, nachdem ich ihr vorher in diesem Stücke alle Verschwiegenheit versprechen müssen. Meine Leser werden mir verzeihen, daß ich hierin mein Versprechen halten muß. Die abgeschiedenen Seelen sind noch etwas gewissenhafter, als die Seelen der Liebhaber.

Nicht weit von uns sah ich einen großen Zulauf von Seelen, und das Getümmel, welches sie verursachten, machte mir Lust, näher hinzugehen. Mein Führer warnte mich anfänglich, mit der Versicherung, daß man in diesem Gedränge gar leicht Schläge bekäme. Ich wagte es aber dennoch, und bat ihn, mich zu begleiten. »Ich will es endlich »thun,« sagte derselbe; »allein, entdecke mir vor »allen Dingen, ob du ein Poet bist?« Dieser Zweifel ging mir durch die Seele, und in meinem Leben hätte ich es Niemand rathen wollen, eine so unbehutsame Frage an mich zu thun. Ich empfand den schmerzlichen Verlust meiner zurückgelassenen Schriften auf einmal wieder. Ich war so thöricht, daß ich umkehren und einige gedruckte Beweise holen wollte. Ich gab solches meinem Führer zu verstehen; allein, er machte mir eine so ernsthafte Miene, daß ich mich über meine Autorschaft zum erstenmale schämte. Ich versicherte ihn also nur mit furchtsamen Geberden, daß ich in meinem Leben kein Feind der Dichtkunst gewesen sei. »Das ist gut,« sagte er; »ich habe diese Frage »deßwegen an dich gethan, weil man sich in dieser »Gegend, welche du betrachten willst, ohne eine »Kenntniß der Gemüthsarten und Ausschweifungen »der Poeten in gar nichts finden kann. Du wirst

»wunderliche Gegenstände sehen. Es scheint, als »ob sich die Natur an diesem Orte verloren hätte, »und du wirst finden, daß daselbst alle Handlun- »gen nicht so sind, wie sie natürlicher Weise zu »sein pflegen, weil dergleichen Poeten nicht so den- »ken, wie sie natürlich denken sollten. — Die ganze Gegend, fuhr er fort, »wird besonders von einer »Seele in Bewegung gesetzt, welche sich in ihrem »Leben durch possierliche Handlungen von andern »unterschieden hat. Ihr ganzer Aufzug sieht einem »Traume ähnlicher, als einer wirklichen Begeben- »heit, welches eben daher kommt, daß diese Seele »mit dergleichen Träumereien sich in ihrem Leben »am meisten beschäftigte. Sie hat in jener Welt »die edlen Bemühungen vernünftiger Männer um »den guten Geschmack sehr übel verstanden. Was »jene durch Wissenschaft und Bescheidenheit erhiel- »ten, das suchte sie durch Geschrei und Ungestüm »vergebens zu erhalten.«

Mein Führer wollte weiter reden; allein, ich war aus Neugierde so ungeduldig, daß ich ihn bei der Hand faßte und mich durch den Pöbel drängte. Ich sah auf einem hohen Gerüste eine Seele in der gewöhnlichen Pracht eines Markt- schreiers, für welchen ich sie gewiß gehalten haben würde, wenn nicht, wie gedacht, mein Führer mir vorher gesagt hätte, daß es ein Charlatan des guten Geschmacks sei. Er hatte sich auf einem erhabenen Orte, wo er Alles übersehen, und ein Jeder auch ihn wahrnehmen konnte, das Gerüste erbaut. Jedoch war die Architektur daran sehr gothisch und abgeschmackt, und die Verzierungen waren ganz ungleich. Einige Stücke davon be-

standen in Schnitzwerken, welche sehr prächtig und mit vieler Kunst ausgearbeitet zu sein schienen. Mein Führer versicherte mich, daß dieser Charlatan solche aus alten Tempeln entwendet, in welchen man sie als merkwürdige Ueberreste der griechischen und römischen Architektur aufgehoben, verschiedene aber durch einige seiner Bande, so er zu London und Paris deßwegen unterhalten, erbeutet hätte und nunmehr so unverschämt sei, solches für seiner eigenen Hände Arbeit auszugeben, ungeachtet man ihn mehr als einmal seiner Dieberei zu überführen gewußt, und ihm sogar die Oerter genannt, wo er sie herbekommen habe. Diese Nachricht schien mir sehr glaublich, denn ich sah, daß diese gekaperten Zierrathen kaum den vierten Theil seines Theaters ausmachten, die übrigen drei Theile aber aus Klötzen und ungehobelten Brettern, zum Theil aber aus Puppenwerk und solchem Geräth bestanden, welches man den Kindern zum Spielen gibt. Alles dieses war sehr unordentlich zusammengenagelt, und es schien so baufällig zu sein, daß es alle Augenblicke einzufallen drohte. Dieß würde vermuthlich auch geschehen sein, wenn nicht verschiedene Personen, welche seine Livrei trugen, solches mit vieler Sorgfalt unterstützt hätten. Gleichwohl schien bei diesen mißlichen Umständen ihr Prinzipal ganz unbesorgt zu sein. Er ging mit starken Schritten auf diesem Gerüste hin und wieder, und so oft er seine Medicamente anpries, so redete er mit einer solchen zuversichtlichen Stimme, daß das ganze Gebäude davon erschüttert wurde. Niemals habe ich etwas Uebermüthigeres gesehen, als diesen Charlatan. In seinem Gesicht war er

sehr häßlich und ungestalt; gleichwohl konnte man es ihm von weitem ansehen, daß er sich geschminkt hatte, und dem ungeachtet war er so eitel zu glauben, daß er der schönste Charlatan seiner Zeit sei. Man hat es, wie mir mein Führer erzählte, vielmals versucht, ihm aus seinem Irrthum zu helfen, und ihm um deßwillen Spiegel vorgehalten; allein dadurch ist er jedesmal so erbittert geworden, daß er nicht allein die Augen fest zugedrückt, sondern auch den Spiegel selbst mit einem Knittel, den er gemeiniglich seinen Beweis zu nennen pflegte, zerschlagen, und auf diejenigen losgeprügelt, welche es mit ihm so redlich gemeint, und ihm seine Häßlichkeit zeigen wollen. Seine Kleidung sah natürlich so aus, wie das fürstliche Gewand eines von denen theatralischen Prinzen, welche in kleinen Städten die Jahrmärkte besuchen, und ihre ganze Monarchie auf dem Schubkarren herumführen. Sie war an verschiedenen Orten dergestalt zerrissen, daß sie nicht einmal seine Blöße völlig bedeckte, welchem Uebel er dadurch abzuhelfen suchte, daß er über die Löcher verschiedene Sinngedichte und Heldenoden klebte, welche seine Anhänger ihm zu Ehren verfertigt hatten. Bei den gemeinen Marktschreiern habe ich gefunden, daß sie ihr Theater durch Anklebung verschiedener Zettel ansehnlich machen, welche dem Pöbel von ihren verrichteten Wunderwerken Nachricht geben, und daß sie ihre Geschicklichkeit durch die erdichteten Privilegien von Allerunüberwindlichsten, Allerdurchlauchtigsten und Größmächtigsten Häuptern glaubwürdig machen wollen. In diesem Stücke war es hier ganz anders beschaffen. Sein Theater war über und über mit

Dedicationen und Vorreden beklebt, und an den Orten, welche am meisten in die Augen fielen, war sein Bildniß unter vielerlei Gestalten zu sehen, welche jedoch wenigstens darin einander ähnlich sahen, daß sie allerseits entweder mit Lorbeerzweigen, oder mit einem gewissen Glanze ausgeziert waren, der die Unsterblichkeit vorstellen sollte. Anstatt der Privilegien aber führte er einen großen Blasebalg in der Hand, welchen er allemal zusammendrückte, so oft er von der Liebe zum Vaterlande redete.

Einen Umstand kann ich nicht unberührt lassen, weil er mir einige Nachricht von der Religion unsers Charlatans gab. Auf der ersten Seite des Theaters stand das Götzenbild eines Frauenzimmers. Dieses trug eine Krone von Federspulen, welche nach Art der Amerikaner in einer Rundung aufgestreift waren. An derselben hingen die Namen verschiedener alter und neuer Schriftsteller, welche sie als Ketzer zum Tode verdammt hatte, weil sie sich geweigert, sie als eine Gottheit anzubeten. Ihr Kopf, welcher keine Augen hatte, war ungeheuer, noch größer aber ihr Bauch, und hierin habe ich nichts ähnlicher gesehen, als den Abgott der alten Deutschen, welchen sie den dicken Püstrich nannten, und dessen sich die Betrügerei der heidnischen Priester zum Schrecken des Volks zu bedienen wußte, wenn sie ihn durch ein geheimes Triebwerk Feuer speien ließen; ungeachtet er nur ein Klotz war. Ihre Hände waren sehr stark und plump. In der linken hielt sie ein Fernglas, welches sie aber nicht brauchen konnte, weil sie blind war; gleichwohl merkte ich, daß sie es vor ihr Gesicht hielt, um

den Mangel der Augen zu verbergen. In der rechten Hand hatte sie ein Gefäß voll Dinte, das sie denen in die Augen zu schütten drohte, welche sich nicht entschließen konnten, sie für eine Gottheit zu erkennen. Sie saß auf einem sehr erhabenen Throne, welcher aber nur aus einem aufgeblasenen Schlauche bestand, so, wie etwa diejenigen gewesen sind, in denen die Götter der Heiden ihre Winde verwahrten. Unter ihren Füßen lag ein nacktes Frauenzimmer, dessen Name mir unbekannt blieb, welches aber vermuthlich ihre ärgste Feindin sein mochte. Diesem Götzenbilde nahte sich unser Charlatan, so oft er merkte, daß seine Hitze und sein Eifer für das allgemeine Wohl einigermaßen nachließ. Er betete sie mit eben der Niederträchtigkeit an, mit welcher er selbst verehrt sein wollte, und opferte ihr jedesmal auf einem kleinen Altar einige gelehrte Blätter, welche bloß dadurch das Feuer verdient hatten, weil nicht er, sondern ein Anderer, sie geschrieben. Das sicherste Zeichen einer gnädigen Erhörung war dieses, wenn ihm unter seiner andächtigen Beschäftigung der Schaum vor den Mund trat, und er ein gelehrtes Zucken in seinen Händen empfand, so wie es etwa bei den heftigsten Paroxysmis neidischer und zänkischer Schriftsteller sein mag. Dieses Augenblicks bediente er sich mit großem Nutzen, und alsdann war er am geschäftigsten, seine gelehrten Medicamente unter die Zuschauer auszutheilen, ihnen die probatesten Recepte des guten Geschmacks vorzuschreiben, und von den Wundern zu erzählen, welche diese Universalarzneien bei verschiedenen seiner kindlichgehorsamsten Patienten gewirkt, die sie mit offenem Munde verschlungen hatten.

Sein größtes Geheimniß bestand in einer gewissen Art Pillen. Eine jede Dose davon wickelte er in eine von den Lobschriften, welche man ihm zu Ehren und der Nachwelt zur Erbauung, verfertigt hatte, und dadurch erlangte er einen doppelten Nutzen, weil er auf solche Art den Leuten seine Pillen und seinen Ruhm zugleich beibrachte. In der That hatten diese Pillen eine erstaunliche Wirkung. Kaum hatte sie der Patient eingenommen, als er ein heftiges Grimmen im Gehirn empfand, das so lange anhielt, bis sich die Natur half, welches aber nicht nach dem ordentlichen Laufe der Natur geschah, sondern alle Unreinigkeiten gingen durch die Finger weg; und was mir dabei am seltsamsten vorkam, so fingen die meisten der Patienten diese Unreinigkeiten mit einem Papiere auf, welches sie sodann mit einer demüthigen Verbeugung ihrem Arzte selbst widmeten, und zu fernerer Beförderung des guten Geschmacks überreichten. Sodann erhielten sie von ihm die Gewalt, unter seiner Aufsicht Andere zu kuriren. Ich habe gemerkt, daß sie in ihrer Kur oftmals viel heftiger waren, als ihr Oberhaupt, und ich habe es mit meinen Augen gesehen, daß einer derselben nur einige Schritte von mir einem der Zuschauer eine ziemliche Anzahl Pillen in den Hals steckte, um ihn auch wider seinen Willen von dem übeln Geschmack zu kuriren. Ich habe vergessen, zu erinnern, daß der Anführer dieser kleinen Charlatane erschreckliche Abenteuer von seinen Kuren zu erzählen wußte. Das war ihm viel zu wenig, zu sagen: Diesen oder jenen gebrechlichen Mann habe ich durch meine herrlichen Elixiere, durch meine vor-

trefflichen Pillen kurirt! Nein! zum wenigsten sein ganzes Vaterland war es, dem er geholfen hatte, und so oft seine Pillen bei einem Patienten so, wie ich oben erzählt habe, durchschlugen, so oft gratulirte er auch dem ganzen gemeinen Wesen. Beinah hätte ich den wichtigsten Umstand ganz mit Stillschweigen übergangen. Ordentlicher Weise haben unsere Marktschreier etliche Schnuren angereihter Zähne an dem Halse hängen, welche sie preßhaften Patienten ausgerissen haben, und nunmehr als Siegeszeichen herumtragen. Meine Leser können wohl glauben, daß unser Arzt dergleichen redende Zeugen seiner Geschicklichkeit und Erfahrung eben so wohl an sich hängen hatte. Zwar waren es keine Zähne, an deren Stelle aber eine große Schnur zusammengereihter und auserlesener Donatschnitzer, welche er aus den Schriften gelehrter Männer herausgehoben hatte. Ich konnte mich bei dem Anblick dieser kostbaren Pracht unmöglich des Lachens enthalten: zu meinem größten Unglück aber ward ich von einem dieser witzigen Adepten darüber entdeckt, welcher sich durch die andern Geister drängte, und indem er auf mich zueilte, einmal über das andere rief: Halt auf! Halt auf! Ich suchte mich unter dem Volke zu verbergen; er fand mich aber dennoch, und als er mich angepackt hatte, sagte er: »Lasse sich der Herr »kuriren! Der Herr hat den Staar, einen gefähr»lichen Staar! Er kommt nicht aus meinen Hän»den, bis ich Ihm denselben gestochen habe! Halte »der Herr im Guten, oder ich brauche Gewalt!« Hier half weder Bitten noch Drohen; er fiel über mich her, warf mich zu Boden, und ich würde ge-

wiß die erschrecklichsten Experimente haben ausstehen müssen, wenn nicht mein Begleiter, ich weiß nicht mehr, was für ein Mittel, ausfindig gemacht hätte, mich den Klauen meines barbarischen Wohlthäters zu entreißen.

Indem ich noch vor Schrecken außer mir war, kam ein Schatten, welcher diese Gewaltthätigkeiten von fern wahrgenommen haben mochte, in vollem Lauf auf mich zu. »Protestiren Sie, mein Herr,« rief er, als er wohl noch zehn Schritte von mir war, »protestiren Sie! Ergreifen Sie das heil»same **beneficium appellationis**! (Zuflucht der »Appellation.) Sie können es bezahlen, ich sehe »es Ihnen an, Sie haben die gerechteste Sache »von der Welt. Ich diene Ihnen mit Ver»gnügen, und ich will es billig machen. Sie sol»len es erfahren. Wir wollen unsern Gegner er»müden, bis er selbst kommen und einen Vergleich »anbieten soll. Ich will Ihnen für weniges Geld »Zeugen schaffen, so viel Sie verlangen. Befeh»len Sie etwa alte Documente? Ich will gleich »welche zurecht machen. Wir wollen die Sache »durch alle Instanzen durchsetzen, und verlangen »Sie es, so müßte ich meine Praxis schlecht ver»stehen, wenn ich es nicht in möglichster Kürze »dahin bringen wollte, daß Ihr Rechtshandel in »dreißig Jahren noch eben so verwirrt aussehen »sollte, als er jetzt ist. Ich bin recht dazu gebo»ren, meinen bedrängten Clienten beizustehen. Feig »werde ich, dem Himmel sei Dank, auch durch »nichts, und im Schreiben bin ich unermüdet, so »lange ich noch einen Finger rühren kann. Aber »Geld müssen Sie freilich haben; denn ich und

»Ihr Richter können ohne Geld die Sache nicht »recht einsehen. Was betreffen denn Ihre Strei»tigkeiten? Machen Sie mir nur einen kleinen »statum causae! (Uebersicht und Schilderung des »ganzen Rechtsfalls) einen ganz kleinen statum »causae! Aber ja kurz, so kurz als immer mög»lich, denn ich bin kein Liebhaber von Weitläuf»tigkeiten.« Ich erstaunte über die boshafte Dienstfertigkeit dieser kleinen geschwätzigen Seele, die so voll Begierde nach meiner gerechten Sache um mich herumsprang, daß sie nicht ein Auge von meinem Schubsacke verwandte. Ich fing schon an, zu zweifeln, ob ich den praktischen Händen meines rechtlichen Beistandes entgehen, und ohne Prozeß von ihm loskommen würde, als ich mich besann, ihn zu bitten, daß er mir sein Wort halten, und in einer sehr wichtigen, meine Ehre und ganze Glückseligkeit betreffenden Sache, die ich ihm gleich entdecken würde, treulich beistehen, vor allen Dingen aber bei meinem Richter es dahin bringen sollte, daß ich das Armenrecht erlangen möchte. »Das Armenrecht!« rief er mit einer »kleinmüthigen Stimme. »Ich wollte Ihnen gern »dienen; aber ich mache mir ein Gewissen daraus, »eine Sache anzunehmen, welche ich gleich beim »ersten Anblick unbillig finde. Streiten Sie ja »nicht, Sie haben das größte Unrecht von der »Welt! Vergleichen Sie sich in der Güte, ich rathe »es Ihnen wohlmeinend. Zum wenigsten werde »ich mich wohl hüten, an Ihrem boshaften Vor»haben Theil zu nehmen. Sie sollten sich schä»men, einem ehrliebenden und gewissenhaften Ad»vokaten, wie ich bin, dergleichen Antrag zu thun! »Leben Sie wohl!«

Ich freute mich, daß ich ein Mittel gefunden hatte, mich auf eine solche Art von diesem verdrüßlichen Handel loszuwickeln. Doch diese Freude war nur von kurzer Dauer. Denn ehe ich mich es versah, sprang eine Seele mit einem großen Körper hinter einem Busch hervor, und auf mich los. Ich erschrack, wie leicht zu glauben ist, da ich mir an diesem einsamen Orte vor einem so unvermutheten Ueberfalle nichts Gutes versprechen konnte. Ich floh, ohne mich umzusehen, und war vor Angst außer mir, als ich fühlte, daß man mich bei den Haaren hielt. Ich wandte mich um, in der Absicht, meinem Verfolger zu sagen, daß ich kein Geld hätte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als dieser sich mit einer demüthigen Geberde, jedoch ohne meine Haare loszulassen, vor mir bückte, und zu mir sagte:

Der Ehrfurcht gib es Schuld, gepriesner Mäcenat,
Daß ich aus reger Glut, mit demuthsvollen Händen,
Den Wunsch . . . .

»Ich habe nicht einen Dreier in meinem ganzen »Vermögen!« war meine Antwort. Darauf ließ er mich mit einer verächtlichen Miene los, und ich sah ihn zu einem großen Schwarm kleiner Geister eilen, welche einer dicken Seele nachliefen, aus deren prächtigen Anzuge man ihre großen Verdienste und Gaben einigermaßen wahrnehmen konnte. Ihr Geschrei war so verwirrt, daß ich anfangs nicht zu errathen vermochte, was es bedeuten sollte.

Ich wagte es aber, näher hinzuzugehen, und hörte einen Mischmasch von Altären, von Zierde des Vaterlandes, von Wundern seiner Zeit, von Nachwelt, von Unsterblichkeit, und von hundert schönen Sachen, deren eine jede, durch die Bank gerechnet, wenigstens einen Gulden werth war. Besonders kam mir eine etwas klare Stimme sehr bekannt vor, welche, um ihr Anliegen recht feurig zu verstehen zu geben, immer über das dritte Wort, O! rief. Es war lustig anzusehen, wie unermüdet diese kleinen Geister ihrem besungenen Helden nachliefen, welcher, wie man deutlich merken konnte, von dem vielen Weihrauch mehr und mehr aufschwoll, und durch seine hohen Blicke zu verstehen gab, daß er sich dieses Ruhms allerdings nicht unwürdig erkannte. Endlich erbarmte er sich seiner Clienten, kehrte sich um, und blieb stehen. Dieses vermehrte den Lärm. Die kleinen Seelen stolperten über einander weg, und drängten sich, weil eine jede die nächste seyn wollte. Sie hielten die offnen Hände empor, und sahen alle mit sehnlichen Blicken auf den patriotischen Geldbeutel ihres theuren Gönners, welcher auch in der That großmüthig genug war, und durch eine reiche Spende ihre ehrfurchtsvollen Magen befriedigte. Ich fragte eine davon, welche sich vor andern hervorgethan, und ganz aus dem Athem vergöttert hatte: wer denn dieser berühmte und tugendhafte Mann sei? wie er heiße? wodurch er sich um sein Vaterland so verdient, und eines so ausnehmenden Lobes würdig gemacht hätte? »Das weiß ich alles nicht,« antwortete sie mir kaltsinnig; »aber heute ist sein Geburtstag!«

Zwei Seelen, die ich anfangs für Bierschröter ansah, welche aber, wie ich von meinem Begleiter erfuhr, in ihrem Leben Kritici, und ganz abscheulich gelehrte Männer gewesen sein sollten, verursachten einen großen Auflauf in der Gegend vor dem Stadtthore, wo sich sonst zu gewissen Zeiten die Ringer und Klopffechter von dem Pöbel bewundern lassen. Sie hatten einander auf die grimmigste Art bei den Haaren angefaßt, und ein Jeder bemühte sich, den Andern zu überwältigen. Dieser Kampf war merkwürdig, aber auch ungewiß, weil sie einander beide gewachsen waren. Ich war nicht im Stande, einige Nachrichten von den Ursachen ihrer Erbitterung zu erfahren; denn Alles, was ich noch hören konnte, waren solche Schimpfwörter, welche vielmals der witzigste Kutscher nicht gelernt hat, wenn er auch in seiner Muttersprache noch so stark ist. Endlich fiel der eine mit großer Heftigkeit zu Boden. Sein Ueberwinder mochte vermuthlich gerechte Sache haben, denn er schlug, aus Liebe zum Vaterlande und zu den schönen Wissenschaften, ganz unbarmherzig mit geballter Faust auf ihn zu. Sie besudelten sich beide, und erregten einen solchen Staub, daß ich nicht vermögend war, weiter etwas von ihnen zu sehen.

Ich richtete also meine Aufmerksamkeit auf die Umstehenden, welche auf verschiedene Art an diesem Abenteuer Antheil zu nehmen schienen. Einige waren so muthwillig, daß sie durch ein unaufhörliches Huß! Huß! diese erhitzten Vertheidiger der Wahrheit in ihren kritischen Untersuchungen noch mehr anfeuerten, und so oft ein Schlag geschah, so oft bezeugten sie durch ein leichtsinniges Hände-

klopfen ihren Beifall; ja, ich sah sogar, daß einige unter ihnen den Kämpfern Geld zuwarfen, wodurch sie dieselben ganz wüthend zu machen wußten. Einige der Zuschauer lachten, und diese schienen mir am meisten unpartheiisch zu sein, weil sie beide für unsinnig hielten. Andre waren bemüht, die Streitenden aus einander zu reißen; aber sie bemühten sich nur vergebens, und Verschiedene waren so unglücklich, daß sie von ihnen in dieser Unordnung für ihre guten Absichten empfindliche Stöße bekamen. Die Meisten nahmen Antheil an dieser Zerrüttung, und es schien beinah ein allgemeiner Krieg zu werden. Ein Jeder schlug seinen Nachbar in die Augen, ohne ihn zu kennen, oder zu wissen, warum? Verschiedene, welche man vorher gar nicht gesehen, noch gekannt hatte, und welche ganz ruhig hätten bleiben können, verließen ihren Ort, eilten hinzu, und holten sich Schläge, nur in der Absicht, damit man sie kennen lernen möchte, und sie schienen recht vergnügt zu sein, wenn sie sahen, daß man auch über sie lachte.

Endlich wurden unsre beiden Fechter, welche alle diese Unruhe veranlaßt hatten, ihres Streits müde. Sie gingen von einander, und ich war so verwegen, den Ueberwinder, welcher den andern von seinem guten Geschmacke so handgreiflich überführt hatte, zu fragen, was die Ursache ihres hitzigen Kampfs gewesen sei. »Vermuthlich,« sagte ich zu ihm, »haben Sie, mein Herr, sich des wahren »Wohls Ihres Vaterlandes angenommen. Ver»muthlich haben Sie eine Wahrheit zu vertheidi»gen gewußt, ohne welche viele tausend Menschen »unglücklich hätte werden müssen. Ist es nicht

»das ewige, so wird es doch wenigstens das zeit»liche Wohl Ihrer Mitbürger sein, welches Sie »mit Hintansetzung Ihres Ruhms und Ihrer Ehre »vertheidigt haben.« »Ach! noch viel mehr!« war seine Antwort; »noch etwas viel Wichtigeres! Solche »Kleinigkeiten gehen mich nichts an! Bedenken Sie »nur einmal, mein Herr, bedenken Sie nur einmal »den Rasenden, den Unsinnigen, das Scheusal der »gelehrten Welt, den . . O! . .« Weiter konnte er vor Zorn nichts sprechen. »Was ist denn aber »das Erschreckliche, das dieser Rasende, dieser Un»sinnige begangen hat?« »Die ganze Natur möchte »sich entsetzen!« antwortete er mir. »Abscheulicher »ist es niemals erhört worden! Turnus! Die Haare »stehen mir zu Berge, wenn ich dran gedenke! »Ueberlegen Sie es nur selbst! Turnus, spricht der »verstockte Bösewicht, habe blaue Augen gehabt. »Und ich, mein Herr, als ein so berühmter Scho»liast, der schon vor zweihundert Jahren ein großer »Mann gewesen ist, ich habe es ihm aus einer »Stelle des Virgil bewiesen, daß Turnus schwarze »Augen hatte, und gleichwohl hat er mir öffentlich »widersprochen, da er doch mein Schüler gewesen »ist? Ist das wohl erhört?«

Wer war froher, als ich! Nunmehr sah ich, daß die Welt wohl nicht untergegangen seyn würde, wenn mein Held auch nicht Recht behalten hätte, und ich freute mich, da ich hörte, daß sich ein Paar Kunstrichter aus den vorigen Jahrhunderten lächerlich gemacht hatten. Denn, dem Himmel sei Dank! unsre Kunstrichter machen es gar nicht so. Diese untersuchen die gelehrten Wahrheiten ohne die geringste Heftigkeit, ohne Eigenliebe, ohne Vor-

urtheil. Mitten in ihren Streitigkeiten sind sie bescheiden. Sie geben mit Vergnügen nach, so bald sie überführt werden, daß ihre Meinung irrig ist, und freuen sich, wenn man sie davon überführt. So machen es unsere heutigen Kunstrichter in diesen gesitteten und aufgeklärten Zeiten. Aber vor Alters war es freilich ganz anders!

Dieses waren ungefähr meine Betrachtungen, welche ich damals bei mir anstellte, und ich hing ihnen mit solchem Vergnügen nach, daß ich meinen Führer nicht vermißte, welcher sich indessen in die Höhe begeben hatte, und mir, als ich ihm nachsah, winkte, daß ich ihm folgen sollte. Er zeigte mir von fern in der Stadt die ängstliche Beschäftigung einer abgeschiedenen Seele. Wir begaben uns näher hinzu, und ich ward bald gewahr, daß sie sehr verhungert aussah. Sie schwärmte um einen prächtig vergoldeten Wagen, welcher vor dem Hause eines Kaufmanns hielt, dessen Name mir wohl bekannt war, sehr Vielen aber in der Stadt noch bekannter als mir ist, weil sie seinen Staat durch ihren Vorschuß unterhalten müssen. Anfänglich war ich zweifelhaft, was die Absicht dieser unruhigen Seele seyn müßte, und beinah hätte mich die zerrissene und übel geflickte Kleidung auf die argwöhnischen Gedanken gebracht, es sei eine von den Seelen, welche in der Welt eine doppelte Berufsarbeit haben, und die Reisenden entweder um ein Almosen ansprechen, oder bestehlen. Allein ich merkte meinen Irrthum, als ich näher kam und sah, daß es die wirthschaftliche Seele des Vaters von diesem jungen Kaufmanne war. Ich erinnerte mich, ihn in seinem Leben gekannt zu haben. Er

war der Reichste dieser Stadt, und darum merkwürdig, weil er sich, mit ökonomischen Händen, die Schuhe und Strümpfe selbst geflickt, und es von allen seinen Mitbürgern in der Kunst, zu hungern, am weitsten gebracht hatte. Wohl nimmermehr hätte er geglaubt, daß sein landüblicher Wucher und seine exemplarische Sparsamkeit dem Sohne Gelegenheit geben sollte, sich mit lachendem Muth und vollen Händen desjenigen zu entschütten, was er unter Sorgen und Kummer einzeln zusammengescharrt hatte. Und eben dieses war die beständige Marter, welche seine abgeschiedene Seele seit ihrer Trennung vom Leibe gequält hatte. Jeder Tag gab dem Sohne eine neue Gelegenheit zur Verschwendung, und also auch jeder Tag dieser Seele eine neue Art von Peinigung.

Eben jetzt hatte sich der Kaufmann eine Kutsche machen lassen, welche gleich so viel kostete, als sein Vater durch eine vorsichtige Abschwörung eines eigenhändig ausgestellten Wechsels sich und seinen Nachkommen zum Besten verdient hatte. Hätte wohl unsrer Seele irgend etwas empfindlicher sein können, als dieses? Wohl hundertmal versuchte sie, den Kutscher vom Sitze zu werfen, aber vergebens. Dieser war zu körperlich, und die Seele zu ätherisch. Sie fiel den Pferden in den Zügel, sie brausten; weiter konnte sie nichts thun.

Sie verließ also diesen unglückseligen Wagen unter vielen Vermaledeiungen, und schwang sich auf einmal in die Zimmer ihres Sohnes. Ich folgte ihr aus Neugierde nach, und sah Wunder. Was konnte ihr erschrecklicher sein, als der Anblick des kostbaren Porcellans, der prächtige Aufsatz von Glä-

sern, und der Glanz etlicher Spiegel, in welchem allen leider ein todtes Kapital von vielen tausend Thalern lag? Dreimal stampfte sie auf das sündliche Kanapee. Fünf und achtzig Thaler! rief sie, und seufzte. Eine vergoldete Tapete machte ihr eine neue Beängstigung. Sie fiel auf das Gold zu, sie suchte es abzukratzen; aber freilich vergebens. Hundert Vorwürfe zeigten sich ihr, aber auch hundert Höllenmartern. Endlich erblickte sie ein Contobuch. Dieses schien ihr einige Erquickung zu geben. Sie las, sie ward ruhig; aber diese Ruhe war nur von kleiner Dauer. Denn in dem Augenblicke trat ihr Sohn in das Zimmer; er hielt ein saubergeschriebenes Pergament in der Hand, auf welchem ich das Wort Von deutlich sehen konnte. Er ging zur Kasse, vermuthlich in der Absicht, seine ritterlichen Verdienste geltend zu machen. Welcher entsetzliche Anblick für unsere Seele! Sogar das Contobuch ließ sie liegen. Sie eilte zur Kasse, sie setzte sich darauf, sie stemmte sich nach äußerstem Vermögen, deren Aufschließung zu verhindern, sie suchte sich des unglückseligen Pergaments zu bemächtigen; aber Alles vergebens. Der Kaufmann schloß mit der größten Zufriedenheit seine Kasse auf. Er langte einen Beutel heraus, welcher wenigstens so wichtig war, als siebzehn Ahnen, und ging im Triumph davon. Nimmermehr werde ich die Verzweiflung vergessen, welche unsre Seele blicken ließ. Sie blieb ganz trostlos auf der Kasse liegen. Sie umarmte dieselbe, und rief mit wimmernder Stimme einmal über das andre: »O Levi! O Marx!« Diese Angst ging mir nahe. Ich wollte sie trösten. Ich wollte mir von der Ursache ihres Kummers nähere Nach-

richt geben lassen. Ich nahm sie freundlich bei der Hand, und sagte: «Geben Sie mir doch .....« »Was! Geben!« rief sie; »ich bin selber ein armer »unglücklicher Mann! Helf euch Gott! So ein großer »Bengel kann arbeiten! Geht ins Almosen!« Diese Antwort verdroß mich; ich eilte davon.

Ich bezeigte gegen meinen Führer, wegen verschiedener Ursachen, ein Verlangen, aus der Stadt, und wieder an dem Orte zu sein, wo wir uns vorher befunden hatten. Er war so gefällig, mich ohne Weigerung dahin zu begleiten. Wir standen still, und sahen uns um, ob wir irgendwo eine Seele in einer Beschäftigung erblicken möchten, welche unsere Aufmerksamkeit verdiente. Indem rief jemand hinter mir mit einer gebieterischen Stimme: Vorgesehn! Ich sprang auf die Seite, in der Meinung, es wäre vielleicht die abgeschiedene Seele eines Sänftenträgers. Wie groß war nicht meine Verwunderung, als ich an deren Stelle einen Schatten sah, dessen Kleidung machte, daß ich, nach der Gewohnheit unserer Stadt, den Hut vor ihm abzog. Er dankte mir mit einer stolzen Miene, welche mich bewog, ihm näher in die Augen zu sehen, und ich fand in seiner Gesichtsbildung eine lächerliche Vermischung von Scheinh . . . . chmü= . . . . jüdischen und niederträchtigen . . . . usuraria . . . . . . und Waisen . . . . dennoch eifern . . . . kurz . . . . ärger . . . . tüffens [1]). Unter sei=

[1]) In dem eingesandten Manuscripte findet sich hier eine große Stelle, welche, man weiß nicht, durch was für einen unglücklichen Zufall, vermuthlich aber auf

nem Arme hielt er ein Buch, welches sehr gebraucht zu sein schien. Ich konnte aber auf dem Titel weiter nichts lesen, als die Worte: Der allzeit fer-

---

der Post, dergestalt zerrieben und unleserlich gemacht worden, daß man, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht im Stande gewesen ist, den eigentlichen Inhalt zu errathen, und die Lücken auszufüllen. Dieser Verlust ist höchlich zu bedauern, weil dadurch die ganze Erzählung so dunkel und unverständlich gemacht worden ist, daß man gar nicht errathen kann, wer eigentlich dieser Schatten gewesen sein müsse, welchen der Herr Verfasser im Traume gesehen hat. Die Kürze der Zeit hat es nicht erlauben wollen, ihn um eine Erläuterung darüber zu bitten, zumal da es demselben gefallen hat, den eigentlichen Ort seines Aufenthalts zu verschweigen. Inzwischen ersucht man denselben um eine vollständige Abschrift seines Charakters. Man hat es ohne sein Vorwissen nicht wagen wollen, solchen gänzlich auszulassen, und der Eingriff würde zwar vielleicht gelehrt, aber dennoch strafbar gewesen sein, wenn man solchen selbst hätte ergänzen, und unsre Arbeit für das Original desselben hätte ausgeben wollen. Der beste Rath hat dieser zu sein geschienen, wenn man die ganze Stelle aufs Sorgfältigste so drucken ließ, wie sie in dem Manuscripte noch zu erkennen gewesen. Vielleicht erlangt man dadurch bei denjenigen Gelehrten einen großen Beifall, welche in dergleichen Art von verstümmelten Schriften, in denen kein Verstand ist, die größte Weisheit suchen, und ihren Namen durch deren mühsame und wichtige Ergänzungen zu verewigen gedenken. Man erwartet von den deutschen Grutern und Gronoven alle billige Erkenntlichkeit für die kritische Aufgabe, und will nur wünschen, daß durch deren Untersuchung nicht zu neuer Heftigkeit und Erbitterung in der Gelehrtenrepublik Anlaß gegeben werden möge!

tige rc. Er schien sehr tiefsinnig zu sein, und murmelte etwas zwischen den Zähnen, wovon ich noch dieses ganz eigentlich verstand: »Der Ketzer hätte »mir gar wohl acht Prozent geben können!« Ich fragte meinen Begleiter, ob er diesen verkappten Wucherer kenne? Er legte mir aber die Hand auf den Mund, und warnte mich, nicht ein Wort mehr von ihm zu reden.

Die Nachricht, daß sich die Seele des Cicero in Gesellschaft verschiedener Griechen und Römer in dem Garten eines nicht weit von hier gelegenen Landguts habe blicken lassen, machte unter allen Geistern eine große Bewegung. Ein Jeder eilte aus Neugier dahin, und ich selbst war unter dieser Zahl. Der Anblick vergnügte mich, und seine Mienen, welche etwas Großes zeigten, prägten mir alle diejenige Ehrfurcht ein, welche man dieser patriotischen Seele schuldig ist. Ich bemerkte inzwischen dennoch etwas Niedergeschlagenes an ihr, welches von einer Scham herrührte, die ich nicht errathen konnte. Um deßwillen nahm ich Gelegenheit, mich bei einem Schatten, welcher dem Cicero folgte, und sein Freigelaßner gewesen sein mochte, darnach zu erkundigen. »Er hat wohl Ursache,« antwortete mir dieser, »niedergeschlagen und beschämt zu sein, weil »er erfahren, daß man ihn in eurem Lande den »unerbittlichen Händen eines Geschlechtes preißgegeben, welches, unter dem Vorwande, ihn zu ehren, »ihn lächerlich, und wenn es hoch kommt, aus einem römischen Consul zu einem lateinischen Sprachmeister macht. Die größte Betrübniß für ihn ist »noch diese, daß er wegen dieser Mißhandlung sich »bei den Göttern seines Landes beschwert, aber zur

»Antwort erhalten hat, eben dieses sei die Strafe, »wozu ihn Pluto verdammt, weil man ihm Schuld »gegeben, daß er zum öftern viel Eitelkeit und ei»nen unanständigen Hochmuth an sich habe blicken »lassen, welcher nicht besser gezüchtigt werden könne, »als durch ewige Commentatoren.« Ich erschrack über dieses strenge Urtheil des Pluto, welches mir fast unglaublich vorkommen wollte, wenn ich nicht durch folgende Begebenheiten darin bestärkt worden wäre.

Ungefähr hundert Schritte von uns erblickten wir eine Menge tiefsinniger Seelen in bestaubter Kleidung. Ihre Schritte waren ernsthaft, und ihr Gang monarchisch. Sie schienen sehr uneinig unter einander zu sein, und je näher sie uns kamen, desto deutlicher hörte man ihren Streit, sogar, daß ihr Anführer sich umkehren, und mit drohender Faust, und einem fürchterlichen: Me Dius fidius! Friede gebieten mußte. Dieser Aufzug schien die Seele des Cicero sehr zu befremden. Er vermuthete sich eines wichtigen Antrags, und glaubte, wie ich nachdem erfuhr, daß es vielleicht Gesandte eines auswärtigen Volks, oder sogenannter Barbaren, wären, welche sich aus Hungersnoth gezwungen sähen, bei dem Rathe und Volke um Brod aus Sicilien oder Aegypten anzusuchen. Er empfing sie mit einer mitleidigen Miene: aber wie sehr erstaunte er nicht, als der Anführer dieser Prozession ihm eine sehr wunderliche Verbeugung aus dem Alterthume machte, welche nach Grävs Berichte zu den Zeiten des Ennius unter den Stutzern in Rom Mode gewesen sein soll. Cicero hielt diesen ersten Anfall standhaft aus, und es schien, daß er den Vortrag mit eini-

ger Ungeduld erwartete. Dieser erfolgte endlich, nachdem der Orator dieser Gesandtschaft sich unter vielen Verzuckungen in die gewöhnliche rhetorische Positur gesetzt, und mit wiederholter Verbeugung ihm ein erschrecklich großes Buch überreicht hatte, welches vier der stärksten seiner Collegen auf ihren Schultern trugen, und auf dessen Rücken die Worte glänzten: opera omnia. Cicero entsetzte sich ein wenig über diese ausländische Maschine; noch aufmerksamer aber war er, als ihn der Anführer folgendergestalt anredete: **Omnino, si quid est in me ingenii, quod sentio, quam sit exiguum . . . exiguum . . . quod sentio, quam sit exiguum.** (»Wenn ich etwas Genie habe, das, wie ich fühle, nur gering ist.« — Der Anfang der Rede Cicero's, die er für den Dichter Archias hielt.) Vermuthlich mochte diese unumstößliche Wahrheit die Kräfte unseres Demosthenes so sehr mitgenommen, oder auch der Anblik des Cicero, welchen er sich ganz anders vorgestellt hatte, eine so große Verwirrung in seinem Gemüthe verursacht haben. Er hielt eine lange Weile inn, und ließ dem Cicero Zeit, sich von seiner Verwunderung zu erholen, welcher von der ganzen Anrede nicht ein Wort verstanden hatte, und seinen Atticus fragte: was dieses für eine Sprache sei? Denn darauf wäre er wohl niemals gefallen, daß dieses lateinisch sein sollte, so fremd und unvernehmlich kam ihm diese Sprache vor. Endlich erholte sich unser Redner, nachdem er seine Zuflucht zum Hute genommen, in welchem das Concept lag. Er versicherte den Cicero in dem feinsten und in ciceronianischem Latein, daß er und seine Gesellschaft vor Freuden au-

ßer sich wären, und diesen Tag mit einem weißen Steine bezeichnen wollten, an welchem sie das Glück gehabt, denjenigen kennen zu lernen, welcher zu seiner Zeit das schönste Latein geredet, und dessen Gelehrsamkeit ihnen zu Erlangung der Leibesnahrung und Nothdurft dienlich gewesen wäre. Er rühmte besonders seine eigene Wenigkeit, da er an den Schriften des Cicero das Werk der Liebe und Barmherzigkeit erzeigt, und sie in gegenwärtigem bequemen Format durch die kostbarsten und tiefsinnigsten Noten, durch Sammlung aller nur ersinnlichen Lesarten, und durch ein erstaunendes Register brauchbar, und zugleich ihrer Beider Namen unsterblich gemacht habe. Zum Schlusse beseufzte er die verstockte Blindheit seiner deutschen Landsleute, welche von einem Gelehrten noch etwas mehr, als lateinisch, fordern wollten, und so gar anfingen, die Heiligthümer Latiens durch eine Sprache, welche in Deutschland auch der Pöbel verstehen könnte, zu entweihen. Hier beschloß er seinen Vortrag mit einem freudigen **Dixi**! und Cicero, welcher überdrüßig sein mochte, einem ihm unverständlichen Gewäsch zuzuhören, antwortete nichts weiter als: **Cura, ut valeas**! [1]) und ließ ihn stehen.

Seine Abwesenheit bewog uns, diesen Ort auch wieder zu verlassen. Wir kehrten zurück, und es begegnete uns eine Seele, welche sich uns mit taumelnden und schleichenden Schritten zu nahen schien. Sie dehnte sich, sie wischte die Augen, und gähnte zu zweien Malen so laut, daß ich stehen blieb, um

[1]) Adieu! Leben Sie wohl! eigentlich: „Sorge, daß du gesund bleibst;“ die gewöhnliche Formel, mit welcher lateinische Briefe geschlossen werden.

zu sehen, ob sie aufwachen, oder einschlafen würde. Nach einer langen Weile kam sie uns so nahe, daß ich weichen mußte, aus Furcht, von ihr getreten zu werden. Mein Führer winkte mir, und ich merkte bald, seine Meinung wäre, daß ich mich in ein Gespräch mit ihr einlassen sollte. Ich that es, und redete sie mit lauter Stimme an, um sie zu ermuntern. Kaum aber hatte ich ein Paar Worte gesagt, als sie die Augen erschrecklich weit aufsperrte, die Arme von sich streckte, auf den Rasen niedersank, und weiter nichts sagte, als: Gute Nacht! und in dem Augenblicke schlief sie auch sanft und ruhig.

Ich war verdrüßlich, daß ich mich von meinem Führer hatte bewegen lassen, diese träge Seele anzureden. Er lachte aber nur, und sagte: «Ich habe »wohl gewußt, daß es dir nicht anders gehen würde, »als wie es mir, und noch vielen hundert Seelen »gegangen ist, welche mit ihr haben reden wollen. »Dieses ist eben die Seele des berühmten Träu»mers, welcher in seinem Leben so oft auf dem »hamburgischen Walle nur darum spazieren gefah»ren ist, daß er in seiner Kutsche desto gemächlicher »schlafen könnte. Eben darin bestand seine einzige »Arbeit. Keine Leidenschaft hat ihn jemals stören »können. Dieses brachte ihn zu einem feisten Kör»per und sehr hohen Alter. Man hat niemals zu»verlässig erfahren können, wie lange er gelebt habe; »so viel aber ist gewiß, daß er etliche fünfzig Jahr »geschlafen hat. Seine Voraltern hatten in ihrer »Handlung durch eine unermüdete Arbeit und Wach»samkeit so viel erworben, daß ihr Sohn mit der »größten Gelassenheit schlafen konnte. Er ist eben »derjenige, welcher die Sonne in seinem ganzen

»Leben nicht hat aufgehen sehen. Es ist lächerlich »genug, wenn es wahr ist, was mir einige Schatten »von ihm erzählt haben. Sie sagen, es sei noch »sehr früh und in der Morgendämmerung gewesen, »als er gestorben. Seine Seele hat sich anfangs »gar nicht entschließen können, sich von dem Bette »zu entfernen, worin es ihr so lange Jahre wohl»gegangen, und worin sie jederzeit ihre größte Glück»seligkeit gefunden. Endlich sei sie doch genöthigt »worden, solches zu verlassen, weil sie der Lärm »und das geschäftige Bezeigen ihrer Hinterlassenen »beunruhigt, und beinahe munter gemacht hätte. Sie »habe sich mit halbgeschlossenen Augen aus dem Zim»mer gewagt, und sei gleich zu der Zeit in diese »Gegend gekommen, als die Sonne hervorgebrochen. »Dieser Anblick sei ihr so unerträglich gewesen, daß »sie die Hand vor das Gesicht gehalten, und getau»melt habe; nicht anders, als ein Gefangener, wel»cher viele Jahre unter der Erde gesessen hat, und »auf einmal an das Tageslicht kommt. So viel »ist indessen gewiß; so lange ich ihn kenne, so lange »hat er sich auch in dieser Gegend aufgehalten, wo »er noch jetzt schläft, ohne sich zu bekümmern, wo »er eigentlich sei, oder was um ihn herum vorgehe. »Einige seiner Landsleute haben mich versichert, daß »er beständig träge und unempfindlich gewesen, und »wenn er auch gegessen, getrunken, oder sonst et»was gethan, was er zur Erhaltung seines Körpers »unumgänglich thun müssen; so habe man doch ei»gentlich gemerkt, daß es mit der größten Schläf»rigkeit geschehen sei. Zuweilen hat er ausgesehen, »wie ein anderes vernünftiges Geschöpf, welches »wacht; sobald er aber angefangen, den Mund zu

»bewegen, wie ein wachender Mensch, welcher reden »will, so hat man gleich gemerkt, daß er in der »That sehr fest geschlafen, denn seine Worte sind »eben so verwirrt und ohne Verstand gewesen, wie »die Worte derer sind, welche man noch vor Mit»ternacht in ihren Träumen stört. Unterdessen hat »er doch ein sehr exemplarisches Ende genommen. »Anfänglich ist er ungemein unruhig gewesen, als »ihm sein Seelsorger auf des Arztes Anrathen die »Nachricht gebracht, daß er sterben müsse. Er hat »davon durchaus nichts hören wollen. Bei den er»baulichsten und tröstlichsten Beschreibungen von der »Glückseligkeit jenes Lebens hat er mit dem Kopfe »geschüttelt. Als aber sein Beichtvater von unge»fähr die Worte sagte: Wie glückselig sind die, »welche zur ewigen Ruhe gelangen und selig ent»schlafen! so drückt er ihm die Hände, gähnt ihn »an, und stirbt.«

Diese Erzählung machte, daß ich noch einige Zeit vor dieser träumenden Seele stehen blieb. Ich konnte sie nicht ohne Mitleid ansehen. Wie unglückselig, dachte ich bei mir selbst, ist so ein Mensch, welcher in der Welt lebt, ohne im Geringsten die Pflichten zu erfüllen, die er sich und seinen Mitbürgern schuldig ist. Seine Trägheit verhindert ihn, des Vergnügens zu genießen, welches ihm tausend angenehme Gegenstände zeigen. Wäre er nur einigermaßen aufmerksam, so würde er nicht einen Schritt thun können, ohne die Pracht der Natur zu bewundern, in welcher sich die Größe des allgemeinen Schöpfers entdeckt. Er genießt sein Vermögen nicht, weil er es, wenn es hoch kommt, nur anwendet, sich durch unordentliches Essen und Trin-

ken in einer Trägheit zu erhalten. Des edeln Vergnügens muß er entbehren, welches diejenigen empfinden, die Gelegenheit suchen, auch Andere glücklich, und durch eine vorsichtige Austheilung ihres Vermögens mehr als eine Nachwelt sich verbindlich zu machen. Sein Leben ist ein beständiger Tod und eine Marter für diejenigen, welche mit Schmerzen auf sein Absterben warten, weil er erst alsdann anfängt, ihnen nützlich zu werden.

Ich glaube, ich wäre in diesen ernsthaften Betrachtungen noch weiter fortgefahren; ehe ich mich es aber versah, bekam ich mit einem Prügel einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß ich ganz schwindlicht darüber ward, und daß mir der Hut auf die Erde fiel. Ich kehrte mich voll Verdruß um, in der Absicht, denjenigen zu sehen, welcher vermögend wäre, dergleichen niederträchtige Grobheit zu begehen. »Ihr seid sehr unbescheiden, mein »Freund,« fuhr ich ihn mit Heftigkeit an, »daß »Ihr Leuten, die Ihr nicht kennt, und die Euch »nichts gethan haben, auf eine so ungeschliffene Art »begegnet!« »Und Ihr seid ein ziemlicher Narr, wie »ich merke,« versetzte er mit einem lauten Gelächter, »daß Ihr einen witzigen Scherz übel nehmt. »Merkt Ihr denn nicht, daß ich ein satirischer Kopf bin?« Diese unverschämte Antwort bewog mich, ihn genauer anzusehen, und ich entsann mich, ihn gar wohl gekannt zu haben, weil er erst vor einem Jahre gestorben war, und sich über einer Satire zu Tode geschimpft hatte.

Ich war durch diese verdrüßliche Begebenheit so unruhig geworden, daß ich befürchtete, es möchte mir vielleicht noch ein witziger Kopf aufstoßen, und

mich braun und blau satirisiren. Um deßwillen that ich meinem Begleiter den Vorschlag, daß wir uns in eine schattige Gegend zurückziehen wollten, welche vor uns lag, und von der ich glaubte, daß es darin, wo nicht einsamer, doch sicherer sein würde.

In beidem betrog ich mich. Ich erblickte daselbst eine große Gesellschaft, die meistens aus Frauenzimmern bestand. Weil sie in eben der Stadt gelebt hatten, wo ich mich aufhielt; so kannte ich sie alle, und ich fand ihre Beschäftigungen nicht im Geringsten verändert. Sie spielten, sie tranken Kaffee, Manche redeten gar nichts, die Meisten aber schlugen ein so lautes Gelächter auf, daß ich begierig ward, diese zuerst zu beobachten. Ich nahte mich ihnen; ich hätte aber nicht gemeint, daß eben ich die Ursache dieser allgemeinen Lebhaftigkeit und Freude gewesen wäre. Je näher ich kam, desto heftiger fingen sie an, zu lachen. Ich verlangte von ihnen die Ursache zu wissen; aber sie waren so boshaft, und sagten mir solche nicht. Doch eine von ihnen, um welche ich mich in ihrem Leben, durch ein ganz artiges und sinnreiches Sonett auf ihren Mops, sehr verdient gemacht hatte, war so dankbar, und half mir aus meiner Verwirrung. »Ich will es Ihnen »nur sagen,« sprach sie zu mir, »warum wir so »lustig sind. Wir hatten schon viel Stunden lang »in der verdrüßlichsten Stille beisammen gesessen, »ohne ein Wort zu reden, weil wir müde waren, »die Trachten, den Gang, und die Mienen aller »der Seelen, die bei uns vorbeigehen mußten, zu »beurtheilen. Auch mit den Abwesenden waren wir »bereits fertig, ja was das Allerbetrübteste war, so »waren wir auch schon darüber einig, daß es heute

»schönes Wetter wäre. Wir sahen einander ganz »niedergeschlagen und verdrüßlich an, die Zeit ward »uns lang, und wenn dieser artige Herr hier, einer »von meinen ehemaligen Schäfern, den Sie noch «wohl kennen müssen, nicht zuweilen gepfiffen hätte, »so glaube ich, wir würden vor langer Weile gar »eingeschlafen sein. Von ungefähr erblickten wir Sie »von weitem, und zwar in einer Positur, die wich- «tig genug war, daß wir alle aus vollem Halse »lachten.« Hier hielt sie inn, stemmte beide Arme in die Seite, und fing von neuem mit ihrer ganzen Gesellschaft ein so lautes Gelächter an, daß ich ganz beschämt da stand. »Merken Sie es denn »noch nicht?« fuhr sie fort, als sie sich einigermaßen erholt hatte. »Um des Himmels willen, sehen »Sie doch Ihren Hut an, wie bestaubt er aussieht!» »Wenn dieses an mir das Lächerlichste ist,« antwortete ich, »so kann ich ihm bald abhelfen.« Ich erzählte ihnen, daß mir ihn ein witziger Geist vom Kopfe gescherzt hätte, wodurch er eben so staubicht geworden wäre. Ich machte ihn wieder rein, und dadurch benahm ich ihnen auf einmal diese reiche Materie ihrer Lebhaftigkeit, so, daß sie von neuem in ein tiefsinniges Stillschweigen verfielen, und ich selbst nicht länger Lust hatte, mit ihnen zu gähnen.

Ich schlich mich um deßwillen unvermerkt fort, und traf nicht weit davon, in Gesellschaft anderer Frauenzimmer, die Seele eines Stutzers an, welcher in seinem Leben eben diese Gesellschaft durch seine Einfälle ergötzt hatte, die sie damals galant, ungezwungen, sinnreich, und, ich weiß selbst nicht mehr, wie vortrefflich nannten. Ich fand ihn aber, wider die Natur der andern abgeschiedenen Seelen,

ganz verändert. Er war stumm, trocken, nicht eine einzige Person in der Gesellschaft schien das artige und witzige Wesen, das er vormals gehabt, an ihm zu finden. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung darüber. Er zuckte die Achseln, und versicherte mich, er sei die unglückseligste unter allen Seelen. Sein Absterben sei ihm so plötzlich und unvermuthet gekommen, daß er in der Eile weder Uhr, noch Stockband, noch Tabaksdose mit sich genommen. »Drei »Sachen, rief er, in welchen meine ganze Lebhaf»tigkeit, mein ganzer Witz bestand! Was ist doch »der Verstand eines Stutzers ohne diese Stücke! »Wenn ich einen artigen Scherz machen will, so »vermisse ich mein Stockband, und meine feinen »Einfälle auf einmal. Ich bin nicht im Stande, »das geringste Urtheil über Staats- und gelehr»ten Sachen, ja nicht einmal über ein Gedicht »zu fällen, weil ich keine Prise Tabak nehmen kann.« Ich bedauerte diesen entkräfteten Stutzer um desto aufrichtiger, da ich schon in meinem Leben dergleichen Geschöpfe niemals ohne herzliches Mitleid ansehen können. Ich war nicht im Stande, ihm zu seinem Witze wieder zu verhelfen, um deßwillen ersann ich eine Ursache, welche mich, wie ich vorgab, nöthigte, ihn zu verlassen.

Mein Begleiter war eben im Begriff, mir die bekannte Geschichte von der abgeschiedenen Seele eines Harlekins zu erzählen, welche ihre bunte Kleidung und mit dieser allen Harlekinsverstand verloren hatte; als wir durch ein neues Abenteuer gestört wurden. Eine Frauenzimmerseele, die ich nicht wahrgenommen hatte, weil ich ihr den Rücken zukehrte, war mir nachgeschlichen, und fiel mir von

hinten zu um den Hals, um welchen sie die eine Hand schlug, mit der andern aber die meinige auf eine so zärtliche Art drückte, daß ich aus dieser wollüstigen Beredsamkeit mehr errathen konnte, als wenn sie sich mündlich erklärt hätte. Ich konnte leicht merken, daß es eine von den irrenden Schönen wäre, und die Dunkelheit des einsamen Orts, wo wir uns befanden, vermehrte meinen Verdacht. Sie schien in mich so verliebt zu sein, als es eine Person von dergleichen Charakter zu sein fähig ist. Ich spürte deutlich, daß sie alle Augenblicke erhitzter, und in ihrer Vertraulichkeit immer unverschämter ward. Ich war begierig, dieser dreisten Schönen ins Gesicht zu sehen. Ich fand ein Mittel, mich von ihren Armen loszumachen. Ich wandte mich um. Welcher Anblick! Ich sprang zurück. »Bist du es?« sagte sie, und ging kaltsinnig fort. Meine Leser werden es wohl ohne Note errathen können, daß dieses die Seele meiner Frau war. Sie hatte mich verkannt, darum that sie freundlich. Sobald sie mich sah, ward sie verdrüßlich, und floh. Ich freute mich, daß sie ging. Wird nunmehr Jemand noch zweifeln, daß unsre Seelen nach dem Tode eben dasjenige thun, was sie am meisten in ihrem Leben gethan haben?

Ein ängstliches Wimmern, welches ich nicht weit von mir hinter einem dicken Gesträuche hörte, machte mich aufmerksam. Ich eilte aus Mitleid hinzu, weil ich gewiß glaubte, es müßte diese ächzende Seele ein großes Unglück betroffen haben. Ich fand sie unter einer Buche liegen, in der Kleidung, wie die Dichter und unsere Komödianten ihre Schäfer vorstellen. Er hielt einen Hir=

tenstab in der Hand, an welchem ein grünes Band hing, welches er unter tausend Seufzern mit solcher Entzückung küßte, daß er mich nicht eher gewahr ward, als bis ich bei ihm stand. Endlich sah er mich mit zerstörten Blicken an. Er sprang auf, fiel vor mir nieder, umfaßte meine Knie. »Grausame!« rief er; »hast du dich doch endlich »bewegen lassen? Ich sehe schon, anbetenswürdige »Sylvia, ich sehe schon in deinen Augen das Mit»leid, welches du gegen den unglückseligen Thyr»sis hegst!

»Ach strenge Sylvia! warum verachtst du mich?
»Die Sonne brennt, und wirft die Strahlen un»ter sich:
»Luft, Feld und Erde brennt, die kühlen Steine »brennen
»Von Flammen, die auch schon die jungen Läm»mer kennen;
»Dein Thyrsis aber fühlt mehr, weder alle Pein;
»Und du alleine nur willst Schnee und Kälte sein?
»Sobald ich neulich dich (du wirst es wohl noch »wissen) . .

»Du irrst dich, mein Freund,« sagte ich zu ihm, »ich bin nicht deine Sylvia, und dennoch . . .« »Ja, verstelle dich nur,« rief er mit einer rechten Schäferwuth, »verstelle dich nur, du mörderische »Schöne! Freilich bist du nicht meine Sylvia! »Menalks Sylvia bist du! Glückseliger Menalk! »Verlassener Thyrsis! Ich habe es mit meinen »Augen gesehen, daß Menalk den Strauß auf sei»nem Hute getragen, den ich für dich, nur für

»dich allein, gebunden hatte. Ich setzte dich zur »Rede, die Hirten wissen es alle. Du antwortetest mir nicht einmal! Du eiltest von mir! Du »gingst zu deiner Heerde! Unempfindliche Schäferin! Sind meine Flammen strafbar, so strafe mich; »aber strafe vorher dich selbst, denn nur die Blitze »deiner Augen sind es, welche mich in Brand gesetzt haben.

»Wer böse Zauberei getrieben,
»Dem wird das Feuer sonst in Rechten zuerkannt.
»Ich weiß von solcher nichts, und wollte nur was lieben,
»Und werde doch darum verbrannt;
»Der Richter, welcher mich so grausam will verdammen,
»Schlägt selbst das Feuer auf, und trägt das Holz zusammen.«

Nunmehr fing mir an, beinah Angst zu werden, und ich wünschte mir, aus den Händen der schwärmenden Seele befreit zu sein. Er hielt meine Knie so fest umschlossen, daß es nicht möglich schien, mich von seiner Zärtlichkeit frei zu machen. Endlich aber gelang es mir. Ich wollte zurück; aber dadurch ward mein Schäfer ganz außer sich gebracht. Er faßte mich von neuem bei der Hand und sagte: »O Sylvia! ich bitte dich bei den Göttern dieser Flur! höre einmal auf, grausam zu »sein! Wenn dein Herz nicht noch härter ist, als »jene Felsen, so laß dich mein Unglück rühren! »Laß mich seufzen! Ich beschwöre dich bei den Nymphen, welche dort hinter jenem Busche lauschen

»und bei den krystallnen Fluthen, welche hier über »diese Kiesel rollen, habe Mitleid mit dem Un»glückseligsten:

»Laß mich seufzen, laß mich klagen,
»Und den stummen Buchen sagen,
»Wie mich Sylvia gequält!
»Gönnt mirs, ihr verschwiegnen Bäume,
»Daß ich von der Marter träume,
»Die mein Mund so oft erzählt!
»Laß mich seufzen, laß mich klagen,
»Und den stummen Buchen sagen,
»Wie mich Sylvia gequält!«

Hier konnte ich mich nicht länger enthalten, über diesen Opernschäfer zu lachen. »Und du lachst noch?« schrie er, indem er von der Erde aufsprang. »Und »du spottest noch meiner Verzweiflung?

»Nun weiß ich Aermster nicht, was weiter übrig ist,
»Als daß ich meinen Rumpf an einen Eichbaum henke;
»Vielleicht liebst du mich todt, weil ich dich lebend kränke.«

Kaum hatte er diese Worte gesagt, als er von mir und in die Sträucher eilte.

Ich erschrack, ich befürchtete, seine Verzweiflung dürfte nicht ohne Wirkung sein. Ich wollte ihm nachgehen, um seiner Raserei Einhalt zu thun; aber mein Führer hielt mich zurück. »Du kannst ganz ruhig sein,« sagte er. »Dieses ist der Schat»ten eines von den Schäfern, welche ihr Leben am

»höchsten bringen, wenn sie alle Tage verzweifeln, »und welche sich niemals besser befinden, als wenn »sie von Gift und Dolche reden. Er war in sei»nem Leben sehr zärtlich und glaubte, für keine »Kreatur schicke es sich besser, zärtlich zu sein, als »für einen Schäfer. Er ward also ein Schäfer, »nur in der Absicht, damit er recht regelmäßig seuf»zen könnte. Tag und Nacht war er beschäftigt, »durch Lesung solcher Schriften sich vollkommen »zu machen, welche von Feuer und Flammen rauch»ten und von verliebtem Mord und Todtschlägen »voll waren. Und eben dadurch gerieth sein Ge»hirn in solche Unordnung, daß er, als ein arka»discher Don Quixote, auf Abenteuer ausging. »Diese grausame Sylvia, für welche er dich an»sah, ist nirgends anders, als in seiner Einbildung »möglich gewesen. Sein ganzes Leben hat er in »dergleichen Entzückung zugebracht, und noch auf »dem Todbette hat er von nichts, als Klee und »Milch, geredet; ja sogar den Arzt, als ihm dieser »an den Puls fühlen wollen, hat er auf dem Rü»cken gestreichelt, weil er ihn für seinen Hylax »hielt. Du darfst dich also nicht wundern, daß »er dich schlechterdings zu seiner Sylvia machen »wollte. Ich glaube nicht, daß außer ihm in der »ganzen Welt noch ein Schäfer gewesen ist, wel»chen seine verderbte Einbildung so sehr wahn»witzig gemacht; doch soll es, wie man mir ge»sagt hat, noch hin und wieder verschiedene Se»ladonchen geben, welche einen ziemlichen Ansatz »zu dieser hitzigen Krankheit haben.«

Zum größten Unglück entdeckte mich der Schatten meines ehemaligen Barbiers. Es war nicht

möglich, ihm aus dem Wege zu gehen, so sehr ich es auch wünschte, weil ich mich noch wohl erinnerte, wie unerträglich er in seinem Leben, durch sein unermüdetes und politisches Geschwätz, gewesen war. Es half aber nichts, ich mußte mich gefaßt machen, seine tiefsinnigen Beurtheilungen von Staatssachen noch einmal auszuhalten. Die Freude war ganz außerordentlich, die er darüber bezeigte, daß er mich hier sehen sollte. Hundert Fragen that er an mich, und ließ mir nicht Zeit, eine einzige zu beantworten. »Sie sind doch allemal fein gesund gewesen?« sagte er. »Sie haben sie doch »Alle wohl verlassen? Und Ihre Jungfer Muhme?.. »Sie werden mich wohl verstehen? Nun das will »ich eben nicht sagen. In der That wollte ich »ihr es gönnen. Das Mädchen ist gut. Lebt »denn der alte Hauptmann noch? Ich habe tausend Spaß mit ihm gehabt. Was ich Ihnen »sage. Der konnte recht erzählen, wenn er bei »Humor war! Den pommerschen Krieg, den wußte »er auf ein Haar! ohne Flatterie! Es würde gewiß ganz anders abgelaufen sein, wenn er nicht »abgedankt hätte. Aber hören Sie nur an. Ich »weiß nicht, das Ding sieht sehr bunt aus. Mit »meinem Willen ist es gar nicht geschehen, daß »Prinz Karl übern Rhein ging. Es war doch nun »mit alle dem, wie es war. Der Franzose, es »mag nun sein, wie es will, er ist doch einmal »der Franzose, und ein Christ, so gut als wir. »Was ich Ihnen sage. Er hätte es können bleiben lassen. Mit alle dem mag der Rhein ein »ziemlich breites Wasser sein. Aber hören Sie »nur an. Ich denke, ich denke, es soll bald an=

»ders werden. Der eine von den Herren Cantons..
»Ich will es Ihnen schon einmal erzählen, wenn
»wir allein sein werden. Vor dem Türken? Ach!
»der Bluthund, der darf sich nicht breit machen!
»Was ich Ihnen sage. Das merkte ich gleich im
»voraus, ohne Flatterie! Meine Großmutter seli=
»ge . . ich weiß nicht, ob Sie sie werden gekannt
»haben. Es war eine kleine bucklichte Frau. Sie
»wohnte hinten am Walle. Hören Sie, das war
»eine Frau! Sie hat mich noch aus der Taufe
»gehoben. Es ging bei ihrem Testamente auch
»mit Kräutern zu. Was geschehen ist, das ist ge=
»schehen. Ich habe, Gott Lob, auch mein Brod
»gehabt. Ich spreche immer: ehrlich währt am
»längsten; und mein kleiner Christel war noch dazu
»ihr Pathe. Ja, was wollte ich denn sagen? Ich
»habe es ganz darüber vergessen! Ja, der Türke...«
»Ja, ja, der Türke,« antwortete ich voll Verdruß,
»ich kenne ihn wohl; aber hier läßt es sich davon
»nicht gut reden. Wir sprechen einander schon
»weiter, jetzt habe ich nicht Zeit, mich länger auf=
»zuhalten.« Ich ließ ihn stehen und ging fort.

Indem hörte ich hinter mir ein lautes Geläch=
ter. Ich wandte mich um und erblickte eine Seele,
welche so verhungert aussah, wie ein Goldmacher,
und so tückisch, wie ein Schatzgräber. Sie drückte
mir sehr vertraulich die Hand und sagte: »Sie
»haben recht wohl gethan, daß Sie sich den un=
»sinnigen Schwätzer vom Halse geschafft haben. Ich
»habe ihrem ganzen Gespräche zugehört, und mich
»über Ihre Geduld gewundert. Es ist ewig zu
»bejammern, daß es Leute gibt, die sich um Sa=
»chen bekümmern, welche sie nicht verstehen. Wenn

»es nur Barbierer wären, welche sich in politische
»Händel mischten; so mochte es allenfalls noch
»hingehen, und es würde sich vielleicht darüber
»lachen lassen. Aber, es gibt Männer mit großen
»Perücken, die es nicht viel besser machen, als
»Ihr Barbier. Anstatt, daß sie für ihre Pflicht
»und für das Beste ihres Vaterlandes sorgen soll-
»ten; so sitzen sie beisammen und plaudern über
»die Zeitungen. Ich bin, wie Sie mich hier se-
»hen, in meinem Leben auch aus dem politischen
»Stande gewesen und habe dabei Gelegenheit ge-
»habt, einzusehen, was es heiße, ein Land zu
»regieren. Mit einem Worte: Ich war eines Ed-
»len Hochweisen Raths Straßenbereiter, ein ge-
»schworner Mann, und hatte meine theure Pflicht.
»Die Finanzsachen waren meine liebste und vor-
»nehmste Arbeit; und wenn es nach meinem Vor-
»schlag gegangen wäre, die Stadtkasse hätte alle
»Jahre um hunderttausend Thaler reicher sein müs-
»sen. Aber freilich, wie es nun geht! Wer et-
»was versteht, der hat seine Feinde. Der Bür-
»germeister merkte, daß ich ihn übersehen konnte,
»das war schon genug, mich zu stürzen. Nur mein
»Vaterland dauert mich, dem ich zu frühzeitig ent-
»rissen worden bin. Tag und Nacht habe ich
»mitten in meiner schweren Berufsarbeit auf Mit-
»tel und Wege gesonnen, das Wohl meiner Mit-
»bürger in bessere Aufnahme zu bringen. Ich
»merkte wohl, in was für einen kläglichen Ver-
»fall das Finanzwesen gerathen war; denn als ich
»um eine Zulage für meine patriotisch geleisteten
»Dienste ansuchte, so gab man mir abschlägliche
»Antwort, und zur Ursache gab man dieses an:

»Es sei kein Geld in der Kasse. Von diesem Au»genblicke an nahm ich mir vor, meinem Vater»lande unter die Arme zu greifen. Alle Tage gab »ich ein neues Mittel an die Hand, die gemeinen »Einkünfte zu erhöhen, und eben dadurch verdiente »ich den würdigen Beinamen des Projektmachers. »Ja, mein Herr, hätte man mir nur gefolgt. Ich »hatte auch meine theure Pflicht auf mir, so gut »als der Bürgermeister; und gleichwohl wiesen sie »mich mit meinen Vorschlägen allemal ab. Was »meinen Sie? Ich machte ein Projekt, daß man »die Geistlichen abschaffen, ihre Besoldungen ein»ziehen, und die Rathsherren anhalten sollte, daß »sie selbst nach der Zeche und zur Frohne predigen »müßten. Was hätte man nicht ein Jahr lang »in der Stadt ersparen können? Und den Geistli»chen war ich so nicht gut, besonders unserm dicken »Oberpfarrer, der hätte es auf diese Art gewiß »empfinden sollen, was das heiße, einen geschwor»nen Mann von der Kanzel zu werfen. Glauben »Sie wohl, daß mein Vorschlag angenommen ward? »Ich versuchte es auf eine andere Art. Ich über»reichte eine Schrift, in welcher ich aufs deutlichste »ausgerechnet hatte, daß die Stadtkasse alle Mo»nate um dreitausend Thaler vermehrt werden würde, »wenn eine jede Frau, welche die Herrschaft über »ihren Mann führte, monatlich drei Mark zur Ein»nahme erlegen müßte. Hätte wohl ein Vorschlag »billiger und vernünftiger sein können, als dieser? »Aber es fehlte nicht viel, daß mich nicht alle Wei»ber, von der Bürgermeisterin an bis auf meine »eigene Frau, gesteinigt hätten. In der That durfte »ich mich vier Wochen lang nicht sehen lassen, und

»das war die Belohnung für meinen wohlgemein=
»ten Eifer. Dennoch ward ich nicht müde, in der
»Hoffnung, daß wenigstens einmal meinen Mitbür=
»gern die Augen zu ihrem Besten aufgehen wür=
»den. Unser Küster, welcher auch kein Narr sein
»wollte, gab mir unter den Fuß, ich sollte eine
»Vorstellung thun, daß man auf die Möpse eine
»Kopfsteuer legen, und daß die Gratulanten or=
»dentliche Hausierzettel lösen und alle ihre Glück=
»wünsche auf Stempelpapier drucken lassen sollten.
»Aber ich weiß nicht, das Ding kommt mir zu
»überstudirt vor, und ich traue Ihnen die Einsicht
»zu, daß Sie gestehen werden, daß meine Projekte
»nicht allein die besten und einträglichsten, sondern
»auch die vernünftigsten sind, denn ich habe meine
»theure Pflicht. Was meinen Sie davon? Sagen
»Sie mir es offenherzig!«

Ich weigerte mich anfänglich; endlich aber ge=
stand ich, nach meiner gewöhnlichen Aufrichtig=
keit, daß mir des Küsters Einfälle nicht unrecht
zu sein schienen. Die Menge der Gratulanten sei
so ansehnlich, daß aus den Hausierzetteln und aus
dem Stempelimpost, der auf die guten Wünsche
gelegt werden sollte, der gemeinen Stadtkasse eine
große Summe zuwachsen könnte. Es wäre dieses
auch als eine gewisse und beständige Einnahme
anzusehen, da man nicht befürchten dürfte, daß
diese Art von poetischen Insekten jemals vergehen
würde, wenigstens so lange nicht, als es noch Leute
gäbe, welche sich von Geburts= und Namenstagen
nähren müßten. Es gereiche auch dieses dem ge=
meinen Wesen nicht zur Last, weil man derglei=
chen mechanische Dichter gar wohl zulassen könnte,

daß sie ihre unterthänigste Devotion um etliche Schillinge steigerten. Die Kopfsteuer auf die Möpse habe meinen völligen Beifall, zumal, wenn sie bei Strafe der Confiscation ausgeschrieben würde. Denn ich wüßte gewiß, ein jedes Frauenzimmer würde ihren Schooshund gern mit zwölf bis fünfzehn Mark lösen und die Summe lieber geben, als wenn man auf die Männer eine Kopfsteuer legte; wenigstens würden sich in diesem letztern Falle viele vor der Strafe der Confiscation nicht fürchten. Hingegen könnte ich ihm nicht verhalten, daß durch seinen Vorschlag eine große Unordnung in den Familien vorgehen dürfte, wenn die Weiber ihre Herrschaft über die Männer mit drei Mark erkaufen müßten. Diese würden es alsdann entgelten sollen und sie würden es auch nicht einmal zulassen, daß die Weiber den Beitrag entrichteten, weil ein Mann es nicht leicht zugestünde, daß seine Frau Herr sei, so wie ein Jeder nur seinen Nachbar für einen guten geduldigen Mann, Niemand aber sich selbst dafür hielte. Der Vorschlag wegen Abschaffung der Geistlichen wäre so abgeschmackt und parteiisch, daß ich gewiß glaubte, es könnte auf denselben niemand fallen, als ein Straßenbereiter. Der geistliche Stand habe allemal das Unglück, denen am meisten zu mißfallen, welche den wenigsten Verstand besäßen, und man fände, daß ordentlich der Pöbel . . . »Was! Pöbel!« rief mein Projectmacher mit einer grimmigen Stimme: »Weiß »der Herr wohl, was er redet? Weiß der Herr wohl, wer ich bin? Weiß der Herr wohl, »daß ich ein geschworner Mann bin? Daß ich meine »theure Pflicht habe? Das soll Er mir nicht um- »sonst gethan haben! Er ist ein Verräther des Va-

»terlandes! Ein Rebell! Ein Meineidiger! Ich will »Ihm meine theure Pflicht . . . .« und damit fiel er über mich her und würgte mich mit seinen patriotischen Klauen dergestalt, daß ich seine Liebe zum Vaterlande auf das Erschrecklichste empfunden haben würde, wenn nicht mein Begleiter mit einer Hand voll Geld seine theure Pflicht besänftigt hätte. Sogleich ließ er mich los und ging fort.

Nunmehr konnte ich mit Ehren von meinem langen Traume ganz unvermuthet erwachen. Was wäre wohl natürlicher, als daß ich mich mit dem Kopfe an das Bette stieße und erwachte? Allein, ich habe noch keine Lust, munter zu werden. Ich hoffe, künftiges Jahr weiter fort zu träumen, denn ich kenne in der Stadt, wo ich wohne, wenigstens noch zwölf Originale, deren Tode ich mit schmerzlichem Verlangen entgegen sehe, weil ihre Bemühungen in dieser Welt so lächerlich und abgeschmackt sind, daß ich mir meine Leser gewiß verbindlich machen werde, wenn ich ihnen alsdann erzähle, womit sich ihre Seelen beschäftigen. Es verlohnt sich also die Mühe noch wohl, daß ich ihren Tod schlafend erwarte.

Abhandlung
von
Buchdruckerstöcken[1].

Zueignungsschrift an die Marquisin von L***.

Madame,

Ihr werdet mir verzeihen, daß ich, als ein Deutscher, mich unterstehe, Euern Namen vor meine Schrift, und zwar vor eine solche Schrift zu setzen, in welcher eine der schwersten Materien, nach der Metaphysik, abgehandelt wird. Die witzigsten Eurer Landsleute wählen sich eine Marquisin zur Schutzgöttin ihrer gelehrten Werke, welche sie in die Welt senden, und ich lobe sie darum. Derjenige Leser müßte sehr unbescheiden sein, der sich an einer Schrift vergreifen könnte, welche ein Frauenzimmer beschützt, oder die mit der Livrei einer Marquisin sich unter das Volk wagt. Ich bin gar nicht so sehr für mein Vaterland eingenommen, daß ich nicht dieses für einen der wesentlichsten Vorzüge Eures Volks erkennen, und hier öffentlich

---

[1]) S. Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, 1ster Band, 5tes Stück. 1745.

rühmen sollte. So oft ich ein Buch sehe, es mag in Cöln, oder auf Kosten der Compagnie herausgekommen sein, so ist eine Marquisin allemal das Erste, was mir in die Augen fällt. Niemals sehe ich dieses, ohne die Glückseligkeit Eures Volks zu beneiden, und mein Deutschland, dieses rauhe und unwitzige Land, zu beklagen, in welchem kein Autor berühmt werden kann, weil er keine Marquisin hat. Ihr würdet sehr grausam sein, Madame, wenn Ihr mir verwehren wolltet, diesen natürlichen Mangel dadurch zu ersetzen, daß ich Euern Namen borge. Eure Landsleute sind so gefällig, daß sie uns mit allen den Moden versorgen, die uns Deutsche zu lebhaften Franzosen, oder, welches einerlei ist, zu vernünftigen Kreaturen machen. Ich glaube also, sie werden es nicht übel nehmen, daß ich mit Euch, Marquisin, eben so groß thue, als mit meinem Aermel, von dem mein Schneider mich versichert hat, daß dergleichen noch zur Zeit zu Paris niemand trage, als ein gewisser Chevalier, ein gewisser Marquis, und ein gewisser Prinz von Geblüt, den er auch nicht nennen könnte. Vielleicht ist es nicht wahr, was mein Schneider sagt, und vielleicht ist in ganz Frankreich kein solcher Aermel, als der meinige. Es mag sein! Das will ich nicht untersuchen. Das aber würde mich ärgern, wenn sich Jemand die Frage einfallen ließe: Ob auch wirklich eine Marquisin von L*** in der Welt sei? Denn auf diese Art würde man an meinem größten Verdienste zweifeln wollen. Chloris hat eine solche Hochachtung gegen meinen parisischen Aermel, daß sie mich gestern früh für den vernünftigsten unter ihren Liebhabern erklärte; und ich verlange nicht

zu viel, wenn ich glaube, meine Landsleute sind schuldig zu bekennen, ich sei unter allen den Schriftstellern, welche sich seit der letzten Michaelismesse verewigt haben, der gelehrteste, gründlichste und tiefsinnigste, weil ich die Ehre habe, der Marquisin von L*** gegenwärtige Blätter zuzueignen. Wie glücklich wäre ich! Aber, ich wünsche mir wohl zu viel. Doch ich will es wagen, Ihr werdet mir diese Ruhmredigkeit verzeihen, wenn ich Euch, Madame, gestehe, daß ich mir kein größeres Glück vorstellen könnte, als wenn meine Leser in gegenwärtiger Abhandlung einen so feinen Geist fänden, daß sie anfingen, zu zweifeln, ob sie auch wirklich ein deutsches Original, und nicht vielmehr aus dem Französischen übersetzt wäre. Allen meinen Gerechtsamen auf die Nachwelt wollte ich entsagen, wenn ich dieses Glück erlebte. Niemals kann ich ohne eine kleine Eifersucht an den deutschen Verfasser gewisser bekannter Briefe gedenken, dem der glaubwürdige Vorredner dieses schmeichelhafte Zeugniß gibt: Es habe diese Briefe zwar freilich nur ein Deutscher geschrieben; aber gleichwohl wären sie so vortrefflich abgefaßt, daß sie verdienten, von einem Franzosen geschrieben zu sein. Auf Euch allein, Madame, wird es ankommen, ob ich in meiner Hoffnung glücklich oder unglücklich sein soll. Gewinne ich nur Euern Beifall, so weiß ich gewiß, kein Abt in Paris wird es wagen, mir den Ruhm eines großen Gelehrten und die Ewigkeit abzusprechen. Ich verdiene es, weil ich die Ehre habe zu sein

Madame,

der Eurige,

Woldamar von Tzschaschlau.

N. S.

Aus großer Begierde, ein witziger Kopf, ein Franzose, und unsterblich zu sein, habe ich vergessen, mich bei Euch, Madame, zu entschuldigen, daß ich Euch eine Schrift widme, welche so gelehrt ist, daß Ihr nicht ein Wort davon verstehen werdet. Aber dieses thut zur Sache nichts. Ich verlange gar nichts weiter von Euch, als daß Ihr die Zueignungsschrift lesen sollt; denn eben um deßwillen seid Ihr eine Marquisin, und ich bin ein Autor. Ich will mein Verfahren mit hundert Exempeln Eurer witzigsten Landsleute rechtfertigen, wenn ich euch künftig eine Abhandlung von Kegelschnitten, einige algebraische Galanterien, und eine kritische Untersuchung von den Schriften des Covarruvias zueigne. Ja, Ihr seid nicht eine Stunde sicher, daß ich Euch nicht mit einer politischen Deduction von dem österreichischen Successionskriege heimsuche. Ihr werdet wohl thun, wenn Ihr Euch auf alle Fälle gefaßt macht. Ich küsse Euch die Hände.

Abhandlung.

Ich nehme mir jetzt vor, eine Sache auszuführen, welche so schwer und tiefsinnig ist, daß ich von meinen Lesern noch etwas mehr, als eine gewöhnliche Aufmerksamkeit verlange. Ein einziges Wort, welches sie unachtsam übersehen, kann machen, daß ihnen eine ganze Reihe von Wahrheiten dunkel und unbegreiflich vorkommt. Um deßwillen halte ich es für billig, einige der schwersten Sätze vorher zu erklä-

ren, und verschiedene der wichtigsten Begriffe aus einander zu wickeln, damit ich nicht das Geringste versäume, wodurch ich mich um meine Leser verdient machen kann. Die Gelehrten, welche im Denken geübt sind, wie ich, werden diese Einleitung freilich nicht nöthig haben; ich erwarte also den Dank für diese Bemühung nur von dem schönen Theile meiner Leser. Blos diesem zu gefallen, werde ich zwar bündig, aber doch deutlich, und mit einem Worte, so schreiben, wie verschiedene unserer Philosophen zu thun pflegen, wenn sie den Eingang zu einer Abhandlung machen, welche vielmals bei weitem so wichtig nicht ist, als die meinige.

»Ich nehme dieses als einen Heischesatz an, daß »die Vorstellungskraft der Seele sich nach der Lage »der Körper richtet. Es gründet sich dieses auf »die vorherbestimmte Uebereinstimmung von Leib und »Seele. Zu mehrerm Beweise könnte ich den Satz »des nicht zu Unterscheidenden anführen, wenn nicht »bereits ausgemacht wäre, daß unmöglich ein Ding »zugleich sein, und nicht sein kann. So wenig es »gegenwärtig meine Absicht ist, das Lehrgebäude »der gelegentlichen Ursachen über den Haufen zu »werfen; so wenig werde ich auch jetzt untersuchen, »ob die Gesichtspunkte der Vorstellungskraft, welche »sich bis in die Zirbeldrüse fortpflanzen, nur ein»fach oder vielerlei sind. Genug, daß der Grund »dasjenige in der Ursache ist, woraus man das »darin Gegründete erklärt. Denn das Ganze zu»sammen genommen ist seinen Theilen gleich; und »wenn die Ursache gesetzt wird, so wird auch die »Wirkung gesetzt. Es ist zwar an dem, daß es »unendliche Wahrscheinlichkeiten gibt; doch sind diese

»Wahrscheinlichkeiten der Vermuthungen eben so ge»wiß, als die Erweise von vorne. Es thut nichts, »daß das Maas der Kräfte in der Welt einerlei »ist; so lange noch die Körper untheilbar sind, »und so lange der Raum ausgedehnt ist, dennoch »aber keine Eigenschaften hat. So deutlich alle diese »Wahrheiten an und für sich sind; so werde ich »mich doch noch besser erklären können, wenn ich »sie in folgenden Schluß zusammenfasse: Die Seele »ist ein Spiegel, in welchem sich die andern Mo»naden alle im Kleinen abbilden, und wenn man »die dunkeln Ideen einer Seele kennen sollte, so »würde man die Eigenschaft aller Wesen erkennen. »Nun ist aber außer Streit, daß die einfachen »Dinge, jedes für sich, bestehen, durch die verwirrte »Vorstellung aber nur ein Haufen zu sein scheinen. »Also folgt von selbst, daß Etwas dasjenige ist, »was Etwas sein kann, indem die Bewegung die »Veränderung eines Orts, der Ort aber die vor»gestellte Verhältniß unterschiedener von einander »abstehender Dinge ist. W. Z. E. W.«

Dieses wird genug sein, meinen Lesern zu dem vorzubereiten, was ich sagen will. Ich läugne gar nicht, daß es mich viel Mühe gekostet hat, Alles in ein völliges Licht zu setzen. Vorstehender Beweis hat meine Leibes- und Gemüthskräfte sehr mitgenommen. Aber desto gelehrter ist er auch. Ich denke stark, wie ein Philosoph; dennoch aber trage ich meine Gedanken sehr deutlich vor, wie man sehen kann, und eben dieses ist der Grund, warum ich einen merklichen Vorzug vor Andern nicht unbillig verlangen kann. Ich schreite nunmehr zur Hauptsache.

Buchdruckerstöcke nenne ich diejenigen Verzierungen und Bilder, welche theils über die gedruckten Schriften, theils bei den Anfangsbuchstaben, theils aber zum Schlusse derselben gesetzt werden. Ich bin nicht gesonnen, ihre Genealogie zu untersuchen. So viel aber ist wohl gewiß, daß sie nicht viel jünger sein können, als Faust und Guttenberg. Es ist dieses ein neuer Beweis, durch welchen wir unsere Vorzüge vor andern Völkern, und besonders vor den eingebildeten Franzosen, behaupten können. Sind wir Deutsche die Erfinder der Buchdruckerkunst, wie solches vor einigen Jahren in allen Zeitungen mit Mehrerm ausgeführt worden ist; so will ich denjenigen sehen, welcher so verwegen sein, und uns die Erfindung der Buchdruckerstöcke absprechen will. Die Meinung derer ist bereits von vielen widerlegt worden, welche sie den Gothen zuschreiben wollen, denen wir die witzigen Verzierungen an unsern Kirchen und Thürmen zu danken haben. Ich bin also der Mühe überhoben, dieses Vorurtheil jetzt zu bestreiten.

Hätte ich die boshafte Absicht, in der Gelehrtenrepublik ein neues Feuer anzurichten; so würde ich hier die schönste Gelegenheit dazu finden Wäre wohl etwas leichter, als ein Dutzend widrige Meinungen zu ersinnen, welche einige Feinde der Buchdruckerstöcke gehabt haben könnten? Ich dürfte nur erdichten, daß ein gewisser berühmter Mann, den ich nicht kenne, und den auch sonst Niemand kennt, sich habe verlauten lassen: dergleichen Buchdruckerstöcke wären nichts Anderes, als was die Tonnen bei den Wallfischen sind, welche man ihnen vorwirft, damit sie das Schiff in Ruhe lassen. Man gäbe nämlich dem geneigten Leser ein Bildchen in

die Hand, daß er damit spielen, und die Schrift selbst verschonen sollte. Besäße ich so viel Unverschämtheit, als mancher Autor besitzt, der in der gelehrten Historie noch lange so berühmt nicht ist, als ich, so würde ich, ohne roth zu werden, meinem Leser eine Unwahrheit sagen, und ihn versichern, daß der große Engländer Will. Lightbury in seinen **Various and curious Anecdotes for the Advantage of Learning, libro sexto, sectione quarta** (verschiedene curiose Anekdoten zur Belehrung, Buch 6, vierter Abschnitt), §. 9. sq. p. m. 419. sich sehr merkwürdiger Worte bedient habe, welche im Deutschen ungefähr so lauteten: »Um »deßwillen muß ich Ihnen, Mylord, aufrichtig be»kennen, daß meistentheils die schönsten und wich»tigsten Buchdruckerstöcke vor den magersten und »abgeschmacktesten Abhandlungen stehen. Sie kom»men mir daher nicht viel anders vor, als diejeni»gen Tafeln, auf welchen die kostbarsten Speisen »und Getränke gemalt sind, und welche öfters vor »solchen Gasthöfen hangen, in denen man gleich»wohl kaum so viel bekommen kann, als zur Stil»lung des Hungers und Durstes nöthig ist.« So weit unser Will. Lightbury, könnte ich sagen; und es wäre allerdings verwegen genug von mir gehandelt, wenn ich behaupten wollte, daß diese Stelle in einem englischen Scribenten stünde, da in der ganzen Welt niemals ein William Lightbury gewesen, und überhaupt von allem dem nicht ein Wort wahr ist, was dieser soll gesagt haben. Dem ungeachtet würde ich diese dreiste Lüge mit dem wohlhergebrachten Rechte der Autoren, und mit den herrlichsten Exempeln bewährter Schriftsteller beweisen

können, welche im Fall der Noth mit eignen Händen alte Manuscripte und Documente verfertigen, und noch öfter sehr umständlich sich auf die Zeugnisse großer Männer beziehen, welche sie gleichwohl so wenig kennen und gelesen haben, als ich und meine Leser den William Lightbury. Ja, was noch mehr, ich erlebte wohl gar in kurzer Zeit das Vergnügen, daß Andere in mehr als einer philosophischen Disputation, auf Treu und Glauben, sich den Ausspruch meines William Lightbury beriefen; und wer weiß, ob sich nicht Jemand des gemeinen Besten so väterlich annähme, und eine Schrift unter diesem Titel abfaßte: »Versuch einer abgenöthigten Vertheidigung wider die gefährlichen Meinungen des Will. Lightbury in seinen bekannten »Various and curious Anecdotes for the Advantage of Learning, libro sexto, sectione »quarta, §. 9. sq. pag. mihi 419, zur Aufnahme »des guten Geschmacks und aus Liebe zum werthen »Vaterlande, in möglichster Kürze sehr eilfertig, »jedoch mathematisch, entworfen von N. N. auf »Kosten des Verfassers.« So leicht würde mir es sein, Verwirrungen und Befehdungen unter vielen unserer Gelehrten anzurichten, wenn ich nicht bedächte, daß ein Gelehrter, welcher seinen Namen zur Nachwelt bringen will, noch etwas mehr Gewissen braucht, als mancher Advokat, welcher nur so lange für einen ehrlichen Mann angesehen zu sein wünscht, als der Proceß gangbar ist, und um deßwillen in einer Stunde so viel Urkunden und Zeugen machen kann, als er zu seinem rechtlichen Verfahren für jetzt nöthig hat.

Um deßwillen versichere ich meine Leser, daß

weder ein gewisser berühmter Mann, noch ein Will. Lightbury, noch auch, so viel mir bekannt ist, sonst Jemand etwas zum Nachtheil der Buchdruckerstöcke geschrieben hat. Ich kann also mit ruhigem Gemüth in meiner Abhandlung fortfahren. Ich werde meine Absicht lediglich dahin gerichtet sein lassen, daß ich in verschiedenen Exempeln zeige: »was vornehmlich bei der Wahl und geschickten »Einrichtung der Buchdruckerstöcke, nach Beschaffen»heit einer jeden Schrift, und deren wesentlichem »Inhalt zu beobachten sei, damit die Natur der »Sache allenthalben beibehalten, und dem Leser »ein aufrichtiger Begriff von demjenigen beigebracht »werde, wessen er sich zu dieser Schrift und ihrem »Verfasser zu versehen habe.«

Niemals habe ich ohne Wehmuth an den übeln Geschmack denken können, welcher bisher bei den juristischen Schriften, in Ansehung der Buchdruckerstöcke, geherrscht hat. Da ich selbst ein Priester der Gerechtigkeit bin, und so gut liquidiren kann, als ein Pachtamtmann; so liegt mir viel daran, daß ich auch in diesem Stücke der eingerissenen Unordnung nach Vermögen Einhalt thue. Könnte ich diesem Uebel dadurch steuern, wenn ich aufrichtig gestünde, daß mich dieser Mißbrauch mehr als einmal die bittersten Thränen gekostet hat; so würde ich dieses wehmüthige Bekenntniß mit Vergnügen thun. Weil aber unser großer Alciatus in seiner Glossa ad. l. 4. D. de Justitia et Jure §. fructa enim 14 aus der Erfahrung sehr gründlich angemerkt hat, daß ein Advokat nicht auf die Augen, sondern auf die Hände seiner Clienten sehen müsse, und es allerdings wider den

Stylum curiae laufen würde, wenn ein Rechtsgelehrtes sich durch Thränen bewegen ließe; so halte ich es für sehr vergeblich, dieses Bekenntniß meiner Betrübniß öffentlich abzulegen. Es wird genug sein, wenn ich einige Vorschläge thue, was künftig in Ansehung der Buchdruckerstöcke bei juristischen Schriften zu beobachten sei.

Unter sechs praktischen Abhandlungen de eo, quod justum est, circa (von dem, was Rechtens ist, in Betreff —) wird man wenigstens fünf antreffen, über welchen die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen, mit dem Schwerte und mit der Wage sitzt. Ich weiß es wohl, daß dieses ihr gewöhnlicher Aufzug ist, und ich würde dabei gar nichts erinnern, wenn man sie nur über solche Schriften setzte, welche von den Rechten unsrer Vorfahren, der alten Deutschen, handeln. Von diesen allenfalls will ich glauben, daß bei ihnen die Gerechtigkeit verbundene Augen und in den Händen Schwert und Wage gehalten habe; allein, die Zeiten ändern Alles. Bei uns ist diese Tracht gar nicht mehr Mode. Wie lächerlich würde es aussehen, wenn ich jenen Landjunker, der nichts thut, als daß er trinkt und spielt, mit Helm und Harnisch malen wollte, wie sein Großvater gemalt ist, der in den rauhen Zeiten lebte, in welchen man es noch für rühmlich hielt, für das Vaterland zu sterben? Nein, jetzt sind unsre Zeiten weit gesitteter und aufgeklärter, und ich halte es für billig, daß auch wir, Jeder in seinem Stande, uns nach dem heutigen Geschmacke richten lernen. Ich rathe es also meinen Collegen aufrichtig: Wenn sie nützliche Anleitungen zur goldenen Praxis schreiben wollen,

so müssen sie den Buchdruckerstock so wählen, daß die Göttin der Gerechtigkeit nicht allein die Augen verbunden habe, sondern sie müssen ihr die Binde auch über die Ohren recht fest machen, daß sie weder hört noch sieht. Die Hände hingegen müssen sie ihr schlechterdings frei lassen, damit sie zugreifen kann, wenn die Parteien ihren Beweis und Gegenbeweis übergeben, es bestehe nun dieser in baarem Gelde, oder in Victualien.

Aber so streng will ich doch nicht sein, daß ich die Wage ganz und gar abschaffen wollte. Nein! sie hat noch ihren guten Nutzen. In den Werken, welche de justitia distributiva (von der richtig austheilenden oder vertheilenden Gerechtigkeit) handeln, ist die Wage ganz unentbehrlich. Schriebe ich nur für Juristen, so würde es nicht nöthig sein, mich zu erklären, was justitia distributiva in verschiedenen Richterstuben heiße. Aber dem schönen Geschlechte zu gefallen, muß ich anmerken, diese sei eine praktische Kunst, zu untersuchen, wie sich die Sache eines Armen gegen die Sache eines Reichen, und ein Kober Krebse, den uns ein armer bedrückter Bauer, als Kläger, bringt, gegen ein wildes Schwein verhält, das uns ein gnädiger Herr, als Beklagter, zu Aufmunterung unsers Eifers für die gerechte Sache zuschickt. Dieses heißt justitia distributiva [1]). Und in diesem Falle ist

[1]) Hiervon ist mit Mehrerm nachzusehen des berühmten Herrn Professors in Leyden Gille Hooenhoeck nomenclator forensis, oder juristisches Wörterbuch, in welchem, unter dem Buchstaben J, obige Beschreibung de justitia distributiva von Wort zu Wort sich befindet, und noch dieses hinzugesetzt ist,

die Wage ganz unentbehrlich. Ich wollte aber doch auch wohlmeinend rathen, daß man die Gerechtigkeit bei dergleichen Gelegenheit mit offenen und unverbundenen Augen vorstellte; denn es trägt dieses viel dazu bei, den **statum causae** recht einzusehen.

Ich besitze ein Buch, aber der Titel ist weggerissen; um deßwillen ist mir der Verfasser und die Jahrzahl, wenn es herausgekommen, unbekannt. So viel kann ich aus dem Drucke schließen, daß es ziemlich alt sein mag, und die sogenannten Summarien der Kapitel zeigen durchgängig, daß es von der Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit, oder, wie mein unbekannter Autor sich ausdrückt, **de ultimo fine caussidicorum** (von dem letzten Ende der Advokaten) handelt. Von der Sache, welche darin ausgeführt worden, will ich nichts gedenken, weil sie auf unsere Zeiten gar nicht paßt. Allein, dieses muß ich doch als einen Beweis des guten Geschmacks anführen, den man in vorigen Zeiten gehabt, daß man daselbst besonders drei Stöcke antrifft, welche ausserordentlich wohl gewählt sind. Der erste steht gleich über dem Anfange der Vorrede, und ist ein feiner Holzschnitt,

---

daß nach verschiedener Rechtsgelehrten Meinung ein Kober Krebse probatio semiplena (ein blos halber Beweis), ein wildes Schwein aber documentum guarentigionatum (ein völlig verbürgter Beweis, ein garantirtes Dokument) heiße. Ich habe aber davon mit Fleiß in meinem Texte nichts erwähnen wollen, weil dieses nur den holländischen Schlendrian betrifft, und hier zu Lande ganz und gar nicht eingeführt ist.

der eine Wollschur und im Prospekte den Tempel der Gerechtigkeit ganz zierlich vorstellt, mit der Ueberschrift: **Pastoris est, tendere pecus!** (Der Schäfer hat das Recht, die Schafe zu scheeren). Der Anfangsbuchstabe ist ein **A**, so auf einem Expensbuche steht. Zum Schlusse der Abhandlung ist eine zusammengekrümmte Schlange, ungefähr so, wie man die Ewigkeit malt. In dem innern Raume derselben erblickt man die Worte: **In saecula saeculorum.** Ob dieses Letztere nur ein andächtiger Wunsch sein soll, den der Verfasser, anstatt des sonst gewöhnlichen, in unsern Zeiten aber auch altväterisch gewordenen, **Soli Deo gloria**, angehangen hat? das weiß ich nicht. Ich glaube aber, daß diese Stöcke sich alle drei gar füglich auf den abgehandelten Satz, **de ultimo fine causidicorum**, deuten lassen.

Anfänglich hatte ich mir vorgesetzt, einen Buchdruckerstock auszudenken, den man vor eine Schrift setzen könnte, in welcher von der Billigkeit, sich der Wittwen und Waisen ohne Eigennutz und redlich anzunehmen, gehandelt würde. Es hat mir es aber ein gewisser vornehmer Mann ausgeredet und als Ursache angeführt, daß dergleichen Stöcke gar überflüssig wären, da diese Materie nur unter die theoretischen Wahrheiten gehörte, welche wenige Leser, und um deßwillen schwerlich einen Verleger finden würden. Aus Hochachtung gegen diesen großen Mann bin ich zwar seinem Rath gefolgt; nur befürchte ich, daß mir dadurch die Gelegenheit genommen werde, von verschiedenen juristischen Sätzen zu handeln, welche man eben sowohl für solche theoretische Wahrheiten, als jene halten und glau=

ben wird, daß sie weder Leser, noch Verleger, finden dürften. Nunmehr darf ich es in der That nicht wagen, etwas von der Natur und Eigenschaft eines Advokatengewissens, von Wiedererstattung des unrecht erworbenen Gutes, welches man mit aller Legalität seinen Clienten entwendet hat, von der Wichtigkeit der Eidschwüre, von der Strafe der Erbschleicher und von hundert andern Sachen zu reden. Ja, nach eben dieser Regel wird es vergebens sein, über die Taxordnung etwas zu bemerken. Und dennoch glaube ich, alle diese Stücke sollten die schönsten Erfindungen zu den zierlichsten Buchdruckerstöcken geben. Ich kann diesen Verlust kaum verschmerzen. Gesetzt auch, daß alle diese Dinge nicht mehr Mode, und höchstens nur theoretische Wahrheiten sind! Darf man denn deßwegen nicht mehr davon schreiben? Kann man sie denn nicht wenigstens unter die juristischen Alterthümer rechnen? Sollten dergleichen Abhandlungen nicht wenigstens eben so nützlich sein, als die Abhandlungen von den Salben der Griechen und von den langen und kurzen Röcken der Römer? Ich wette darauf, wer davon schreibt, kann sich den Beifall der berühmtesten Männer und wenigstens in vier Wochenblättern den Titel eines **doctissimi, clarissimi, viri celeberrimi, Auctoris vetustatem venerandi**, versprechen. Nur von der Billigkeit, sich der Wittwen und Waisen ohne Eigennutz anzunehmen, von solchen Pflichten eines Rechtsgelehrten, die unsere alten Vorfahren, die Barbaren, welche nichts von **Glossis** und **Brocardicis** wußten, für so unentbehrlich hielten, nur davon soll es nicht erlaubt sein, etwas zu schreiben, aus Furcht,

man möchte vergebens geschrieben haben? Das halte ich für grausam! Und dennoch sehe ich mich gezwungen, dem mir gegebenen Rathe dieses großen Mannes zu folgen, weil er mein nächster Vetter ist; weil er über zwanzigtausend Gulden besitzt; weil er drei Aerzte hat, die ihn alle drei auf einmal mit Medicamenten versorgen, und er also, wofern diese ihr Handwerk recht verstehen, nicht lange mehr leben kann. Vor der ganzen Welt müssen mich diese Gründe rechtfertigen; und wer mir nunmehr noch vorwerfen wollte, daß ich aus Eigennutz nachgegeben, und nicht die Liebe zur Wahrheit über Alles gehen lassen, der muß sein Lebtag keinen reichen Vetter gehabt haben. Und auf solcher Leute blödes Urtheil gebe ich nichts, wie billig.

Für die Schriften unserer starken Geister habe ich lange, doch vergebens nachgedacht, einen Buchdruckerstock ausfindig zu machen. Ueber Wahrheiten zu spotten, welche wir kleine Seelen unter einander gemeiniglich die wichtigen Wahrheiten der Religion nennen; dazu gehört eine so besondere Fähigkeit, welche man ordentlicher Weise bei vernünftigen Kreaturen nicht antrifft. Ich rede gar nicht von Allen. Dem Spinoza will ich, was den tiefsinnigen Verstand anbetrifft, sein Recht gern wiederfahren lassen, und unsern starken Geistern gönne ich das Vergnügen, sich eben sowohl Spinozisten zu nennen, als ich mich für einen eifrigen Wolfianer ausgab, da ich noch in Prime saß. Das wäre barbarisch, wenn man unsern Freigeistern nicht einmal diesen Titel einräumen wollte. Ein Geschöpf, welches sich so viel Gewalt anthut, daß es seine Empfindung verläugnet; welches Sachen behauptet,

worin ihm sein eigener Verstand widerspricht; welches seiner Vernunft entsagt, um uns die Vernunft, als das einzige Mittel zur Glückseligkeit anzupreisen, welches sich der Verachtung aller Welt aussetzt, um unser Lehrmeister zu werden; welches in dieser Welt sein Glück von sich stößt, uns zu versichern, daß wir in jener Welt keins zu hoffen haben, welches ein Narr wird, um ein Autor zu heißen; ein solches Geschöpf sollte nicht einmal so viel Mitleid verdienen, daß wir ihm den Titel eines Spinozisten zugestünden? Der Einwurf taugt gar nichts, er ist abgeschmackt, wenn man auf die Erfahrung trotzt, daß der schwächste Kopf oftmals der stärkste Geist sei; daß dazu viel weniger Verstand gehöre, die Gründe der geoffenbarten Religion zu läugnen, als zu beweisen; daß derjenige die Gesetze des Staats beleidige, welcher die Gesetze der Offenbarung über den Haufen zu werfen sucht; daß die Pflichten der Geselligkeit dadurch gebrochen würden, wenn man seinen Mitbürgern die Mittel, ihr Gemüth zu beruhigen, aus den Händen reißt, ohne ihnen bessere Mittel anzugeben. Alle diese Einwürfe sind ungegründet, sie sind abgeschmackt. Ich habe es schon oben gesagt, und hier sage ich es noch einmal. Das ist ein richtiger Beweis und noch weit gründlicher, als derjenige Beweis, welchen unsere starken Geister einigen Engländern treuherzig nachbeten, wenn sie die biblische Geschichte von der Schöpfung der Welt lächerlich machen wollen.

Aus rühmlichem Eifer für die gerechte Sache unserer starken Geister, bin ich von meiner Hauptsache ganz abgekommen. Ich wollte von den Buch-

druckerstöcken handeln, welche vor ihre Schriften gehören, und gleichwohl gerathe ich in einen so heftigen Eifer, mich ihrer anzunehmen, als wäre man schon im Begriff, sie ins Tollhaus zu stecken. Es schadet nichts, wenigstens ist es meine Schuld nunmehr nicht, wenn man sie ja noch dahin bringen sollte, wo diejenigen eingeschlossen und verwahrt werden, welche aus Mangel der Vernunft sich und Andern schaden können. Das Meinige habe ich gethan und komme nun wieder zur Hauptsache.

Meine Leser werden sich erinnern, daß ich gleich anfangs erwähnt, wie ich lange und vergebens nachgedacht, einige Buchdruckerstöcke ausfindig zu machen. Dieses bewog mich, eine der neuesten Schriften unserer starken Geister aufzuschlagen und wenn die Andern alle so sind, so halte ich meine Sorge beinah für überflüssig, weil ich finde, daß die Stöcke mit Einsicht gewählt sind. Diese ganz neue, und wo ich nicht irre, die allerneueste Abhandlung fängt sich mit einem J an. Dieser Buchstabe steht in einer viereckichten Verzierung, auf welcher ein Fuchs sitzt. In seinen Pfoten hält er einen Kopf. Weil es nur ein Holzschnitt ist, so habe ich nicht recht deutlich unterscheiden können, ob es der Kopf von einem Menschen oder von einem unvernünftigen Thiere ist; und eben dieses hat mich noch bis auf diese Stunde zweifelhaft gelassen, ob es das Brustbild des geschickten Herrn Verfassers sein, oder auf die bekannte Fabel gehen soll, welche Phädrus von der Maske erzählt, die zwar vortrefflich ausgesehen, aber kein Gehirn gehabt hat. Ich bin hierin freilich noch ungewiß; aber je mehr ich in der Abhandlung selbst lese, desto

mehr glaube ich auch, daß der Verfasser, nach der Gewohnheit anderer großen Schriftsteller, der Nachwelt sein Bildniß mittheilen wollen. Beiläufig muß ich hier gedenken, daß ich in veteri triclinio, a *Jul. Ursino* exhibito, in appendice ad Ciaccon. p. 120. edit. Sanctandr. nachgeschlagen, wo ich unter andern gemalten Larven eine gefunden habe, welche meinem obgedachten Herrn Autor vollkommen ähnlich sieht; und dieses überzeugt mich von seinem guten Geschmack noch mehr.

Vermöge der natürlichen Ordnung komme ich nunmehr auf die Philosophen. Denn ich kenne keinen einzigen Freigeist, welcher sich nicht unter der ansehnlichen Gestalt eines Philosophen groß und furchtbar zu machen sucht. Die Menge der philosophischen Schriften verdiente wohl, daß ich die gelehrte Welt mit einer eben so großen Menge von Buchdruckerstöcken versorgte, welche vor dieselben gesetzt werden könnten. Man könnte sich hiervon einen doppelten Nutzen versprechen. Ich würde dadurch dem Mißbrauch steuern, welcher besonders bei dieser Art von Schriften eingerissen ist, und überdieß würden die Leser noch den Vortheil haben, daß sie bei Erblickung eines deutlichen Buchdruckerstocks wenigstens etwas verstünden, da gemeiniglich die Abhandlungen selbst so eingerichtet sind, daß man ohne besondere Erleuchtung nicht einsehen kann, ob es eine Abhandlung von den Monaden, oder aus der Alchymie sein soll. Mein Vorsatz erlaubt mir nicht, so weitläuftig zu sein, als es das allgemeine Beste erfordert; und ich hoffe, ich werde das Recht haben, meine Bequemlichkeit allen andern Absichten vorzuziehen, so lange man einem Autor das Recht

nicht absprechen kann, mehr auf sich, als auf das gemeine Beste, zu sehen. Um deßwillen werde ich für dießmal nur einiger gedenken. Wir fangen nunmehr an, diejenigen glückseligen Zeiten zu erleben, in welchen wir durch mehr, als Ein gedrucktes Zeugniß, den Vorwurf unserer eifersüchtigen Nachbarn zu Schanden machen können, welche glauben, daß wir Deutsche zu wenig Witz und zu viel Ernsthaftigkeit besitzen. Unsere muntern Jünglinge brechen uns die Bahn. Voll edler Verwegenheit unternehmen sie Beweise der schwersten und ernsthaftesten Materien aus der Metaphysik, und dennoch Alles mit einer spaßhaften Miene und mit einer sehr merkwürdigen Lebhaftigkeit. Wenn sie von den ewigen Wahrheiten der besten Welt zu reden versprechen, so werden sie uns mit lachendem Munde erzählen, daß die Augen ihrer Chloris reizend und ihr Mund so bezaubernd sei, daß sie von ihrer besten Welt erst alsdann recht überführt werden könnten, wenn sie diesen Mund küssen dürften. »Das erste Wesen aller Dinge legte mit weiser »Vorsicht die Kräfte in den Menschen, die Mittel »zu wählen, welche zu Beförderung seiner Glück»seligkeit dienlich sind, und dasjenige zu meiden, »was ihm an Erlangung derselben hinderlich sein »konnte.« So prächtig klingt ihr Satz. Fragt man nach dem Beweise? Der Beweis folgt unmittelbar darauf. »Ich wähle die Chloe, weil ich bei ihrer »Liebe der Glückseligste bin: aber mit der größten »Kaltsinnigkeit begegne ich Selinden, denn ihre »Sprödigkeit will keine Schäfer, sondern Sklaven »haben.« Ist dieser Beweis nicht ganz unerwartet? Ist er nicht eben um deßwillen vortrefflich? Unser

großer Philosoph liebt Chloen und flieht Selinden! Warum? Denn das erste Wesen aller Dinge (§. 1.) legte mit weiser Vorsicht (§. 4.) die Kräfte in denselben (§. 9. 10.), durch eine freie Wahl (§. praeced.) sein Glück und sein Unglück zu befördern. Es wird einem solchen starkdenkenden Geiste ein Leichtes sein, die Existenz Gottes auf eine so spielende und lustige Art zu beweisen, daß auch der Setzer seiner Schrift vor herzlicher Ueberzeugung sich des Lachens nicht enthalten kann, sobald er die Demonstration in die Hände bekommt. Könnte wohl ein vortrefflicheres Mittel, als dieses, ausgesonnen werden, auch den Pöbel von den wichtigsten Wahrheiten der höchsten Philosophie und der natürlichen Gottesgelahrheit zu überzeugen? Gewiß keins! Und wer so unverschämt sein und mir darin widersprechen wollte, der müßte . . . ich weiß beinah nicht, was ich von ihm denken sollte; mit einem Wort, der müßte so eigensinnig, als Wolf, sein. Wenn ich meine philosophischen Helden mit Einem Blicke übersehe, so finde ich bei allen eine große Aehnlichkeit, die sie unter einander haben. Der Körper von ihren Abhandlungen ist ernsthaft und ansehnlich; die Einkleidung ist lustig und possierlich. Ich werde also für Alle Einen Buchdruckerstock vorschlagen. Vielleicht schickte sich dieser am besten, wenn sie sich wollten gefallen lassen, über ihre Schriften ein Bild zu setzen, welches einen griechischen Philosophen in seiner ehrwürdigen Kleidung vorstellte; jedoch mit dem Unterschied, daß er den Mantel, den Hut, und die komische Stellung eines Scapins an sich hätte. Wem der Scapin nicht gefällt, der mag sich den

Pantalon wählen; und wem die Kleidung des Pantalon auch noch zu ernsthaft ist, dem lasse ich die freie Wahl, die dritte Art von dergleichen Trachten zu nehmen, welche bei seiner Schrift vielleicht noch natürlicher läßt.

Es gibt unter unsern Philosophen eine gewisse Sekte, welche durch ihren geheimnißvollen Vortrag ihre Meinung so gut zu verstecken wissen, daß man darauf schwören sollte, sie verstünden selbst nicht, was sie schreiben. Ihre Sprache ist so dunkel, wie die Räthsel der Morgenländer, und wenn sie anfangen, recht tiefsinnig zu demonstriren; so sollte man glauben, sie zauberten. Ich werde es verantworten können, wenn ich sie um deßwillen philosophische Quäker nenne. Bloß aus Hochachtung gegen sie geschieht es, daß ich ihnen diesen Titel beilege. Ich suche auch zwischen ihnen und den Quäkern keine Aehnlichkeit weiter, als in der Art, mit welcher beide ihre Gedanken ausdrücken. Denen würde ich es in der That schlechten Dank wissen, welche in der Vergleichung weiter gehen, und von dem geistlichen Hochmuth der Quäker, von ihrem verderbten Geblüt, von ihrer unachtsamen Kleidung, von gewissen unordentlichen Trieben, welche doch ihren Lehrsätzen, wenigstens dem Wortverstande nach, widersprechen, und von andern dergleichen Sachen eine Aehnlichkeit auf meine Philosophen herleiten wollten. Es ist hier der Ort gar nicht, davon zu handeln; vielleicht zeigt sich im Nachfolgenden eine Gelegenheit dazu. Jetzt will ich beim Hauptsatze bleiben, da ich dergleichen Philosophen, ihrer mystischen Sprache wegen, mit den Quäkern in eine Reihe stelle. Für diese schickt sich wohl

kein Buchdruckerstock besser, als derjenige, welcher die Priesterin zu Delphi auf ihrem Dreifuß mit begeisterter Geberde und derjenigen heiligverzerrten Miene vorstellt, mit welcher sie die neugierigen und verzweifelnden Menschen durch ihre hohen Aussprüche noch zweifelhafter macht. Dieser Buchdruckerstock hat seinen zureichenden Grund in dem Wesen des Dings, oder, niedriger zu reden, er schickt sich auf meine quäkerischen Philosophen vollkommen. Diese bekommen, über ihren Erweisen, von der Einheit, von dem sich selbst Bestimmenden, vom leeren Raume und dergleichen, eben solche kunstmäßige Verzückungen auf ihren Großvaterstühlen, als die delphische Priesterin unter ihrem Wahrsagen auf dem Dreifuß bekam. Wenn diese schäumte, so redete sie die Sprache der Götter, denn ein Sterblicher verstand sie nicht; und wenn dergleichen Philosophen bündig schreiben, so schreiben sie unverständlich, denn dieses nennen sie die Sprache der Weisheit. Die delphischen Aussprüche, so dunkel sie auch waren, fanden dennoch ihre eifrigen Verehrer, und man betete sie abergläubisch nach, ohne zu wissen, was darunter zu verstehen sei. Ist aber nicht eben dieses auch bei uns die Ursache, daß wir in der Weltweisheit so abergläubische Sektirer in **aner finden, welche eben das denken, was ihr Lehrmeister gedacht hat? Und oftmals hat dieser nichts gedacht. Wer sich an dem Tempel zu Delphi vergreifen wollte, dem drohten die Priester mit den rächenden Blitzen der Götter, und ganz Griechenland ward in Harnisch gebracht. Frevelt man aber mit einem Philosophen, so erbittert man gewiß ein ganzes Heer junger Schriftsteller, welche das

Lehrgebäude ihres Abgotts, durch Heischesätze, Lehrsätze, Grundsätze und Aufgaben, vertheidigen, und uns wohl gar mit a — b — x zu Heiden demonstriren. Kommt es aber gar so weit, daß sich ihr Anführer selbst in den Kampf mengt; so werden wir uns gewiß keine gelindere Züchtigung versprechen können, als daß er uns methodo mathematica (nach der mathematischen Methode) auf einmal aus einem Menschen in ein unvernünftiges Thier verwandelt. Noch mehr! Die delphische Priesterin wahrsagte nicht eher, als bis sie durch genugsame Opfer, Geschenke und Belohnungen, in ihre heilige Wuth gerieth; und meine Philosophen werden niemals eher .. Doch ich irre mich. Meine Philosophen schreiben bloß aus Liebe zur Wahrheit.

Unsere heidnischen Vorfahren gaben ihren Priestern, den Barden, Schuld, daß sie in ihren Liedern und Gesängen mit vieler Heftigkeit wider den Geiz eiferten, und gleichwohl selbst die Geizigsten im ganzen Volke wären. Da wir nunmehr Christen sind, so ist freilich diese üble Gewohnheit mit noch vielen andern Lastern abgekommen, welche die alten Deutschen an sich hatten. Doch etwas Aehnliches davon findet sich noch bei einigen unserer Philosophen. Ich will ihrer nur mit wenig Worten gedenken, da ich mich im Vorhergehenden auf gewisse Maße dazu anheischig gemacht habe. Es gibt deren zwischen Straßburg und Breslau nur drei, höchstens vier, welche in ganzen Quartanten von den Pflichten der Menschen gegen ihre Mitbürger, von Erlangung des höchsten Gutes, von der Erkenntniß des Schöpfers aus der Natur, von der Belohnung und Bestrafung des Guten und

Bösen, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Bändigung aller heftigen Leidenschaften, und von der wahren Zufriedenheit eines Menschen, mit solcher Lebhaftigkeit und mit solchem Eifer schreiben, daß sich ihre Abhandlungen auf das Erbaulichste lesen lassen. Gleichwohl will man aus besondern Umständen dieser Moralisten schließen und für gewiß versichern, daß sie, wenn man sie als Menschen und nicht als Philosophen betrachtet, nichts weniger, als die Pflichten gegen ihre Mitbürger, erfüllen; daß sie in Bestimmung des höchsten Gutes sehr ungewiß sind, und sich sehr körperliche Begriffe davon machen; daß sie an die Erkenntniß des Schöpfers, an die Vergeltung des Guten und Bösen, und an die Unsterblichkeit der Seele nicht länger denken, als sie auf der Katheder stehen, oder an dem Pulte sitzen. Niemals sind sie, sagt die Gelehrtenhistorie unserer Zeit, wider den Hochmuth mehr ergrimmt, als wenn man ihnen ihren Rang streitig machen will. Nur erst alsdann kommt ihnen der Geiz recht abscheulich vor, wenn ihre Gläubiger so unphilosophisch sind und auf ihre Bezahlung dringen. Und ist ihre Chloe (denn die Philosophen haben auch ihre Chloen), ist diese, sage ich, so niedrig gesinnt, daß ihr die Geschenke und Küsse eines erhitzten Stutzers lieber sind, als die abstrakten Seufzer ihres dogmatischen Anbeters; so kann man gewiß glauben, daß er in der nächsten Messe eine große Abhandlung wider die unbändigen Leidenschaften der Wollust und der unordentlichen Liebe schreiben wird. Für diese Philosophen weiß ich keinen bessern Buchdruckerstock vorzuschlagen, als ihr eigenes Bildniß. Sie sol-

len die Wahl haben, ob sie sich nur im Brustbild, oder in ihrer völligen Große wollen vorstellen lassen. Die Larven, unter welchen sie sich ordentlich zu verbergen suchen, will ich ihnen nicht ganz nehmen; sie mögen solche behalten, doch so, daß man wenigstens die Hälfte von ihrem wahren Gesicht sehen kann. Ein einziges Lineament, das man von ihnen erblickt, wird schon genug sein, dem Leser zu zeigen, wer hinter der Larve steckt. Es muß artig anzusehen sein, wenn die eine Seite des Gesichts einem Lehrer des menschlichen Geschlechts gleicht, die andere Seite aber solche Züge blicken läßt, welche die heftigsten Leidenschaften eines eingebildeten, eines geizigen, eines ausschweifenden Gemüths verrathen. Ich will nicht hoffen, daß sich meine Philosophen durch diesen wohlgemeinten Vorschlag beleidigt finden werden. Geschähe dieses aber, so verdienten sie wohl, daß sie die Obrigkeit selbst anhielte, entweder gar nicht mehr zu schreiben, oder ihr Bildniß so vorzusetzen, daß sie auch nicht einmal die Hälfte des Gesichts bedecken dürften. Ich weiß beinah nicht, welche von diesen beiden Strafen für sie die grausamste sein würde.

Eben da ich im Begriffe bin, in gegenwärtiger Abhandlung weiter fortzufahren, und gegen die übrigen Gelehrten und Schriftsteller eben die Bereitwilligkeit zu zeigen, die ich bisher gegen die Rechtsgelehrten, die Freigeister und einige Philosophen, gezeigt habe, erhalte ich von meinem guten Freunde, Peter Trommer in Augsburg, einen Brief, worin er meldet, daß er von meinem Vorhaben, gegenwärtige Schrift abzufassen, Nachricht erhalten, und um deßwillen sich die Mühe gegeben

habe, einige Buchdruckerstöcke zu schneiden, wovon er mir den Abdruck schickt. Er überläßt mir die Mühe, ausfindig zu machen, vor welche Bücher sie sich eigentlich schicken, und bittet mich, seine Arbeit sowohl, als sein löbliches Vorhaben, noch mehr dergleichen zu liefern, der gelehrten Welt bekannt zu machen. Ich darf es ihm, als meinem Freunde, freilich nicht wohl abschlagen, ungeachtet ich von einigen seiner Buchdruckerstöcke gar nicht errathen kann, vor welche Bücher sie sich eigentlich schicken sollten. Weil aber Herr Trommer vor allen Andern wegen seiner Geschicklichkeit in der Kunst, Buchdruckerstöcke zu schneiden, berühmt ist, so will ich sie meinen Lesern mittheilen. Hoffentlich wird sich dieses Verzeichniß eben so anmuthig lesen lassen, als ein Meßkatalog, wo man auch nur Titel von Büchern liest, und oftmals solche Titel, aus denen man den eigentlichen Inhalt der Bücher, zu welchen sie gehören, wohl nimmermehr errathen sollte. Finden sich, wie ich gar nicht zweifle, Liebhaber zu diesen Buchdruckerstöcken; so kann ich ihnen melden, daß Herr Peter Trommer künftige Ostermesse zu Leipzig in Bräunings Hofe rechter Hand anzutreffen, und bei ihm Alles um einen leidlichen Preis zu bekommen sein wird. Ich behalte mir die Erlaubniß vor, nach der Messe einige Nachricht zu geben, welche von diesen Stöcken am meisten abgegangen sind. Hier ist das Verzeichniß selber.

Mitten unter alten Gemäuern von eingefallenen Tempeln und Säulen sitzt derjenige Vogel, welcher nur im Finstern sieht und bei Tage blind ist, der sich von Ungeziefer und kleinem Gewürm nährt, dessen gräßliches Geschrei niemals etwas Gutes be-

deutet, und welcher, sobald er zu schreien anfängt, alle Vögel der ganzen Gegend wider sich rege macht. Was mir bei diesem Stocke am besten gefällt, ist dieses, daß Herr Trommer mit vieler Geschicklichkeit diesem Vogel eine so ernsthafte Miene zu geben gewußt, daß er alle andern Vögel mit Verachtung anzusehen scheint, welche sich nicht, wie er, unter altem Gemäuer und im Dunkeln beständig aufhalten. Ein Paar große Augen, die er grimmig im Kopfe herumwälzt, ein aufgesperrter Schnabel und starke Klauen scheinen einen Jeden zu warnen, diesen Vogel in seinem Neste anzugreifen.

In einem prächtigen Zimmer ist ein Mann zu sehen, welcher, nach einer beigebrachten Anmerkung, der römische Kaiser Domitian sein soll. Er thut ungemein geschäftig, und scheint sich, durch die viele Arbeit und heftige Bewegung, ganz ermüdet zu haben; ungeachtet dieses seine wichtigste Beschäftigung ist, daß er Fliegen fängt. Das Bild ist vortrefflich gemalt, ich kann es nicht läugnen; nur weiß ich ganz und gar nicht zu begreifen, warum er diesen Mann nicht in römischer, sondern in deutscher Kleidung vorgestellt hat.

Der dritte Buchdruckerstock ist das Bild des griechischen Weisen, welcher die Sterne sorgfältig betrachtet, auf den Weg aber nicht sieht, und um deßwillen in eine Grube fällt. Herr Trommer hat hierbei den Einfall, den vielleicht der größte Theil meiner Leser auch haben wird, daß sich nämlich dieser Stock am besten vor einige astronomische Abhandlungen schickte. Ich will diesem nicht gänzlich widersprechen, wenn ich bedenke, daß viele der Mathematiker sich um die Sterne mehr bekümmern,

als um dasjenige, was sie auf der Erde und gegen sich selbst sowohl, als gegen andere Menschen zu beobachten haben. Es ist wahr, es gibt deren verschiedene, welche ihre Haushaltung und Kinderzucht versäumen, um der Bahn eines Kometen nachzuspüren; und welche nichts thun, als daß sie mit elektrischen Experimenten spielen, zu der Zeit, da ihre Weiber vor langer Weile ganz andere Observationen anstellen. Gleichwohl sollte ich meinen, daß es noch viel mehr Arten der Gelehrten gäbe, welche aus eben diesen Ursachen einen Anspruch auf gegenwärtigen Buchdruckerstock machen können. Und besonders möchte ich ihn einem gewissen Manne vorschlagen, welcher über die Untersuchung der jüdischen Alterthümer Weib und Kind vergißt, und als ein halber Rabbiner in Gesellschaften unerträglich wird.

Eine Gesellschaft von Schustern sitzt an einem Tische beisammen. Auf demselben liegt eine Landkarte von Deutschland. Man sieht es ihnen an ihren Gesichtern ganz deutlich an, daß sie sehr heftig mit einander streiten. Der eine weist mit dem Finger auf Schlesien und sieht sehr bedenklich dabei aus; zwei haben einander bei den Haaren gefaßt, und der dritte liegt schon unter der Bank, und überhaupt sieht die ganze Gesellschaft sehr patriotisch aus. Mich däucht, dieser Stock sollte sich sehr gut vor eine politische Monatschrift schicken.

Ein Indianer liegt, mit einem Rauchfaß in der Hand, vor einem Altar, und betet ein Götzenbild an, welches den Bauch von einem Menschen, die übrigen Gliedmaßen aber, und besonders die um den Kopf herum, von verschiedenen Thieren hat.

Herr Trommer hat mich sehr gebeten, ihm einen Käufer zu diesem Buchdruckerstocke zu verschaffen. Ich kenne nicht mehr, als einen einzigen guten Freund, welcher im Stande ist, Bücher zu schreiben, vor welche sich ein solcher Stock schickt; und wenn sich dieser nicht entschließt, solchen zu kaufen, so zweifle ich fast, ob er einen Liebhaber finden wird. Allenfalls muß sich Herr Trommer entschließen, ihn nach ** zu schicken, wo er ihn gewiß an den Mann bringen kann.

Die Fabel ist bekannt, welche uns erzählt, daß ein Mann sich Mühe gegeben, eine Menge Affen zu unterweisen, und sie dahin zu bringen, daß sie wenigstens vor den Leuten ihre natürlichen Sprünge und affenmäßigen Handlungen verbergen, und sich in ihren Posituren, wie Menschen, anstellen sollen. Als er es durch gute und scharfe Mittel endlich so weit gebracht, daß sie einigermaßen menschlich gethan, so verdirbt ihm ein Spötter seine ganzen Bemühungen, da er Nüsse und Aepfel unter sie wirft, wodurch sie auf einmal aus ihrer unnatürlichen Stellung gebracht werden, und sich so zeigen, wie sie natürlich sind. Diese Fabel hat mein augsburgischer Freund sehr lebhaft in einem Stocke ausgedrückt. Der Mann, welcher sich Mühe gibt, die Affen zu unterweisen, scheint sich sein Amt so angelegen sein zu lassen, als wenn er mit der wichtigsten Sache von der Welt zu thun hätte. Aber die verschiedenen Stellungen seiner Schüler geben deutlich genug zu verstehen, daß sie nur aus Zwang vernünftig thun, und länger nicht, als er vor ihnen steht und ihnen droht. Unter der menschlichen Kleidung gukt das Affengesicht allemal vor-

Verschiedene blöken gar die Zähne wider ihn, und der eine Affe besonders, welcher vor andern ansehnlich ist, droht, ihn zu kratzen. Von ferne zeigt ihnen ein Zuschauer einen Korb voll Obst, nach welchem sie alle mit lüsternen Blicken sehen, und auf dem Sprunge zu stehen scheinen, Lehre und Zwang zu verlassen, um ihren natürlichen Trieben wieder zu folgen. Dieser Buchdruckerstock findet wegen seiner außerordentlichen Sauberkeit, mit der er gezeichnet ist, vor allen andern meinen Beifall, und ungeachtet er sich vor gegenwärtige Abhandlung gar nicht schickt, so würde ich doch dem Verleger sehr verbunden sein, wenn er die wenigen Kosten nicht scheuen, und diesen Stock kaufen wollte, damit er meiner Schrift vorgesetzt werden könnte. Ich weiß es gewiß, er ist zu gefällig, als daß er mir diese Bitte abschlagen sollte.

Hinkmars von Repkow

Noten ohne Text[1].

Nunmehr thue ich den ersten Schritt in die gelehrte Welt. Schon vor dreißig Jahren hatte mich die Natur mit so starken und dauerhaften Gliedmaßen begabt, als zu einem Scribenten erfordert werden. Dennoch habe ich, was fast unglaublich ist, jedesmal über mich selbst so viel Gewalt gehabt, daß meine Gelehrsamkeit noch niemals zum wirklichen Ausbruch gekommen ist, ich nehme einige kritische Versuche aus, welche ich im Jahre 1719, bei der damaligen großen Theurung, mir und dem guten Geschmack zum Besten, doch jedesmal unter fremdem Namen, der Welt mittheilen mußte. Seit dreißig Jahren also habe ich nur einen Zuschauer unter den Gelehrten abgegeben. Meine ganze Aufmerksamkeit war dahin gerichtet, zu sehen, welches die sichersten und leichtesten Mittel wären, sich auf einmal über Andere empor zu schwingen, und bis auf die späteste Nachwelt berühmt zu werden. Ich habe angemerkt, daß die Bemühungen der Geschichtschreiber, der Philosophen, der Dichter und aller übrigen Gelehrten, so beschwerlich, so ungewiß, und

[1]) S. Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, zweiter Band, viertes Stück, 1745.

so gefährlich sind, daß ich mich wohl hüten werde, mich mit einer von diesen Arten Schriften zu bemengen. Hingegen getraue ich mir, durch hundert Exempel zu behaupten, daß man durch keine Mittel in der Welt leichter zur gehörigen Autorgröße gelangen kann, als durch die Beschäftigung, die Schriften anderer Männer durch Noten zu vermehren und zu verbessern. Leute, von denen man schwören sollte, daß sie die Natur zu nichts weniger, als zu Gelehrten, geschaffen hatte; Leute, welche, ohne selbst zu denken, die Gedanken der Alten und anderer berühmten Männer erklären; solche Leute sind es, die sich groß und furchtbar machen; und wodurch? Durch Noten! Noten also sind der rechte Weg, zu demjenigen Zweck zu gelangen, welchen alle Gelehrte, auf verschiedene Arten, aber mit ungleichem Erfolg, suchen. Ich brauche nicht zu beweisen, daß bei einem dergleichen Buche des Herrn Verfassers Noten allemal das Vornehmste und Wichtigste sind, der Text selbst aber nur etwas Zufälliges, wenigstens von der Erheblichkeit lange nicht ist, als die angehängten Noten. Ich beziehe mich auf die Vorreden, welche man vor diesen Büchern findet, und worin mein Satz allemal, nur auf verschiedene Art, behauptet ist. Einem solchen Verfasser würde es daher gleichviel gelten, wenn der Text auch ganz unterginge. Nur um seine Noten darf die Nachwelt nicht kommen; dieser Verlust wäre unersetzlich. Diese Betrachtung hat mich zu dem Entschluß gebracht, Noten zu schreiben, ohne um einen Text besorgt zu sein, da dieser, wie gedacht, ohnedem nur ein Nebenumstand bei einem Buche ist. Ich überlasse die Beschäftigung, einen Text zu gegenwärti-

gen Noten zu machen, Andern, die weder diejenige Erfahrung, noch Geschicklichkeit besitzen, die ich mit gutem Gewissen von mir selbst rühmen kann. Es sollte mir lieb sein, wenn ich dadurch unserer jetzigen Jugend Gelegenheit gäbe, sich in Texten zu üben. Es kann gleichviel gelten, ob sie eine Materie von den jetzigen politischen Umständen, oder aus der Arzneikunst, oder aus den bürgerlichen Rechten dazu wählen wollen. Eine Abhandlung von dem leeren Raume sollte sich auch nicht unrecht dazu schicken; denn dergleichen Betrachtungen werden nicht sehr gelesen, und solche Texte braucht ein Notenautor, wie ich bin, am liebsten. Ich wollte wünschen, daß sich bald wieder ein Komet sehen ließe. Meine Noten sollten sich ganz vortrefflich ausnehmen, wenn sie unter einer Abhandlung davon stünden. Man wird zwar darin nicht ein einziges Wort von Kometen finden: aber desto besser wäre es; denn natürlicher Weise haben dergleichen Noten, wie die meinigen sind, ohnedem mit dem Texte weiter kein Verhältniß, als das, welches ihnen der Setzer gibt. Mit einem Wort, mit dem Texte mag ich gar nichts zu thun haben; den überlasse ich kleinen Geistern. Ich bin ein Gelehrter, und zwar ein Gelehrter bei Jahren, darum schreibe ich Noten; denn das ist ein wichtiges Werk! Ich erstaune, wenn ich zurücksehe, und eine unzählbare Menge Männer hinter mir erblickte, welche sich so viele Jahre lang mit so vieler Sorge, auf so verschiedene Art, um den Namen eines Gelehrten bemüht haben, von mir aber in einer Zeit von zwei Tagen, auf die bequemste Art von der Welt, und ohne meinem Verstand und Nachdenken die geringste Ge-

walt anzuthun, eingeholt, ja weit übertroffen sind. Allen meinen Enkeln will ich es anrathen; Noten sollen sie machen! Und, wollen sie es so hoch bringen, wie ihr Großvater, so machen sie Noten ohne Text! Eine Sache, welche, außer mir, wohl noch kein Deutscher gewagt hat. Nun werden es die übermüthigen Franzosen doch auch glauben, daß es in Deutschland Schöpfer gebe, welche von sich selbst etwas hervorbringen, und noch mehr thun können, als nachahmen. Wie sehr werde ich mich vergnügen, wenn ein gelehrter Mann und Beförderer der schönen Künste und Wissenschaften sich berühmt, und Noten über meine Noten machen wird! »Der große Repkow,« wird es einmal heißen, »bedient »sich in seinen gelehrten Noten ohne Text, unter »Anderm, folgender sehr nachdenklichen Worte rc.« Kann ein Schriftsteller zu seiner Beruhigung wohl mehr verlangen, als wenn sich ein anderer Schriftsteller auf ihn beruft? Wie prächtig wird es klingen, wenn ein gelehrter Abt des künftigen Jahrhunderts in der französischen Akademie seine Meinung durch mein Ansehen behaupten, und sagen wird: »Voyez le savant Allemand, Monsieur »Enkemar de Repikof, dans ses Remarques sans »Texte etc.« Und wer ist mir wohl dafür gut, daß nicht vielleicht, sobald gegenwärtige Abhandlung nur die Presse verlassen hat, schon irgendwo ein berühmter Mann mit Schmerzen auf meinen Tod wartet, nur, daß er in sein historisches Universallexicon, unter dem Buchstaben R, diese Nachricht setzen könne: »Repkow (Hinkmar von) auf Budigaß, ein Nachkomme »des großen Ecko von Repkow, schrieb Noten ohne

»Text, und starb. Er war ein billiger Verehrer »seiner eignen Schriften, und überhaupt ein sehr »gelehrter Mann. Seine vortrefflichen Noten ohne »Text hat man in viele Sprachen, und sogar ins »Norwegische, übersetzt. Die verschiedenen Aufla»gen davon sind unzählig; doch ist diejenige wegen »ihres breiten Randes und der artigen Leiste die »beste, welche wir dem Fleiße des geschickten Herrn »Cowley Lizard in London zu verdanken haben. »Von ihm stammt die berühmte Secte der Auto»notisten ab, und er ist der Urheber der berühmten »Repkovianischen Manier. Mehrere Nachricht von »ihm findet man in dem theatro Budigassiano »de claris Repcoviis.« Gewiß! von wem die Nachwelt ein solches Urtheil fällt, dessen Mühe ist reichlich vergolten; denn dieß begreift alles dasjenige in sich, was der Ehrgeiz eines Gelehrten wünschen kann.

Vor Entzücken über die dankbare Nachwelt vergesse ich beinah meine jetztlebenden Leser, welche es vielleicht zufrieden sein würden, wenn ich von mir selbst etwas weniger redete. Ich will zwar abbrechen, aber mich nicht entschuldigen; denn Alles, was ich bisher gesagt habe, vertritt die Stelle einer Vorrede zu gegenwärtigen Noten ohne Text. Die Vorreden aber schreibt der Verfasser wohl nicht leicht um des geneigten Lesers willen, sondern seinetwegen. Mein Trost ist, daß ich im Nachstehenden noch öfters Gelegenheit haben werde, von mir selbst ausführlich, doch ohne die geringste Parteilichkeit, zu reden.

Hinkmar von Repkow.

Noten zur Zueignungsschrift.

O Musen helfet mir!] Ueberhaupt muß ich erinnern, daß dergleichen Anrufung der Musen bei glückwünschenden Dichtern nichts weiter ist, als ein bloßes Compliment. Die Musen mögen nun helfen oder nicht, dadurch wird sich der Dichter doch nicht irre machen lassen. Diese Formel sagt eben so wenig, als diejenige, wenn man spricht:

Erlaube, theurer Mann!

Wenn es auch gleich der theure Mann nicht erlauben wollte, so würde er dennoch, auch wider seinen Willen, hören müssen, daß er die vollkommenste Kreatur unter allen Kreaturen sei; denn das Carmen ist einmal gedruckt, und mit gutem Gewissen kann er es dem ehrlichen Dichter nicht zumuthen, daß er die Unkosten umsonst sollte aufgewandt haben. Ich mißbillige darum diese Anrufung der Musen gar nicht. Es sind die poetischen Honneurs, die wir unsern Mäcenaten machen. Eine Schildwache thut nur ihre Schuldigkeit, wenn sie bei Ankunft eines vornehmen Mannes: Ins Gewehr! ruft, und auf dem Parnaß ist die große Ehrenbezeugung diese, wenn wir alle neun Musen paradiren lassen. Ich halte es um deßwillen denen sehr für übel, welche diese gute Ceremonie abschaffen wollen. Sie bringen den armen Dichter um ein Paar Verse, die ihm nicht sauer werden können, und die zum wenigsten nichts schaden, wenn sie auch nichts helfen sollten.

Dies schwere Werk, dich, Gönner aller Gönner,] Es ist allerdings vielmals sehr schwer, denjenigen mit einiger Wahrscheinlichkeit zu rühmen, an den

die Zuschrift gerichtet ist. So leicht es ist, Reinbeck als einen großen Gottesgelehrten, Wolf als einen Philosophen, Hofmann als einen geschickten Arzt, und Canitz als einen Dichter vorzustellen, so ein schweres Werk ist es dagegen, wenn ich den Aberglauben, als einen Mann, auf dessen Brust Licht und Recht glänzen, oder Starkater in Eulenburg, dessen der hamburgische Patriot gedenkt, als einen Priester der Gerechtigkeit abbilden soll. Wie viel Mühe kostet es nicht, wenn wir denjenigen zum Apollo unserer Zeiten machen, welcher mit einem Gelehrten weiter keine Aehnlichkeit hat, als die große Perücke! Wir beschwören das Alterthum, und bannen alle Weisen Griechenlands und Roms zusammen, damit sie zu ihrer Beschämung anhören sollen, daß in unsern Tagen ein Mann lebt, der Davus heißt.

Von Kleinigkeiten groß, von schlechten Dingen fein,
Von albern Sachen klug, von Stümpern ungemein,
Und endlich unvermerkt stets von sich selbst zu singen,
Sind Dinge, die uns spät, der Lobsucht stets gelingen.

Eben diese Lobsucht ist noch das einzige Mittel, welches unsern Dichtern bei ihren Zuschriften die größten Schwierigkeiten erleichtern hilft. Sie wollen loben! Das ist genug! Ob aber die Züge in ihrer Lobschrift dem Original ähnlich sind, das ist eine Sache, die man eben so genau nicht untersu-

chen, noch viel weniger aber von ihnen verlangen darf. Sie gleichen darin einer gewissen Art von Malern, welche die Bildnisse großer Fürsten und Herren feil haben. Alle diese sehen einander ähnlich, und die Bilder von Ludwig dem Vierzehnten an, bis auf den General Menzel, haben nur Ein Gesicht. Der einzige Unterschied besteht in der Tracht und Farbe des Kleides, und wenn es hoch kommt, in einem Schnurrbart. Dem ungeachtet weiß man, wen es vorstellen soll, und derjenige muß blind sein, der es nicht aus der Unterschrift sehen sollte. Machen es die meisten unserer heutigen Scribenten in ihren Zuschriften wohl anders? Sie haben nur Eine Art, zu loben, und ein Jeder, den das Verhängniß dazu ersehen hat, daß er unter ihre Hände gerathen und ihr Mäcenas werden soll, den stellen sie uns allemal als den vollkommensten, als den tugendhaftesten Sterblichen vor. Kurz, auch ihre Gönner und Helden haben nur Ein Gesicht; den Unterschied macht weiter nichts, als der Titel des Gönners.

Mit Zittern wagt mein Kiel.] Ich bin ein Poet, das ist ein Postulat, und ich will es keinem Menschen rathen, mir zuzumuthen, daß ich diesen Satz beweisen soll. Wenn man also im obigen Texte die Worte: Mit Zittern wagt mein Kiel, nicht von der demüthigen Positur verstehen wollte, mit welcher einige Dichter von meiner Art ihre Gönner anzureden, und ihnen die Proben ihrer unterthänigsten Ehrfurcht zu überreichen pflegen; so würde es allerdings sehr unnatürlich sein, zu sagen, daß der Dichter zittere. Wir, die wir mit Göttern eben so vertraut umgehen, wie mit einer Schä-

ferin, wir werden vor keinem Sterblichen zittern. Ein Dichter, der von seiner Fertigkeit zu reimen, von seinem Geldmangel, und von den Capitalien seines Gönners gewiß überzeugt ist, ist das unerschrockenste Geschöpf unter allen Thieren. Läßt sich also wohl mit Grunde von ihm sagen, daß er zittere? Ich glaube es nicht, und wenn er ja zittert, so geschieht es doch nur dem Reime und dem Sylbenmaaße zu gefallen.

Und wenn du, großer Held.] Dieses Beiwort ist so gewöhnlich, daß ich kein Bedenken trage, solches dem unbekannten Gönner beizulegen, welchem gegenwärtiges Werk künftig einmal dedicirt werden könnte. Ein Autor schmiegt sich gemeiniglich in seinen Zueignungsschriften dergestalt vor den Füßen seines Gönners, daß ihm derselbe natürlicher Weise nicht anders, als groß, vorkommen muß, und einen Helden nenne ich ihn um deßwillen, weil ich voraussetze, daß die Zueignungsschrift an Keinen von bürgerlichem Stande, sondern an Jemand meines gleichen gerichtet wird. Wir sind Ritter. Alle Ritter sind, vermöge der Erfahrung, Helden, und große Helden werden wir, sobald uns ein Autor braucht. Hierbei fällt mir eine Geschichte ein, welche ich anführen muß. Als ich dem Pfarrer in meinem Dorfe seinen Sohn zum Substituten gab; so ward, wie man leicht glauben kann, dieser wichtige Umstand der Kirchenhistorie von mehr, als einem Rohre, besungen. Es würde zu weitläufig sein, alle die schönen Gedanken anzuführen, welche bei dieser vortrefflichen Gelegenheit verschwendet wurden. Keiner aber hat mich so sehr gerührt, als derjenige, da ein Dichter den jungen Substi=

tuten des großen Vaters großen Sohn nannte. Ich bin versichert, daß dieser prächtige Ausdruck bei dieser Gelegenheit nicht zum ersten Male angewandt ist, und sonder Zweifel auch in folgenden Zeiten seine Liebhaber finden wird. Aber eben dadurch suche ich auch obige Worte meines Textes zu rechtfertigen. Denn schickt er sich für einen Dorfpfarrer und seinen Substituten; so wird man ihn einem Kirchenpatron gewiß nicht streitig machen können.

Mich deiner Gunst empfohlen.] Gunst heißt hier und bei andern dergleichen Zuschriften, in poetischem Verstand, so viel als baares Geld.

Du selbst ein Dichter bist, der Ewigkeit entgegen] oder, wie es im Zusammenhange des Textes heißen würde: Du siehst der Ewigkeit entgegen, weil du selbst ein Dichter bist. Man sieht wohl, daß diese Zueignungsschrift in Versen abgefaßt ist; und weil sie in Versen abgefaßt ist, so folgt natürlicher Weise, daß der Verfasser ein Poet sein muß; denn eben dadurch unterscheidet sich ein Poet von andern Geschöpfen, daß er Verse macht. Es ist also nichts Neues, wenn ein Poet glaubt, er könnte seinem Gönner nicht angenehmer schmeicheln, als wenn er ihn auch einen Dichter heißt. Es erklärt sich dieses aus den Regeln der Eigenliebe, welche eine jede Art der Schriftsteller für ihr Handwerk hat. Wird ein Arzt ein Schriftsteller, so wird er sagen, daß sein Mäcenas, an den die Zueignungsschrift gerichtet ist, auch ein Arzt sei, und ein schreibender Rechtsgelehrter macht alle seine Gönner zu Ulpianen. Ich kenne einen Kunstrichter, welcher zu der Freigebigkeit eines ziemlich begüter-

ten Landkrämers ein so großes Vertrauen hatte, daß er ihm ein Buch zueignete, welches von den kritischen Streitigkeiten unserer Zeit handelt. »Ich »widme dir diese Blätter,« sagte der Verfasser in seiner Zueignungsschrift, »da du so glücklich bist, »selbst ein Kritikus zu sein.« Der Landkrämer erschrack. Er fragte seinen Informator, was ein Kritikus für ein Ding sei? Und weil ihm dieser eine verhaßte Beschreibung davon machte, so fehlte nicht viel, daß jener den Verfasser nicht rechtlich belangte.

Noten zur Vorrede.

Und mit Anmerkungen.] Anmerkungen heißen diejenigen Zeilen, welche der Buchdrucker unter den Text setzt. Mit diesem haben sie keine Verbindung weiter, als daß sie auf eben der Seite stehen, oder wofern der Raum dieses nicht zulassen will, wenigstens sich allemal auf diejenige Seite beziehen, wo die Worte des Textes zu finden sind. Besonders zweierlei wird dabei erfordert. Sie müssen in die Augen fallen, und unerwartet sein. Jenes geschieht, wenn man sagt, was Andere schon gesagt haben, oder kunstmäßig zu reden, wenn man die Alten und Neuen fein häufig anführt, und die Gelehrten, welche gegen alle vier Winde wohnen, citirt. Das Unerwartete hingegen besteht darin, wenn ich Sachen sage, welche kein Mensch in meinen Anmerkungen suchen würde. Zum Exempel: Im Texte steht das Wort Cicero, und in der Anmerkung untersuche ich die Frage: Ob Nebucadnezar auch wirklich Gras gefressen habe, wie ein Vieh?

Zu dieser Vorrede.] Denn eine Vorrede heißt nur um deßwillen eine Vorrede, weil sie gleich auf das Titelblatt, oder die Zueignungsschrift folgt. Der Herr Verfasser darf sich gar kein Gewissen daraus machen, wenn er darin Sachen sagt, die zum Buche gar nicht gehören.

Erläutert.] Das ist ein erschrecklicher Druckfehler, und soll erweitert heißen, welches ein jeder ehrengünstige Leser in seinem Exemplar zu ändern beliebe. Ich wäre nicht werth, daß ich ein Autor hieße, wenn ich bei diesen Anmerkungen die Absicht gehabt hätte, den eigentlichen Verstand des Textes zu erklären, oder zu erläutern, zu geschweigen, daß oft ein Text keinen eigentlichen Verstand hat. Aber das ist die wahre Pflicht vieler unserer heutigen Scribenten, daß sie eine Sache weitläufig dehnen, und dasjenige auf etlichen Bogen sagen, was der ungelehrte Pöbel in wenig Zeilen fassen würde.

Ich weiß aber nicht, ob ich dieser meiner Schrift die Ewigkeit versprechen darf:] Das ist nur eine bescheidene Vorstellung von mir; ich weiß dieses aber ganz gewiß, denn ich bin ein Autor. Diese Formel ist der so gewöhnliche väterliche Segen, welchen wir unsern Büchern mittheilen, wenn wir sie in die Welt schicken. Von dem Nachdruck dieses Segens kann niemand besser urtheilen, als wer Gelegenheit gehabt hat, entweder durch die Erfahrung, oder auf anderem Wege sich einen hinlänglichen Begriff von derjenigen inbrünstigen Zärtlichkeit zu machen, welche man die väterliche Liebe nennt. Ein Schriftsteller empfindet diese in dem stärksten Grade. An unsern Kindern halten wir dasjenige für Schönheiten und Artigkeiten, was

wir an den Kindern anderer Leute für Leibesgebrechen und Laster ansehen. Ein Autor, welcher die Mängel anderer Schriften aufs schärfste beurtheilt, ist dennoch oftmals von einer blendenden Liebe gegen seine eigne Arbeit dergestalt eingenommen, daß er denjenigen für einen neidischen Klügling, für einen Verräther des Vaterlandes ausschreien wird, welcher sich untersteht, ihm und Andern zu sagen, daß seine gelehrte Geburt nur ein Krüppel, oder gar eine Mißgeburt sei. Er wird ergrimmen wie ein Bär, dem man ihm seine zottichte Brut raubt, und wer ihm in dieser Wuth begegnet, der ist verloren. Ich getraue mir, noch mehr zu behaupten. Ich glaube, daß die Liebe eines Scribenten gegen seine witzige Zucht diejenige Neigung weit übertrifft, welche Aeltern ordentlicher Weise gegen ihre Kinder haben. Ein Vater wird dasjenige Kind niemals, ohne ekelhaften Widerwillen, ansehen können, von dem er gewiß weiß, daß es nicht sein ist; ein Scribent aber keinesweges. Oefters ist dieser bemüht, der Welt diejenigen Sachen, als seine leiblichen Kinder, anzupreisen, welche ihr ganzes Wesen und Dasein dem Fleiße anderer Gelehrten, ihm aber weiter nichts, als den Namen, zu danken haben. Dennoch erkennt er sie für die Seinigen. Derjenige greift ihm ans Herz, welcher ihm den Titel eines Vaters absprechen will. Da nun unsere Gelehrten und Schriftsteller so geneigt sind, ihren Gedichten und Büchern die Ewigkeit zu prophezeihen, wie empfindlich, wie schmerzhaft muß es nicht einem so liebreichen und zärtlichen Vater fallen, wenn er sieht, daß er das Werk seiner Hände, welches er der Welt zugedacht hatte, noch selbst überleben muß. Kommt dieses

frühzeitige Absterben von der schwächlichen Natur und der hinfälligen Beschaffenheit unserer Schriften her, so ist allerdings noch einiger Trost dabei. Geschieht es aber, daß sie durch einen gewaltsamen Tod dahin gerissen, und durch die unerbittlichen Hände eines grausamen Kunstrichters aufgerieben werden, so kann ich mir in der That keine verzweifeltern Umstände vorstellen, als diejenigen sind, in welchen sich ein so gebeugter und in die tiefste Trauer versetzter Scribent befinden muß. Er ist desto unglücklicher, da ihm nicht leicht Jemand sein Beileid bezeigen, und diesen unverhofften Verlust beklagen wird. Ein Trost, den zum wenigsten andere Väter, bei dem Tode ihrer Kinder, zu gewarten haben.

Noten zur Abhandlung.

Farrago libelli.] Bei diesen Worten, welche ich aus dem Juvenal zur Ueberschrift über gegenwärtige Abhandlung gewählt habe, muß ich vor allen Dingen Verschiedenes erinnern. Die Verse des Juvenal heißen eigentlich so:

Quicquid agunt homines, votum, timor ira, voluptas,
Gaudia, discursus, nostri est farrago libelli.
(Was auch die Menschen nur thun, ihr Wünschen, ihr Fürchten, ihr Hoffen,
Raufen und Laufen und Lust ist der Mischmasch unseres Büchleins.)

Ich habe aber mit Fleiß nur die letzten Worte davon behalten, weil ich befürchten mußte, viele mei-

ner Leser möchten ein gar zu schlechtes Vertrauen zu dieser Schrift bekommen, wenn sie durch die angezogenen Verse des Juvenal auf die Meinung gebracht würden, als wollte ich Sachen darin abhandeln, welche, gewisser Ursachen wegen, nicht allemal gern gelesen werden.

Indessen schicken sich diese Worte, **farrago libelli** [1]) hieher. Ich weiß sie nicht nachdrücklicher zu übersetzen, als durch das Wort Mischmasch; und dieses zeigt meinen Lesern auf einmal an, was sie in diesen Noten ohne Text zu suchen haben.

Ich bin so neidisch gar nicht, daß ich mich dieser Ueberschrift ganz allein anmaßen, und andern Schriftstellern verwehren wollte, sich derselben, in gleichem Falle, zu bedienen. Nichts wünsche ich eifriger, als daß ich in diesem Stücke Nachfolger finden möge, welche mit der gelehrten Welt eben so offenherzig umgehen, als ich thue. Anstatt der ausschweifenden Titel: Kurze, doch gründliche Abhandlung von 2c. Neue und höchstnöthige Wahrheiten 2c. Exegetisch-theoretisch-praktische Untersuchung, ob 2c. Unumstößlicher Beweis, daß 2c. Versuch einer heilsamen und erbaulichen 2c. Abgenöthigte, doch mit vieler Bescheidenheit abgefaßte, und in der Wahrheit selbst gegründete Vertheidigung wider 2c. Universal 2c. Anstatt aller dieser Titel würden die meisten ihrer Verfasser mit besserm Recht und mit mehrerer Wahrheit sich dieser Worte bedienen: **farrago libelli**; und die Nach-

---

[1]) Eigentlich ist farrago ein aus vielen pikanten Ingredienzien bestehendes Gericht, ein Ragout, oder englischer Salat.

welt hat es blos meiner Bemühung zu danken, daß nächstens ein guter Freund von mir sich dieser Worte, bei seinem Buche, bedienen wird, welches er von dem eigentlichen Grunde des Natur- und Völkerrechts, und zwar methodo mathematica abgefaßt hat.

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbei lassen, ohne von dergleichen Ueberschriften noch etwas überhaupt zu erinnern. Ich finde einen großen Mißbrauch darin, daß sich die Meisten solcher Sentenzen aus alten Poeten und Philosophen anmaßen, welche sie, ohne die Wahrheit zu beleidigen und ihr Autorgewissen zu beschweren, vor ihre Schriften gar nicht setzen sollten. Ich will an deren Stelle einige andere vorschlagen, und ich traue meinen Lesern so wohl, als den zukünftigen Autoren, so viel Geschmack und Einsicht zu, daß sie die Wahl, vor welche Bücher eine jede dieser Ueberschriften gehöre, selbst treffen werden, ohne daß ich nöthig habe, mich darüber zu erklären. Diese Arbeit ist wenigstens so wichtig, und dem Vaterlande eben so vortheilhaft, als die Bemühung des Herrn Woldamars von Zschaschlau, welcher [1]) seinen muthwilligen Witz an einer Abhandlung von Buchdruckerstöcken verschwendet hat, und dabei gewisse eigensinnige Regeln vorschreiben wollen, welche die Fruchtbarkeit unserer Schriftsteller zu merklichem Schaden der gelehrten Nahrung auf einmal niederschlagen würden, wenn diese nicht bereits viel zu großmüthig wären, als daß sie den pedantischen Vorschriften der Vernunft Gehör geben sollten. Hier sind meine Ueberschriften, und finde ich, daß die Welt erkenntlich

---

[1]) S. vorstehende Abhandlung.

genug ist, so behalte ich mir vor, in einer besonderen, und hoffentlich sehr weitläufigen Abhandlung deren mehr zu liefern.

Duceris, ut nervis alienis mobile lignum.
Horat.

. . . . Nihil mea carmina curas?
Nil nostri miserere? Mori me denique cogis?
Virgil.

Scilicet oblitus patriae, patrisque, Latine?
Horat.

Quid faciam, praescribe. Quiescas. Ne faciam, inquis,
Omnino versus? Aio. Peream male, si non
Optimum erat. Verum nequeo dormire . .
Horat.

Ouos ego? . . . . *Virgil.*
. . . Procumbit humi bos. . . *Virgil.*
Κυνὸς ὄμματ᾽ ἔχων. *Homer.*

Grammatici certant, . . .
. . . rabies armavit, . . .
. . . . et usque
Certantes, donec cantor, Vos plaudite, dicat.
Horat.

Quae virtus, et quanta . . .
Nec meus hic sermo est . . . *Horat.*
Felices errore suo . . . *Lucan.*
Dic aliquid dignum promissis. Incipe: nil est.
Horat.

. . . Dî te, Damasippe, Deaeque
Verum ob consilium donent tonsore . . [1])
Horat.

---

[1]) Die zwecklose Uebersetzung dieser aus dem Zusam-

Dieses würde genug sein können, zu zeigen, wie redlich ich es mit meinem gelehrten Vaterlande meine. Ich will aber noch mehr thun, und den Witz aller muntern Köpfe in Deutschland in Bewegung bringen. Virgil sagt an einem gewissen Orte:

Caedicus Alcathoum . . Sacrator Hydaspen,
Partheniumque Rapo, et praedurum viribus Orsen,
Messapus Cloniumque, Lycaoniumque Ericaten,
. . Atronium, Salius, Saliumque Neaices.
. . . .
Dî Jovis in tectis iram miserentur inanem
Amborum, et tantos mortalibus esse labores [1]).

Hiemit fordere ich Alles auf, was nur einen Finger regen und schreiben kann! Derjenige, welcher die gründlichste Nachricht geben wird, vor welches Buch sich diese Ueberschrift schicke, der soll bei dem Verleger sechs Ducaten zum Preise erhalten! Mit Freuden sehe ich dem emsigen Lärm entgegen, welcher, wegen dieser ansehnlichen Belohnung, unter unsern Gelehrten entstehen wird. Das verlange ich noch, daß sie ihre Briefe postfrei einsenden, und ihre Namen versiegelt beilegen, zugleich auch eine Anweisung geben, an wen der Preis bezahlt werden soll.

---

menhang gerissenen Verse, wie auch die der nachfolgenden aus Virgil, wird mir wohl jeder Sachverständige gern erlassen.
Anmerk. des Herausg.

[1]) Eine der trockensten Stellen im Virgil, die fast bloße Namen enthält. Anmerk. d. Herausg.

Als einen kleinen Nebenumstand muß ich nur dieses noch erinnern, daß ich selbst an der Auflösung dieser gelehrten Aufgabe mit arbeiten werde. So viel kann ich inzwischen bei aller der Aufrichtigkeit versichern, welche mir und allen Scribenten meiner Art bei dergleichen Fällen so eigen ist, daß ich zur Zeit nicht weiß, welche Art von Büchern ich zu dieser Ueberschrift eigentlich vorschlagen sollte. Weil ich aber doch aus der Erfahrung weiß, daß ich, im Vertrauen zu sagen, gar öfters ganz feine und scharfsinnige Einfälle habe; so will ich nicht gut dafür sein, daß ich diesen ausgesetzten Preis nicht selbst verdienen sollte.

Und die friedfertige Antwort jenes Landedelmanns ist zu bekannt, als daß ich rc.] Weil nicht alle meine Leser Gelegenheit haben, diese Worte in dem vortrefflichen Theatro Europaeo selbst nachzulesen; so will ich solche allhier mit einrücken: »Ich bin auf meiner väterlichen Hufe geboren und »erzogen. Niemals habe ich die geringste Neigung »gehabt, mich in die Händel der Welt zu mischen, »oder mit dem Degen in der Faust dasjenige zu »thun, was die meisten meiner unruhigen Nachbarn, »fürs Vaterland fechten, nennen. Ich habe allemal geglaubt, es sei besser, bei gesundem Körper »unbekannt, als bei verstümmeltem Körper berühmt »zu sein. Der Lorbeer auf dem Haupte, und ein »hölzerner Arm oder Fuß ist für mich niemals eine »so reizende Vorstellung gewesen, daß ich mich »hätte bewegen lassen, meiner Ruhe und Bequemlichkeit zu entsagen. Das ganze Dorf weiß, und »mein Pfarrer wird es sub fide pastorali, und »manu propria (bei Pastoraltreue und mit eige-

»ner Hand) bezeugen können, daß ich nichts we- »niger, als blutdürstig bin; ich nehme diejenige »Zeit aus, da die Jagd offen ist.« So redet un- ser Junker.

Kritisch und gelehrt.] Dieses ist ein Pleonas- mus. Man denke ja nicht, als wären es zwei ganz verschiedene Sachen, kritisch und gelehrt zu schreiben. Keineswegs! Ein Kritikus von der Art, deren unser Text erwähnt, ist ein Mann, welcher allemal Recht hat, und ein Gelehrter, nach mei- nem Begriff, darf niemals Andern Recht geben. Jener ist mit keinem Menschen, mit sich selbst aber gar wohl zufrieden; ein Gelehrter auch. Kurz, die Kritik ist von der Gelehrsamkeit so unzertrenn- lich, wie die gründliche Wissenschaft der Rechte von einem **consultissimo juris utriusque Doctore** (von dem gescheidtesten Doktor beider Rechte) oder Verstand und Tugend von einem Kapitalisten.

Die Größe deiner Gaben.] Wenn ein Dichter an seinem Helden die Größe seiner Gaben rühmt, so versteht der Leser ordentlicher Weise dessen Ge- müthsgaben darunter. Dasjenige nennt man zwar auch Gaben, was er, für sein sauber eingebunde- nes Carmen, von seinem großmüthigen Gönner erhält. Allein so unbescheiden ist nicht leicht ein Dichter, daß er dieser Gaben ausdrücklich geden- ken sollte. Es versteht sich wohl von selbst, daß er sich und der Wahrheit so große Gewalt nicht umsonst anthun und Tugenden rühmen wird, welche oft derjenige, der sie besitzen soll, selbst nicht an sich gemerkt hat. Mancher würde nicht besungen werden, wenn sich der Dichter nicht auf die Größe seiner Gaben Rechnung machte. Simonides sollte

einen Wettstrett mit Mauleseln besingen. Derjenige, dessen Maulesel den Preis davon getragen hatte, mochte sein Geld so lieb haben, als seine Ehre, und bot um deßwillen dem Dichter nur eine geringe Belohnung an. Dieses empfand Simonides übel. »Ich,« sagte er, »besinge keinen Maul»esel.« Sobald man ihm aber die Belohnung erhöhte, sobald sang er von Mauleseln, und rufte:

Χαιρετ᾽ ἀελλοποδων θυγατρες ἱππων!

Heil euch, ihr Töchter der sturmgeflügelten Rosse!

Mich dünkt, wir besingen heut zu Tage unsere Mäcenaten noch eben so!

Hierbei muß ich einen kleinen Handgriff anrathen, welcher im gemeinen Leben seinen guten praktischen Nutzen hat. Ist ein Dichter von der Freigebigkeit seines Gönners schon hinlänglich versichert; so wird er am besten thun, wenn er mit einer philosophischen Großmuth alle vergängliche Reichthümer unter seine Füße tritt, die Geldbegierde, als das unanständigste Laster eines Gelehrten, verflucht, und die poetische Mäßigkeit mit den lebhaftesten Farben abschildert.

Wofern es aber bekannt ist, daß unser Gönner die Musen zwar liebt, aber nicht bezahlt, und nur poetische Fröhner haben will, so wollte ich einem Jeden, dem sein eigener Magen lieb ist, wohlmeinend gerathen haben, daß er sich wegen seiner Hauptabsicht etwas deutlicher erklärte. Er lobe den Verstand seines Gönners, seine Freigebigkeit aber noch mehr. Er erzähle ihm die betrübte Geschichte jenes griechischen Fechters, an welchem die Götter sichtbarliche Zeichen und Wunder gethan,

und ihn um deßwillen zerschmettert hatten, weil er so unverschämt gewesen, und den ehrlichen Simonides um zwei Dritttheile seines sauer verdienten Lohns betrügen wollen. Pindar, der Schutzgott aller Poeten, die ums Geld loben, hat diese Kunst auch verstanden. Die Stelle ist bekannt, da er dem Xenokrates unter die Augen sagt, »daß »die Mode, umsonst zu singen, schon vorlängst ab»gekommen und altväterisch geworden sei. Zwar »ehedem, sagt er, waren die Musen nicht gewinn»süchtig, keine ließ sich für Geld dingen, und Terp»sichore verkaufte ihre Lieder noch nicht. Nunmehr »aber ist es gar wohl erlaubt, dem gegründeten »Ausspruch jenes Argiers nachzuleben, welcher zwar »selbst weder Geld noch Freunde hatte, dennoch »aber sagte: Das Geld, nur das Geld macht einen »Mann! Du bist ein kluger Mann! Xenokrates, »du wirst mich verstehen!

Fervet, immensusque ruit profundo Pindarus ore.
Laurea donandus Apollinari!
(Pindar braust im hohen Liedertone,
Würdig des Apollo's Lorbeerkrone).

Das Ansehen dieses großen Dichters schützt uns wieder alle Vorwürfe. Es ist zwar allerdings, wie Horaz uns warnt, sehr gefährlich, dem Pindar nachzuahmen, aber nur in diesem Stücke nicht. Denn, sind wir nicht so feurig, wie Pindar, so sind wir doch wenigstens eben so geldgierig! Man sage ja nicht, daß ich mich an so berühmte Leute des Alterthums wohl aus andern Ursachen, als wegen ihrer Fehler, erinnern könnte. Es geschieht

gar nicht, um dieselben zu verkleinern, sondern die großen Beispiele unserer Zeiten durch andere große Beispiele zu rechtfertigen, und dadurch zu zeigen, wie sehr sich bereits die meisten meiner Landesleute den Alten genähert haben. Es ist überdieß noch zu erweisen, ob das Verlangen nach einer verdienten Belohnung ein Fehler ist. Ich glaube es nicht, und kenne zu meiner Beruhigung Leute genug, welche meiner Meinung sind.

Ohne eigennützige Absichten, ohne Vorurtheil, bloß zu Beförderung des gemeinschaftlichen Wohls, und zur Aufnahme der schönen Wissenschaften.] Eine jede Zunft der Gelehrten, und derer, welche sich zu den Gelehrten rechnen, hat ihre gewissen Formeln, unter welchen sie ihre wahren Absichten zu verbergen weiß. So viel ich Quacksalber gehört habe, so viele haben auch versichert, daß sie nicht etwa deßwegen öffentlich ausständen, um ihren Vortheil dabei zu suchen. Nein, keinesweges! Nur um preßhaften Personen beizuspringen, und ihren Nebenchristen aus Mitleid die Zähne auszubrechen; dieses ist die wahre Ursache, warum sie von Stadt zu Stadt ziehen, und die Jahrmärkte besuchen. Zur Beförderung der heilsamen Justiz, zur Vertheidigung der Unrechtleidenden, und vermöge der aufhabenden theuren Pflicht werden die Sporteln gemacht, und wenn eine gewisse Art der Rechtsgelehrten, die der unstudirte Laie Rabulisten nennt, die Wittwen und Waisen um ihre Häuser bringen will; so geschieht es zwar, aber wie? Allemal mandatario nomine, nobilissimum judicis officium desuper implorando. Ja, ich kenne einen hochwohlehrwürdigen Mann, welcher in sei-

nem Beruf niemals unermüdeter ist, als wenn er liquidiren soll. Allezeit aber geschieht dieses, welches ja wohl zu merken ist, Amts und Gewissens wegen. Dieses könnte schon genug sein, obige Worte meines Textes zu erklären, wenn ein Autor sagt, er schreibe ohne eigennützige Absichten, ohne Vorurtheil, bloß zur Beförderung des gemeinschaftlichen Wohls, und zur Aufnahme der schönen Wissenschaften. Diese Formel ist allezeit das Wesentliche einer Schrift, und da ich in einem freien Lande wohne, wo weder die sächsischen Whigs, noch die schweizerischen Tories, zu befürchten sind; so getraue ich mir ohne Scheu zu behaupten, daß bei vielen unserer heutigen Scribenten die Bewegründe eigennützig und voller Leidenschaften sind. Freilich sagen wir dieses nicht ausdrücklich. Aber das wäre auch wider alles Herkommen. Wir versichern vielmehr den Leser, daß unsere Schriften das Tageslicht nimmermehr würden erblickt haben, wenn uns nicht die Erbauung des Nebenchristen, die Besserung der Gemüther, die Beförderung des Wohls unserer Mitbürger, die schwere Amtspflicht, die ernsthafte Ausmunterung unserer Obern, das Anliegen des Buchhändlers, und noch hundert andere rühmliche Ursachen dazu bewogen hätten. An unserm eigenen Ruhme ist uns so wenig gelegen, daß wir versichern, wir würden ganz gleichgültig bei den Urtheilen des Lesers sein. Ja, wir erniedrigen uns oft so weit, daß wir bitten, man möchte uns unsere Fehler zeigen, und uns auf den rechten Weg führen. Aber, dem mag der Himmel gnädig sein, der dieses nur einmal versucht! Man wage es nur, und sage uns, daß un-

ser Vortrag unordentlich und trocken sei, daß unsere Wahrheiten sehr alte Wahrheiten wären, daß kein Mensch einen Nutzen aus unsern Schriften erlangen könnte, daß wir unserer Amtspflicht eine bessere Genüge geleistet haben würden, wenn wir ganz geschwiegen hätten; man ziehe in Zweifel, ob unsere Obern und nicht vielmehr wir selbst, uns aufgemuntert haben: in was für eine Wuth wird man uns Patrioten bringen! Wie grimmig werden wir mit ihnen verfahren! Nicht das Vaterland, nicht die Erbauung der Nebenchristen, nicht das Wohl unserer Mitbürger; nein! uns selbst, unsere beleidigte Ehre werden wir vertheidigen;

Und ein Jeder glaubt, es werde noch in tausend Jahren Scholiasten geben, welche seine gelehrte Schrift mit kritischen Anmerkungen bereichern und über eine zweifelhafte Lesart andern Scholiasten Verstand und guten Namen absprechen.] Und ich glaube, daß mir selbst dieses widerfahren wird. Eine so schmeichelhafte Eigenliebe, als diejenige ist, wovon unser Text redet, ist Niemandem zu Gute zu halten, als mir, weil außer mir Niemand ein so wichtiges Werk geschrieben hat, als gegenwärtige Noten ohne Text sind. Ich stelle mir hierbei deren spätes Schicksal auf das lebhafteste vor. Ich übersehe mit einem ehrgeizigen Blicke eine Reihe von vielen Jahrhunderten, und empfinde eine stärkende Beruhigung in mir selbst, wenn ich an unsere spätesten Nachkommen denke, wie sie mit einer abgöttischen Ehrfurcht den Verstand und Witz des Hinkmar von Repkow bewundern werden. Ja, ich gehe in diesen prophetischen Betrachtungen noch weiter. Damals hießen unsere alten Deutschen

noch Barbaren, als man zu Rom für die Aufnahme des guten Geschmacks in der Dichtkunst und Beredsamkeit, mit eben der Sorgfalt, doch vielleicht nicht mit eben der Hitze, kämpfte, mit welcher wir, die gesitteten Nachkommen dieser barbarischen Deutschen, so viel gelehrte Kriege, in unserm eigenen Vaterlande, auf das muthigste unternommen und fortgeführt haben. Ist wohl also im Geringsten zu zweifeln, daß nach Verlauf vieler Jahrhunderte eben dieses die wichtigste Beschäftigung solcher Völker sein kann, die wir jetzt für eben solche Barbaren halten, für welche die Römer unsere Väter ansahen? Hätten es diese Römer wohl geglaubt, daß eine Zeit kommen könnte, in welcher die Nachkommen der alten Mysen Zeit und Kräfte verschwenden würden, die wahre Gestalt ihrer Schuhe ausfindig zu machen? Und wer leistet denn uns die Gewähr, daß nicht jetzt ein Volk in Wildnissen und Wäldern herum irrt, dessen witzige Kinder nach tausend Jahren mit ängstlicher Bemühung untersuchen werden, ob die Hüte der alten Deutschen unter der Regierung Kaiser Karl des Siebenten hoch aufgesteift, oder niedrig gewesen sind? Ich verehre den Fleiß desjenigen großen Mannes, welcher sich, unserm Vaterlande zum Besten, so manche unruhige Stunde, so viele schlaflose Nächte um ein V, oder wegen eines zweifelhaften Manuscripts Christen zu Heiden macht. Ist es aber wohl unmöglich, daß auf eben derjenigen Stelle, wo jetzt, indem ich dieses schreibe, ein räuberischer Tartar unter seinem Zelte auf Mord und Beute denkt, sein witziger Enkel künftig ein Katheder erbauen, sich auf demselben, als Kunst-

richter, blähen, und um ein deutsches Wort über seine kritischen Widersacher ein grausames Blutgericht halten wird? Ich getraue mir, es zu verantworten, wenn ich für mein Vaterland so viel Hochachtung habe, daß ich glaube, wir werden in tausend Jahren den Tartaren eben dasjenige sein, was die alten Römer uns jetzt sind. Ja, ich bin vor Freuden außer mir, wenn ich bedenke, daß alsdann meine Noten ohne Text vielleicht ein classischer Autor für die jungen Tartaren in Oczakow sein werden. Und vielleicht steht gar einmal ein kalmukischer Gräv auf, welchen mein Ruhm und die Begierde nach abendländischen Alterthümern in mein Vaterland treibt, welcher unter dem Schutt einer Stadt in Deutschland so viele Weisheit hervorzieht, als kaum in eilf Folianten Raum hat, und welchen die glückliche Ergänzung einer verloschenen Grabschrift, der Himmel weiß, von welcher Schneidersfrau, in seinem Vaterlande unsterblich macht.

Wie ich zum Exempel.] Diese Worte werden sehr oft in meinem Texte vorkommen, weil es der gelehrte Gebrauch erfordert, daß ein Schriftsteller von sich selbst bei allen Gelegenheiten am meisten redet. Bei den übrigen Stellen werde ich die Noten weglassen. Hier aber kann ich es unmöglich über mein Herz bringen, davon zu schweigen, was die Worte, wie ich zum Exempel, eigentlich sagen wollen. Ich zeige dadurch die Größe meiner Arbeit und die Wichtigkeit der Bemühungen an, mit welchen ich mich in meinen Schuljahren beschäftigt habe. Denn ein junger Dichter war, nach dem Begriff eines meiner ehemaligen Lehrmeister,

nichts Anderes, als ein Ding, welches lateinische Verse scandiren, und eine gewisse Anzahl Wörter von verschiedener Länge, nach dem Sylbenmaaße, in Ordnung stellen konnte. Dieses war auch die einzige Ursache, warum ich die alten Poeten las, und vielmals mit exemplarischem Nachdruck dazu angehalten wurde. Ich sollte lateinische und griechische Verse machen lernen, und ich lernte es auch; wenigstens traf ich die Melodie der Alten. Ich habe den Nutzen davon nach der Zeit deutlich erkannt. Ich weiß wohl, daß man viele Geschicklichkeit haben muß, wenn man gute lateinische Verse machen will; ich weiß aber auch, daß solche Arbeiten von den Meisten nicht deßwegen gelobt werden, weil sie gut sind, sondern weil sie mit römischen Buchstaben gedruckt sind. Die Erfahrung hat mich auch gelehrt, daß es allemal sicherer sei, lateinisch, als deutsch, zu dichten. Der beste deutsche Poet ist in den Augen der lateinischen Welt weiter nichts, als ein deutscher Michel, oder höchstens ein leidlicher Versmacher. Ein Jeder glaubt, er habe Geschicklichkeit genug, ein Werk seiner Muttersprache aufs Unbarmherzigste zu richten. Schreibt aber Jemand ein lateinisches Carmen; so sieht man es als eine ehrwürdige Nachahmung des gelehrten Alterthums an, und sagt, der Dichter habe uns ein geistreiches Werk geliefert. Um deßwillen verabscheue ich das freche Urtheil des le Clerc, welcher spricht: Viele der Neuern, welche lateinische und griechische Verse machen, wären den Alten so ähnlich, als die Affen den Menschen. Sie ahmten mehr ihre Fehler, als ihre guten Eigenschaften nach.

Multa tulit, fecitque puer, sudavit et alsit.
(Vieles ertrug und that der Knabe bei Schwitzen und Frieren).

Dieses sind die eigentlichen Worte des mir ertheilten Schulzeugnisses, welche auf nichts Anderes zielten, als auf den rühmlichen Eifer, den ich bezeigte, so oft ich mit Jamben und Trochäen zu kämpfen hatte. So sauer mir oftmals meine Siege geworden sind, so groß war auch meine Zufriedenheit, wenn ich eine kurze oder lange Sylbe überwunden, und meinen Zeilen diejenige Form gegeben hatte, welche man an den Gedichten des Horaz und Virgils erblickt. Was diese beiden Dichter nur Schönes und Göttliches gesagt hatten, das fand man auch von Wort zu Wort in meinen Versen, und vielmals würde ein unparteiischer Leser zweifelhaft geworden sein, ob er einen lateinischen Neujahrwunsch von Hinkmar von Repkow, oder ein Stück aus des Virgils Aeneis läse. Mein redlicher Lehrmeister war darüber so erfreut, daß er mich beständig seinen kleinen Hannibal nannte, der die Schätze Latiens plünderte, und sein Vaterland damit bereicherte.

Erb-, Lehn- und Gerichtsherr.] Dieß ist eine bekannte Geschichte, welche Müller in seinen Annalen umständlich erzählt. Er nennt ihn Martin Quaast, und berichtet, daß er ein Quacksalber in Königsee gewesen sei, welcher durch seine köstlichen, bewährten, und von römisch-kaiserlicher Majestät privilegirten Pulver, besonders aber durch die Einfalt der eingebildeten Kranken, sich so viel verdient, daß er unweit Langensalza ein Vorwerk an sich gekauft, und sich um deßwillen, unter allen seinen

Rezepten, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Braunsdorf, Juxaroda, Scharfenpelß, Thura, Költschau, Knechtendorf und Lehneroda geschrieben, ungeachtet er an alle diese Dörfer weiter keinen Anspruch zu machen gehabt, als daß ihm zwei oder drei Bauern daraus einige Hühner und Käse zu einem jährlichen Erbzins entrichten müssen. Noch dieses muß ich, als einen sehr wichtigen Umstand erinnern, daß Martin Quaast bereits unter Johann Georg dem Andern gestorben ist. Ich bemerke dieses um deßwillen, damit sich meine Leser nicht übereilen, und diesen ritterlichen Pedanten unter den Jetztlebenden suchen.

Des Dichters Leier klingt.] Zum ewigen Ruhm meiner Landsleute muß ich hier erinnern, daß wir dem Geschmack und den Vorschriften der Alten weit mehr folgen, als vielleicht die Ausländer von uns glauben. Zwar dieses will ich nicht eben behaupten, daß wir uns angelegen sein ließen, die natürlichen Ausdrücke, die erhabenen Gedanken, die lebhaften Empfindungen, die lehrreichen Sprüche, und andere Schönheiten nachzuahmen, welche man in alten Zeiten für wesentliche Stücke eines göttlichen Dichters ansah. Allein, dieses wird uns niemand streitig machen, daß wir noch eben so wohl auf dem Rohre blasen, noch eben so wohl leiern, und unsre Saiten noch eben so wohl stimmen, als Homer, Anakreon, und die Dichter Roms gethan haben. Alle unsre Hochzeit- und Leichenverse zeugen davon. Kein Poet ist zu klein, er wird seinen Mäcen versichern, daß er nur ihm zu Ehren die deutsche Laute stimme. Und was ist gemeiner, als die Sprache der Dichter, welche über ihr hei-

seres Rohr seufzen? Ja, viele haben es so weit gebracht, daß sie zugleich auf der Flöte blasen, zugleich die Saiten rühren, zugleich auf der Leier spielen, und welches fast unbegreiflich ist, zugleich sich auf den Pegasus schwingen, und den geschärften Kiel in die Hippokrene eintauchen können; und zwar dieses Alles in einer Zeit von vier Versen. Heißt das nicht die Alten nachahmen, ja sogar übertreffen?

Sein Argwohn.] Dieser ging so weit, daß man niemals eines schlechten Poeten erwähnen konnte, ohne ihn auf die empfindlichen Gedanken zu bringen, er selbst sei damit gemeint.

Und eine solche Kritik, so scharf sie auch ist, wird dennoch mehr Nutzen, als Schaden, bringen.] Der Einwurf ist ungegründet, wenn man glaubt, es werde dieses eine große Verwirrung und Unordnung in dem demokratischen Reiche des Witzes erregen, und ein solcher unerbittlicher Kunstrichter beschwere nur sein Gewissen, indem er sonder Zweifel manche junge und streitbare Muse schüchtern mache, wenn er ihren Werken, und besonders den Streitschriften, eine ewige Dauer und das Glück, der Nachwelt bekannt zu werden, gänzlich abspricht, Gesetzt auch, wie ich es denn auch gewiß glaube, daß alle die Streitschriften, welche in unsern Tagen die Hände der Setzer beschäftigt, und die Geduld der Leser ermüdet haben, in wenig Jahren ihren Untergang erfahren: benimmt man ihnen denn dadurch ihren Werth gänzlich? Ein Kalender ist eines der nützlichsten Bücher von der Welt. Wenn das neue Jahr kommt, so kaufen wir ihn mit der größten Begierde; das ganze Jahr über lesen wir

darin, und wenn das Jahr vorbei ist, so ist auch der Werth unsers Kalenders vorbei. Würde wohl etwas lächerlicher sein können, als wenn man diesen Beweis dazu brauchen wollte, den Nutzen und den Werth der Kalender zu bestreiten? Ich kenne viele Bücher, besonders viele praktische und politische Schriften, der philosophischen, der Kürze wegen, nicht zu gedenken, welche mit Fug nicht mehr verlangen können, als ein Kalenderalter. Sie werden gedruckt, gekauft und in kurzer Zeit findet man sie da, wo man die alten Kalender findet. Geschieht nicht dieses Alles nach dem ordentlichen Laufe der Natur, und darf man wohl der Kritik das zur Sünde rechnen, was natürlicher Weise nicht anders geschehen kann? Ich habe noch auf keiner Bibliothek eine Sammlung von Kalendern gefunden, und wer um deßwillen der gelehrten Welt ihren verderbten Geschmack vorwerfen wollte, der würde in meinen Augen noch lächerlicher sein, als der berühmte Scribent, welcher in der Vorstadt wohnt, und mir, so oft er mich sieht, mit Seufzen erzählt, daß es mit der Poesie ganz und gar aus sei, weil sich Niemand so viel Gewalt anthun kann, seine Werke mehr zu lesen.

Gemeiniglich aber glauben wir, dieses gehe nicht uns, sondern unsern Nachbar an.] Hier wird im Texte dasjenige weiter ausgeführt, was vorher nur kürzlich berührt worden ist. Allerdings ist die Besorgniß, daß dadurch manche junge und streitbare Muse schüchtern gemacht werde, so ungegründet und abgeschmackt, als Strephons Beweis von der besten Welt. Ich weiß gewiß, Viele werden die Stellen von der Vergänglichkeit solcher Schriften

mit der freudigsten Zuversicht lesen, da ihre Werke von einer weit dauerhaftern Natur, als andere, und der gelehrten Verwesung gar nicht, oder wenigstens doch so geschwind nicht, unterworfen sind. Und vielleicht sind sie es dennoch. Herr Grobbens, jener berühmte Kaufmann, geht niemals lieber in die Komödie, als wenn des Moliere Geiziger gespielt wird. Er lacht aus vollem Halse über den betrognen Harpagon, dem man seinen Geldkasten entwendet, und zu gleicher Zeit greift er in den Schubsack, zu fühlen, ob er auch den Schlüssel zu seiner Kasse noch wohl verwahrt habe. Herr Grobbens ist geizig, das wissen wir alle; aber daß er und seines gleichen auf dem Theater gemeint sei, das glaubt Herr Grobbens nicht. Es fällt mir noch etwas ein. Sollte eine junge und streitbare Muse, wie man sie nennen will, schüchtern gemacht werden; wie viel Selbsterkenntniß und Ueberlegung würde dazu gehören? Zwei Sachen, welche man, ohne seine Uebereilung und Unwissenheit in der Gelehrtenhistorie zu verrathen, bei denen gewiß nicht suchen darf, welche uns alle Messen mit ihrem Witze, und besonders mit Streitschriften, heimsuchen. Aber der fruchtbare Herr Magister Stucker, dessen Schriften in der Ostermesse verkauft, und noch vor der Michaelismesse vergessen werden, dieser unermüdete Mann ist ganz kleinmüthig geworden, als unlängst seinen Werken eine dergleichen traurige Nativität gestellt worden ist. Ich räume dieses ein. Kann das meinen Satz über den Haufen werfen? Ein einziges Exempel macht noch lange keine Möglichkeit wahrscheinlich. Wohl hundert kleine Stuckers sehe ich alle Tage durch

meine Gasse laufen, durch deren standhafte Unverschämtheit ich meinen Satz wider alle Einwürfe beweisen und vertheidigen kann.

Ja, eben dadurch gewinnen sie vielmals mehr, als sie verlieren.] Diese Materie ist so unerschöpflich, daß ich nicht Umgang nehmen kann, noch eine Note davon zu verfertigen. Was ist es denn nun auch für ein großes Unglück für diejenigen Schriften, welche die Zeit noch in ihrer Jugend, und, wenn ich so sagen darf, in der Wiege dahinrafft? Bekommt die Nachwelt von ihnen nichts zu sehen; so haben sie auch den wichtigen Vortheil davon, daß die Nachwelt von ihnen dasjenige nicht erfährt, was wir von ihnen wissen, und wir wissen von ihnen dasjenige, was ich hier, um ihren guten Namen zu schonen, nicht schreiben mag. Bleiben aber von ihren Werken noch einige Fragmente übrig (denn das ist so gar unmöglich eben nicht, daß in drei Alphabeten wenigstens ein vernünftiger Gedanke sein kann), gut! so wird vielleicht einmal in jenen Tagen ein Scholiast aufstehen, welcher über den unersetzlichen Verlust eines so wichtigen und gelehrten Buchs ängstlicher thut, als wir nimmermehr thun würden, wenn man die Gewaltthätigkeit ausübte, und uns zwänge, eben dieses Buch zu lesen, da es noch nicht verloren gegangen ist.

Denn nur seit vorgestern haben die Deutschen angefangen, männlich und stark zu denken, und, durch die Proben ihres reifen Witzes, den Witz der Franzosen und Engländer zu übertreffen.] Wem dergleichen Wunderdinge von den Deutschen unwahrscheinlich vorkommen möchten, dem muß ich durch eine Note aus seinem Zweifel helfen. Es ist

eben jetzt acht und vierzig Stunden, daß ich mit Abfassung gegenwärtiger Noten ohne Text beschäftigt bin. Alles, was vorher in Deutschland geschrieben worden ist, das kommt mir, wenn ich es gegen diese meine Abhandlung betrachte, so rauh und barbarisch vor, daß ich über die Blindheit erschrecken muß, in welcher mein Vaterland getappt hat. Seit vorgestern fange ich an, zu schreiben, und ich wünsche meinen Deutschen Glück dazu, daß ich mich entschlossen habe, zu schreiben. Ich bin nicht der Erste, welcher zu seinen Arbeiten ein dergleichen Vertrauen hat und glaubt, daß ohne ihn der deutsche Witz und Verstand in einer ewigen Nacht würden verborgen geblieben sein, und welcher den Zeitpunkt des guten Geschmacks von demjenigen Augenblicke feststellt, da er sich aus mitleidigem Erbarmen bewegen lassen, die Feder einzutauchen, und sein unwissendes Vaterland zu belehren. Künftig also wird sich die Epoche der deutschen Gelehrsamkeit von vorgestern anfangen, und wollte jemand so verblendet, und gegen meine Verdienste so undankbar sein, daß er diese meine Zeitrechnung nicht gehorsam, und ohne Murren, annähme, dem sei Trotz geboten! Denn schimpfen kann ich auch.

Der von ihm gemachte Charakter aber soll sehr ungleich, und hin und wieder sich selbst widersprechend sein.] Das kann wohl sein, und dennoch halte ich es für keinen Fehler. Ich sehe mich genöthigt, etwas weitläuftiger davon zu handeln, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, noch ein Blatt zu beschreiben. Man kann meines Erachtens einen Kunstrichter gar füglich als einen Mann vorstellen, der auf die Heftigkeit der Kunst-

richter, und verschiedene Schoossünden der Gelehrten, mit der größten Heftigkeit, voller Eigenliebe und kritischen Hochmuths eifert, gleichwohl aber bei verschiedenen Gelegenheiten, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, sehr vernünftig und gelassen urtheilt. Don Quixote blieb dennoch der Held von Mancha, wenn er gleich seinem Sancho Pansa die erbaulichsten und vernünftigsten Lehren gab. Er hatte das Barbierbecken auf dem Kopfe, die verrostete Lanze in der Hand, und saß auf seiner Rosinante; gleichwohl waren seine Unterredungen so tiefsinnig und philosophisch, als oft die Unterredungen eines außerordentlichen Lehrers der Weltweisheit nicht sind. Nur erst alsdann ward er ein Narr, wenn er von Riesen träumte, und Windmühlen bestürmte. Wenn ich mich recht entsinne, so habe ich gelesen, daß Cervantes, eben durch diesen ungleichen und abwechselnden Charakter sich und seinen Don Quixote berühmt gemacht hat. Das ist ja nicht eben so gar unwahrscheinlich, daß ein Mensch bei gewissen Fällen vernünftig sein kann, welcher uns doch auf einer andern Seite lächerlich scheint. Ich kenne einen gewissen Rechtsgelehrten, welcher das Orakel aller unruhigen Bauern, die Zuflucht aller zänkischen Nachbarn, und ein Vormund aller Schelme und Diebe ist. Wer ihn auf der Richterstube hört, oder seine eingebrachten Sätze liest, der sollte gewiß glauben, es würde Wittwen und Waisen und dem ganzen Vaterlande sehr ersprießlich sein, wenn er in den nächsten vier Wochen gehangen würde. Und dennoch weiß dieser Priester der Gerechtigkeit, in gewissen Gesellschaften von der Liebe des Nächsten,

und den Pflichten der Menschen, von den wichtigsten Wahrheiten jenes Lebens, so gesetzt und so lehrreich zu reden, daß ein gewisser Edelmann unlängst zweifelhaft war, ob er, wo nicht ein Quäker, doch wenigstens ein Missionär sei, welcher Heiden bekehren wollte. Wenn Doktor Purgan vor dem Krankenbette steht, und mit einer räthselhaften Miene an den Puls fühlt; so sind seine Gespräche so kunstmäßig und griechisch, daß man darauf schwören sollte, er habe das Fieber selbst. Und eben dieser Herr Doktor Purgan kann bei jener Kaufmannsfrau, deren Leibarzt er ist, so deutlich und vernehmlich reden, als kein Schäfer bei seiner Phyllis. Würde es nicht verwegen sein, wenn ich diejenigen nicht für Philosophen halten wollte, welche eigennützig, rachsüchtig, wollüstig, hochmüthig, mit einem Worte, welche auf dem Katheder große Weltweise, und in ihrem Hause die kleinsten Geister sind? Jener ehrwürdige Heuchler, mit gefalteten Händen, welcher uns wöchentlich . . . So weit geht die Note; das Uebrige erklärt unser Text.

Und dessen ungegründete Meinung.] Ich würde hierbei Gelegenheit haben, über seine einfältigen Vorurtheile ziemlich zu spotten, und er verdient es wohl! Weil er aber meiner in seiner letzten Vorrede sehr rühmlich gedacht, ja sogar nur unlängst in seine Werke ein poetisches Sendschreiben an mich eingerückt hat: so versichere ich meine Leser, daß ich noch Niemand gefunden habe, welcher in Beförderung des guten Geschmacks und der schönen Wissenschaften in Deutschland so unermüdet und glücklich gewesen, als eben dieser berühmte Mann.

Bei denen man um Fesseln flehe.] Diese schöne

Stelle recht zu verstehen, muß man wissen, daß unsere Dichter niemals verliebter sind, als wenn sie in Ketten und Banden liegen. Es gehört dieses zu denen Moden in der Poesie, von welchen ich in einer absonderlichen Schrift umständlich handeln werde. Man sollte glauben, ein Liebhaber, der auf allen Vieren kriecht, würde wenig Eindruck machen; aber bei den poetischen Schönen ist es ganz anders. Ein reimender Liebhaber ohne Fessel ist etwas Unerhörtes, denn alle ihre Gebieterinnen sind Königinnen, und zwar recht grausame Königinnen; aber, welches wohl zu merken ist, auch nur in poetischem Verstande. Denn wir lesen in der arkadischen Chronik, daß dergleichen gefesselte Liebhaber beherzt genug gewesen sind, in einer Woche wohl drei solche Königinnen vom Throne zu stoßen, und bei der vierten um Fesseln zu flehen.

Nach Gründen.] Denn eben jetzt ist die merkwürdige Zeit, da man nichts ohne zureichenden Grund thut.

Das Gedicht aber auf seine Ehefrau.] Man findet darin alles dasjenige Zärtliche und Verbindliche, was die Sprache einer vernünftigen Liebe erfordert. Und denen, welche die große Welt kennen, hat es um deßwillen sehr wahrscheinlich vorkommen wollen, daß dieses Gedicht unter die lehrreichen Fabeln, oder poetischen Erzählungen, gehöre. Es sei nirgends erhört, sprechen sie, daß ein Paar Eheleute einander, bei lebendigem Leibe, so viele Schmeicheleien in Versen vorsagen könnten. Es sei gar nicht mehr gebräuchlich, daß ein verehlichter Dichter, bei dem Leben seiner Frau, ihr zu Ehren, nur die Hälfte von dem Weihrauche

verschwende, welchen er sonst mit vollen Händen auf fremden Altären geopfert. Gemeiniglich kämen sie nicht eher ins poetische Feuer, bis die Wohlseligverstorbene auf der Bahre liege, und die häufigen Proben der Wittwerthränen ließen uns noch oft ungewiß, ob der Schmerzlichgebeugte unter seinem Flor vor Freuden, oder vor Schmerzen geweint habe. Allein mir scheinen diese Urtheile und angeführten Gründe sehr seicht. Ich könnte unterschiedene gesammelte Proben von dergleichen Gedichten hier einrücken, aus denen man gleich in der ersten Zeile sieht, daß der betrübte Wittwer seiner nicht mächtig gewesen ist. Ich will mich aber lieber auf das gültige Zeugniß des so glaubwürdigen Berkenmeyers beziehen, welcher uns von einem gewissen unbekannten und sehr weit entlegenen Volke erzählt, »daß ihre Ehen die glückseligsten und »vergnügtesten Ehen wären, und daß ein Jeder »glaube, die beste Frau zu haben. Die Weiber »unter diesem fremden Volke seien gefällig, treu, »und verehrten die Männer, als ihre Herren. Man »finde unter ihnen Weiber, welche in der zwar »etwas rauhen Sprache ihres Landes die Redlichkeit »ihrer Männer besängen, und Männer, welche die »Zärtlichkeit ihrer Weiber mit gleichen Liedern vergälten.« Dieses sind des vortrefflichen Berkenmeyers eigne Worte, und wer solches für ein Mährchen aus Amerika halten wollte, der würde sich an Berkenmeyer und an unsern Frauenzimmern sehr versündigen. Ich weiß es, daß es eine hämische Lobschrift auf die bösen Männer und eine boshafte Trauerrede eines Wittwers gibt. Das wirft aber meinen Satz noch gar nicht um. Wir

wissen es gar wohl, daß die erste ein erbittertes Frauenzimmer gemacht hat, an welcher es gar nicht liegt, daß sie, als Jungfer, alt und lebenssatt ihren Geist aufgeben muß; und von dem Verfasser der Trauerrede ist es in ganz Leipzig bekannt, daß er auf diesen verzweifelten Entschluß, seine Rede zu machen, nicht eher gefallen, als da man ihm, wegen seiner besondern Verdienste, den siebenten Korb zugeschickt hatte. Wahrhaftig, ein edles Paar von Lobrednern, welche mit ihren Zungensünden wohl verdient hätten, durch Urtheil und Recht an einander verheirathet zu werden.

Welche Zigeuner und elende Poeten.] Diesen verwegenen Ausdruck sucht er also zu rechtfertigen.

Ich soll mich verantworten, wie ich es habe wagen können, die elenden Poeten mit den Zigeunern zu vergleichen. Ich will es thun, mein Herr, ungeachtet ich geglaubt hätte, daß ein flüchtiger Einfall, den man zuweilen in Gesellschaft vertrauter Freunde vorbringt, dergleichen Schutzschrift nicht nöthig hätte. Meine Meinung ist gar nicht diese gewesen, als wäre zwischen Zigeunern und elenden Poeten eine durchgängige Aehnlichkeit. Wenn es aber auch meine Meinung wäre; so wollte ich mir doch getrauen, sie zu vertheidigen. Ein Zigeuner würde vielleicht eine ganz andere Lebensart erwählen, wenn er zu etwas Besserm geschickt wäre; und ein reimender Scribent müßte sogar den Ueberrest desjenigen Verstandes verloren haben, den ihm die erbarmende Natur, wiewohl mit kargen Händen, zugeworfen hat, wenn er so klägliche Schriften verfertigte, wofern er anders im Stande wäre, etwas Klügeres vorzunehmen. Die Verwunderung,

die sich ein Zigeuner bei dem Pöbel durch sein Wahrsagen zuwege bringt, ist der Verwunderung sehr gleich, die ein Reimer durch seinen betäubenden Witz bei dem lesenden Pöbel erhält. Unter den lesenden Pöbel aber rechne ich Leute von allerlei Ständen: und wollte man mich gerichtlich anhalten, diese Art von Pöbel genauer zu bestimmen, so könnte es freilich geschehen, daß man Männer in Magister- und Doktorhüten, Männer mit Sternen auf der Brust, Männer in ehrwürdiger Kleidung, darunter anträfe. Was die Räubereien der Zigeuner anbelangt, so haben sich meine Poeten gar nicht zu schämen, wenn man auch darin viel Aehnliches zwischen ihnen und den Zigeunern zu finden glaubt. Sie plündern eben so wohl, als jene. Aber sie plündern ebenfalls nur aus Hungersnoth, und aus Hungersnoth zu rauben, ist, wie bekannt, den bürgerlichen Rechten nach, kein Diebstahl. Sie rauben also nur Berufs wegen!

Ich weiß nicht, warum ich mich so gern elender Schriftsteller annehme. Vielleicht geschieht es blos aus einer allgemeinen Menschenliebe; vielleicht aber kommt es auch von einigen Vorurtheilen her, die ich noch von meiner ersten Jugend behalten habe, und welche machen, daß ich dergleichen Scribenten nicht ansehen kann, ohne gerührt zu werden. »Schreib', mein Sohn, schreib', und schäme dich »nicht! Schreib' unermüdet, denn die Natur hat »dir gesunde Finger gegeben.« Dieses war der letzte Segen, den mir mein Vater, tröste ihn Gott, er war auch ein Scribent! noch auf seinem Todbette ertheilte. Er hinterließ mir ein schlechtes Vermögen, es ist wahr; aber diese Vermahnung hat mich so aufgemuntert, daß ich niemals hungrig

zu Bett gegangen bin, so lange ich derselben gefolgt habe. Ich schrieb aus allen Leibeskräften, und es gedieh mir ganz wohl. Seit der Zeit hat sich freilich viel geändert. Ich habe dieses Autorhandwerk niedergelegt. Ich fand Ursachen, welche mir riethen, mich von dergleichen Scribenten abzuziehen; zugleich aber fand ich auch ganz unübersteigliche Hindernisse, ein guter Scribent zu werden; um deßwillen schreibe ich, wie Sie, mein Herr, wissen, gar nichts mehr.

Im Ernste zu reden, so ist es eine betrübte Sache um gute Scribenten. Sie lassen sichs blutsauer werden, und doch geht es ihnen nicht von der Hand. Haben sie auch ja ein Werk in ihrer Art zu Stande gebracht; welcher Buchhändler wird so viel wagen, es zu verlegen? Sie müssen noch Geld zugeben, wenn sie ihren Namen gedruckt sehen wollen; und sind sie auch gedruckt, wohl gut! wie viel finden sie denn Leser? Sehr wenig; oder ich müßte unsere Zeiten gar nicht kennen. Heute Nachmittag ging ich vor's Thor. Ich sah einen großen Zulauf von Leuten, welcher mich bewog, näher hinzuzugehen. Ich fand einen Mann in der größten Beschäftigung, seine Paketchen unter den gewöhnlichen Betheuerungen, und mit Berufung auf die erstaunenden Kuren, die er gethan, und auf seine vortrefflichen Privilegien, auszutheilen. Kurz, es war ein Marktschreier. Was für ein Unterschied, dachte ich bei mir selbst, ist nicht zwischen diesem Marktschreier, und meinem Arzte in der Stadt, den Jeder für einen geschickten, behutsamen und erfahrenen Mann hält, in dessen Vorzimmer aber nicht der zwanzigste Theil der Leute ist, wie bei diesem Quacksalber! Aber woher kommt das?

Er versichert nichts, wovon er nicht überzeugt ist. Er kann sich nicht überwinden, seine Medicamente mit einer etwas zuversichtlichern Miene anzupreisen; er ist zu ehrlich, als daß er andere Aerzte neben sich verkleinern sollte; mit einem Worte, er macht nicht Wind genug, und hat keinen Hanswurst bei sich, welcher den Pöbel unterhalten, und ihm ein Vertrauen zu seinen Arzneien beibringen kann. Mein Arzt ist ein vernünftiger Mann, und jener Marktschreier ein Windmacher! Welche Abschweifung! werden Sie sagen; von elenden Scribenten auf die Quacksalber zu kommen! Sie haben Recht, mein Herr, es ist allerdings eine Abschweifung, welche vielleicht nur alsdann zu entschuldigen sein würde, wenn zwischen den niederträchtigen und unverschämten Aufschneidereien der Unwissenheit und dem gewinnsüchtigen Handwerke dieses Marktschreiers, und zwischen dem Betragen und den Absichten elender Scribenten die geringste Gleichheit wäre. Aber dieses ist freilich nicht, und um deßwillen ist meine Abschweifung gar nicht zu entschuldigen. Es sei darum! Ich mag es nicht ausstreichen. In meinen jungen Jahren, als ich noch ein Autor war, wußte ich mich in dergleichen Fällen recht leicht zu trösten. Wollte ich gar nichts schreiben, waren damals meine Gedanken, als was sich reimt, und was auf eine vernünftige Weise zusammenhängt, so schreibe ich mich an den Bettelstab, und meinen Verleger ins Hospital. Ungefähr so dachte ich damals; und Sie wissen wohl, daß einem alternden Autor dergleichen Jugendfehler noch immer anhängen. Ich kann Ihnen nicht helfen, mein Herr, Sie müssen Alles lesen, was ich geschrieben habe, es mag zusammen klingen,

wie es will. Sehen Sie es allenfalls als eine kleine Rache an, daß Sie mich genöthigt haben, meine Gedanken schriftlich zu vertheidigen. Vielleicht machen Sie künftig nicht so viel Schwierigkeiten, mir auf mein Wort zu glauben.

Und Kohlharts Beispiel.] Wer Kohlhart auf der Neuberischen Bühne spielen sehen, der wird ihm, und wenn er auch ein Franzos wäre, den billigen Ruhm zugestehen müssen, daß ihm nur sehr Wenige in der Kunst, die Leidenschaften der Menschen lebhaft und natürlich vorzustellen, beigekommen sind. Hatte er die Rolle des Brutus zu spielen; so vergaß man Kohlhart ganz, und beweinte den Brutus. Und eben dieser, welcher uns heute Thränen abzwang, machte, daß wir den Tag darauf vor Lachen außer uns waren, wenn er den eingebildeten Kranken vorstellte. Sobald sich Kohlhart sehen ließ; sobald war das ganze Theater aufgeweckt. Er war im Stande, durch seine Geschicklichkeit die größten Fehler des Schauspiels verdecken. Ja, ich glaube beinah, daß er vermögend gewesen wäre, durch seine verführerische Kunst die elendesten Schauspiele erträglich zu machen. Dieser vortreffliche Kohlhart ward bei zunehmendem Alter durch seine kränklichen Umstände sehr gehindert. Zu manchen Zeiten konnte er gar nicht reden; er erschien nur selten auf der Schaubühne. Nach und nach fing man an, ihn zu vergessen, und es fehlte nicht viel, daß er nicht noch bei seinem Leben unbekannt geworden wäre. Nur wenige Tage vor seinem Tode habe ich ihn noch auf der Schaubühne gesehen. Seine Brustbeschwerung verhinderte ihn, zu reden; er hatte also nur die Rolle einer stummen Person, und mußte in der Kleidung eines

Bedienten den Stuhl einem tragischen Helden zurecht setzen, welcher wegen seiner Ungeschicklichkeit kaum verdiente, auf der Reibhandischen Bühne eine stumme Person vorzustellen. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich mich kaum der Thränen enthalten konnte, als ich unsern Kohlhart in dieser geringen und unedeln Beschäftigung erblickte; sobald er den Stuhl hingesetzt hatte, trat er ab. Ich sah ihm mitleidig nach, und in dem ganzen Trauerspiel schien mir dieser Auftritt der traurigste zu sein. Wenige Tage darauf starb er. Kaum erfuhr ich seinen Tod, als mir alle diese Umstände aufs lebhafteste wieder beifielen. Dieser Mann, dachte ich bei mir selbst, welcher in seinen jüngern Jahren das Händeklatschen des Parterre und die Bewunderung der Logen erregte; dieser kommt bei zunehmendem Alter so weit herunter, daß er, als er das letztemal in seinem Leben sich auf der Schaubühne zeigt, eine stumme Person, und eine so gleichgültige Handlung vorstellen muß, in der er von dem wenigsten Theile der Zuschauer bemerkt worden ist. Dieser Gedanke bekräftigte bei mir die Wahrheit des bekannten Satzes, daß die ganze Welt eine Schaubühne sei. Wie mancher Staatsminister, welcher die Bewunderung und die Schmeicheleien des ganzen Volks erzwingt, wird vor seinem Ende so weit gebracht, daß man ihn, da er noch lebt, schon vergißt, und oft sieht er sich gezwungen, als Greis mit einer ehrerbietigen Miene unter dem geschwätzigen Pöbel der Bedienten in der Antichambre desjenigen aufzuwarten, welcher im vorigen Jahre blos durch seine gnädige Vermittlung aus dem Staube erhoben worden ist!

Ich habe nicht nöthig, blos am Hofe diese Aehnlichkeit zu suchen; ich finde sie auch in andern

Ständen. Es wird kaum vierzig Jahre sein, daß Klimene die Königin aller zärtlichen Herzen war. Niemand hieß damals galant, der nicht um Klimenen seufzte, und alle junge Herrchen unserer Stadt flatterten um diese Schöne herum. Verschiedene, welche sich für viel zu witzig hielten, als daß sie den Gottesdienst besuchen sollten, besuchten ihn doch, aber nur um Klimenens willen. Wie flüchtig ist doch der Ruhm der Menschen! Am Sonntag sah ich diese vergötterte Klimene ganz gebückt aus der Kirche schleichen. Ihre Runzeln verriethen ihr Schicksal. Es begegneten ihr verschiedene junge Stutzer, deren Väter vor vierzig Jahren über ihre Unempfindlichkeit beinah verzweifelt waren. Und jetzt konnten sich die muthwilligen Söhne dieser zärtlichen Väter kaum entschließen, der veralteten Klimene aus dem Wege zu treten. Sie würden sie, glaube ich, gar nicht wahrgenommen haben, wenn nicht ein großes Gebetbuch, das sie unter ihrem zitternden Arm trug, sie aufmerksam und ihren leichtsinnigen Witz munter gemacht hätte.

Haben viele unserer Gelehrten wohl ein besseres Schicksal zu erwarten? Ich glaube es nicht. Der Ruhm der Gelehrten ist beinah noch vergänglicher, als die Vergötterung der Schönen; denn die Gelehrsamkeit ändert die Moden fast noch öfter, als das Frauenzimmer. Systeme der verschiedenen Disciplinen, die vor wenig Jahren auf hohen Schulen bewundert wurden, sind jetzt lächerlich. Dichter, welche nicht sicher auf der Straße gehen konnten, ohne von Buchhändlern und Kaufmannsdienern bewundert zu werden; diese gedemüthigten Dichter können nunmehr auf öffentlichem Markte ganz ungestört hin und wieder gehen, man

sieht sie nicht mehr, man hat sie vergessen; und wollen sie nicht gar verhungern, so müssen sie sich der sparsamen Großmuth eines Buchdruckers überlassen, welcher sie als Correctoren in seiner Druckerei ernährt. So kläglich war doch Kohlharts Schicksal noch nicht!

Wie wird es mir einmal gehen! Da mich der Himmel verdammt hat, ein Autor zu sein; so wünsche ich mir von ihm nur dieses, daß er mich nicht länger leben läßt, als meine Schriften. Habe ich auf der Schaubühne der gelehrten Welt die Thorheiten der Menschen vorstellen müssen; habe ich dieses mit einigem Beifall gethan: o! so wünsche ich mir, daß der Vorhang bald niedergelassen werde, indem ich noch spiele. Wie vergnügt will ich abtreten, wenn ich noch bei der letzten Rolle das Plaudite von dem gründlichen Geschmacke witziger Kenner fordern darf! Aber, o Himmel, ist mir auch Kohlharts trauriges Schicksal bestimmt; so gib mir nur auch einen vernünftigen Freund, der mich so bedauert, wie ich Kohlhart bedauert habe!

Conata lacessere Teucros.] (Die es wagte, die Teukrer zu reizen.) Die Verdienste, welche sich dieses Frauenzimmer in der gelehrten Welt erworben, sind so wesentlich und so wichtig, daß ich nicht begreifen kann, warum es sich durch eine solche Befehdung, und durch die Vorrechte ihres Geschlechts zu vertheidigen gesucht hat. Mir scheint es wenigstens, daß sie nicht die beste Art gewählt habe, mit welcher sie ihr Mißvergnügen über das unfreundliche Bezeigen eines ihrer Gegner ausdrücken, und die Leser überführen will, daß man sich an ihr versündigt habe. »Die Hochachtung,« schreibt sie, »welche man unserem Geschlecht schuldig ist, ist »zu allen Zeiten unter gesitteten Völkern für etwas

»so Unverbrüchliches gehalten worden, daß ich hoffe, »man werde diese Verletzung derselben gegen eine »Person, die solches auf keinerlei Weise verdient »hat, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen.« Wer die kleinen Balgereien schon weiß, welche seit einiger Zeit zwischen den witzigen Köpfen vorgefallen sind, der wird es zufrieden sein, daß ich die eigentlichen Umstände dieser gelehrten Mordgeschichte hier nicht anführe; und wer sie nicht weiß, der kann sich allenfalls trösten, wenn ihm eine solche Kleinigkeit noch ferner unbekannt bleibt. Ich bin hierin ganz unparteiisch, und so wenig Vergnüge ich über die Aufführung ihres Gegners empfunden, welches sie ein ungezogenes Verfahren nennen will, so überflüssig würde es auch sein, die Vertheidigung ihrer Sache zu übernehmen, da man aus ihrer Vorrede wohl sieht, daß sie selbst Muth genug hat, sich mit dem Natur- und Völkerrechte zu wehren, und eine Sprache zu führen, von welcher eine gewisse Art unserer heutigen Kunstrichter selbst gestehen wird, daß sie männlich genug sei. Meine Gedanken, welche ich bei Lesung dieser Vorrede gehabt, sind ungefähr diese:

Auch ich habe für das Frauenzimmer alle billige Hochachtung; es klingt mir aber ein wenig zu hart, wenn ein Frauenzimmer diese Hochachtung selbst verlangt, und sich auf die ruhige Possession bezieht, in welcher sie und ihre Vorfahren seit hundert und mehr Jahren gewesen sind.

Da unsere Verfasserin bei dieser ganzen Streitigkeit nicht blos als ein Frauenzimmer, sondern als eine Scribentin anzusehen ist, so hat sie um so viel weniger Ursache, sich auf diese wohlhergebrachte Hochachtung zu steifen, welche sie von uns aus rühmlicheren Gründen verlangen kann. Ein

gelehrtes Frauenzimmer kann diese weiter nicht fordern, als eine gelehrte Mannsperson. Beide können unsere Hochachtung erlangen, wenn ihre Gelehrsamkeit und ihr Witz solche verdienen. Ist dieses nicht, so habe ich schon genug gethan, wenn ich ihnen nicht unhöflich begegne, und ich muß das Recht haben, auf die gelehrten Eitelkeiten und Fehler eines schreibenden Frauenzimmers mit eben der Bitterkeit loszugehen, welche man, in gleichem Falle, wider die Scribenten männlichen Geschlechts ohne Beleidigung des Wohlstandes brauchen darf.

In meinen Augen verdient kein Stand mehr Ehrfurcht und Hochachtung, als der Stand der Geistlichen. Sobald sich aber ein Geistlicher auf eine unglückliche Art unter die Schriftsteller mengt und durch sein Exempel den alten und wahren Satz bekräftigt, daß ein ehrwürdiger Mann gar wohl ein elender Autor sein könne: so bald vergesse ich den Priester und lache über den Schmierer. Wie unzeitig würde der Eifer sein, wenn mich dieser Mann um deßwillen verketzern und sagen wollte: ich hätte die Hochachtung beleidigt, welche man seinem Amte nach den göttlichen und weltlichen Rechten schuldig sei, und welche unter allen Völkern für etwas so Unverbrüchliches gehalten worden?

Ich befürchte, der Witz dürfte dadurch sehr viel leiden, wenn wir die Galanterie so weit treiben und die Fehler einer Scribentin dulden, oder gar bewundern wollten, blos darum, weil sie von den Händen eines Frauenzimmers kämen. Wir haben bereits unter unseren Mannspersonen eine so große Menge erbärmlicher Schriftsteller, daß es sehr unverantwortlich sein würde, auch die andere Hälfte des menschlichen Geschlechts mit dieser Autorseuche

zu verwahrlosen. Ich wünschte wohl, daß alle Frauenzimmer einen Geschmack an den schönen Wissenschaften fänden; aber das wolle der Himmel nicht, daß alle Frauenzimmer dasjenige prächtig drucken lassen, was sie mittelmäßig gedacht haben! Ihren Freunden mögen sie es vorlesen, und ich werde es selbst mit Vergnügen anhören, wenn es gleich hin und wieder fehlerhaft ist; nur gedruckt mag ich es nicht sehen. Diejenige unumschränkte Gewalt, welche wir dem Frauenzimmer aus Höflichkeit und Hochachtung an ihrem Nachttische zugestehen, diese hört gleich auf, sobald wir einander in dem Buchladen antreffen. Sie sei witzig, sie suche ihren Geschmack auszubessern, sie schreibe, um ihren Verstand zu schärfen: aber sie schreibe nur für sich, nicht für die Welt, ohne ihre Kräfte vorher wohl zu prüfen. Thut sie es aber doch, so behalte ich mir vor, mit nächstem ein Kochbuch zu schreiben; und wollte das Frauenzimmer anfangen, über mein Kochbuch zu spotten, da ich wirklich ein sehr schlechter Koch bin, so hoffe ich, die gesitteten Völker werden diese Verletzung der Herrschaft, welche dem Mannsvolke zu allen Zeiten eigen gewesen ist, und die Beleidigung einer Person, die solches auf keinerlei Weise verdient hat, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen.

Ein Frauenzimmer, welches vor ihre Schriften ihr Bildniß setzt, oder in der Vorrede deßwegen um Pardon ruft, weil sie ein Frauenzimmer ist, verräth entweder ihr böses Gewissen und die Ungerechtigkeit ihrer Sache, oder glaubt, daß die Kunstrichter voll Leidenschaften und ebensowohl zu blenden sind, als die Richter der Phryne, welche ihren Rechtshandel verspielt haben würde, wenn sie nicht den Schleier zurückgeschlagen hätte.

Aus dem, was ich bisher angeführt habe, wird man urtheilen können, wie es billig sei, einem Frauenzimmer kein Quartier zu geben, welches sich in gelehrte Streitigkeiten mengt, und für eine ungerechte oder doch zweifelhafte Sache mit zu vieler Hitze und einer männlichen Wuth kämpft. Ich habe noch keinen Scholiasten gefunden, welcher den Aruns für ungesittet oder ungezogen gehalten, daß er Kamillen im Treffen verfolgt und ihrem Würgen Einhalt gethan. Sie wagte sich unter das Heer streitender Männer, und die Götter erhörten den Aruns, welcher unbekannt zu sterben wünschte, wenn er nur durch den Sieg über die kriegerische Kamilla den Tod seiner Landsleute rächen könnte. Ich zweifle nicht, Aruns würde bei einer andern Gelegenheit der Kamilla mit aller der Galanterie begegnet haben, welche den Trojanern eigen war; aber hier erblickte er seine Feindin, und begegnete ihr, als einem Feinde. Ein Frauenzimmer, welches sich in den Krieg der Kunstrichter mischt, wagt viel, und begibt sich selbst der Rechte, die außerdem ein Frauenzimmer hat.

Nisi quod sit dictum prius.] (Nicht, als was schon vorher gesagt worden ist.) Ich will die Gewohnheit eben nicht tadeln, welche einige unserer Gelehrten an sich haben, wenn sie ihre Schriften durch die Sentenzen alter und neuer Autoren ausputzen; aber dieses würde ich doch gern sehen, wenn sie damit etwas sparsamer umgingen, als die meisten zu thun pflegen. Ich finde zwischen dergleichen Schriften und unsern Lustgärten in diesem Stücke eine ziemliche Aehnlichkeit. Es ist dem Gesicht angenehm, wenn man in denselben einige wohl gearbeitete Statuen erblickt; nur müssen deren nicht gar zu viel sein, wenn der Garten nicht das An=

sehen eines Bildersaals gewinnen soll. Es kann auch daraus für den Gärtner noch dieser empfindliche Schaden erwachsen, daß man sich blos mit Betrachtung der Statuen beschäftigen, und auf den Garten entweder seine Aufmerksamkeit gar nicht richten oder doch ziemlich gleichgültig dabei sein würde. Wo ich mich nicht sehr irre; so läuft ein Schriftsteller bei seinem Werke eine gleiche Gefahr. Wenn ich auf jeder Seite eine, auch mehrere, Sentenzen der Alten und Neueren finde, so wird mich dieses so zerstreuen, daß ich den Spruch des Horaz bewundern und meinen Autor darüber vergessen werde; oder vergesse ich ihn auch nicht gänzlich, so wird er doch meine Aufmerksamkeit mit dem Horaz theilen müssen, die er sonst ganz zu fordern hätte. Zu geschweigen, daß es bei Vielen eine große Unbedachtsamkeit verräth, wenn sie den Leser zu oft an den Witz der alten und neueren Gelehrten erinnern. Sie verwöhnen ihn dadurch, und machen, daß er lauter gleich witzige Sachen von ihnen verlangt. Ist der Verfasser nicht im Stande, seinen Leser mit dergleichen beständig zu unterhalten, so wird er es demselben auch nicht verargen können, wenn ihm seine Schrift ekelhaft wird. Ich habe heute Nachmittag ein Frauenzimmer besucht, welche zwar nicht schön, aber doch noch ganz leidlich häßlich ist. Sie hatte den Fehler begangen, verschiedene andere Frauenzimmer zu sich zu bitten, welche so schön waren, daß sie meine Aufmerksamkeit und die Bewunderung aller anderen Mannspersonen erweckten. Wir vergaßen uns so weit, daß wir uns nur mit diesen Schönen beschäftigten, und an unsere nicht so schöne Wirthin beinah gar nicht dachten. Gegen diese bezeugten wir nichts, als nur

die allgemeinen und nöthigsten Höflichkeiten, deren wir ohne Beleidigung des Wohlstandes nicht überhoben sein konnten. Es war ein Fehler von uns, ich will es nicht läugnen; aber es war auch ein großer Fehler von unserer Wirthin, daß sie uns in eine Gesellschaft brachte, welche angenehmer und reizender war, als ihre Person.

Die Anmerkung, die ich hier gemacht habe, gehört nur für diejenigen Scribenten, welche gut oder doch noch ziemlich gut sind. Es würde mir sehr leid thun, wenn sich die elenden Scribenten darnach richten wollten. Aus Liebe zu mir und zu allen Lesern will ich ihnen von ganzem Herzen anrathen, daß sie allemal über die dritte Zeile den Homer, den Horaz, den Boileau, den Hagedorn, und alle Schriftsteller, die anders sind, als sie, anführen. Sie werden ihre Werke dadurch noch erträglich machen, und die Käufer haben Gelegenheit, wegen ihres aufgewandten Geldes sich desto mehr zu beruhigen. Ja, was noch mehr ist, sie locken vielleicht dadurch, ihre Schriften zu lesen, Viele an, welche außerdem so viel Selbstverläugnung wohl nicht haben würden, dieses zu thun. Alsdann geht es dergleichen Lesern, wie den Liebhabern der Alterthümer, welche in den betrübtesten Wüsteneien und mitten unter altem Schutt sich mit dem größten Vergnügen aufhalten können, weil sie noch hin und wieder den prächtigen Rest der alten Baukunst zu bewundern Gelegenheit finden.

Und seine Vorreden schloß er niemals, ohne zu seufzen, zu schimpfen und zu drohen.] Bei dieser Gelegenheit muß ich zum Schlusse noch dieses erinnern, daß künftig bei meinem Verleger eine Schrift in Octav, zwei Alphabete, sechs Bogen stark,

zu bekommen sein wird, welche den Titel führt: »Abgenöthigte Vertheidigung wider verschiedene par- »teiische und abgeschmackte Einwürfe und Kritiken, »in möglichster Kürze, auf Ansuchen vieler Freunde »entworfen und ans Licht gestellt durch Hinkmar »von Repkow.« Es gibt Leute, welche Schriften tadeln, die sie nicht verstehen und auch niemals gelesen haben. Das Beispiel dieser großen Männer hat mich aufgemuntert, merkwürdige Streitschriften im Voraus zu verfertigen, und Gegner lächerlich zu machen, die ich nicht kenne, und von denen ich noch weniger weiß, was sie wider gegenwärtige Abhandlung zu erinnern haben dürften. Es thut dieses zur Sache nichts. Wer mich tadeln will, der ist nicht meiner Meinung, und wer nicht meiner Meinung ist, den bin ich, als ein Gelehrter, wohl befugt, nach äußerstem Vermögen zu verunglimpfen. Ich werde die Namen meiner zukünftigen Feinde nach alphabetischer Ordnung im Anhange mit beidrucken lassen, und wer unter den Herren Gelehrten mich schimpfen will, der wird die Güte haben, seine Werke noch vor künftiger Frankfurter Messe gegen Erhaltung eines Exemplars der abgenöthigten Vertheidigung postfrei einzusenden.

Ich weiß es wohl, es wird dadurch in der gelehrten Welt ein heftiges Feuer entstehen; aber ich kann mir nicht helfen. Mein Verleger hat mich gebeten, zu schreiben; ich kriege meine Mühe redlich bezahlt. Schriebe ich nicht; so würde ich der ungesundeste Mensch von der Welt sein. Auf diese Art aber werde ich noch mehr bekannt, ich werde unsterblich; kurz, ich muß schreiben, denn ich schreibe, wie alle meine Collegen, aus Liebe zur Wahrheit.

Inhalt.

Seite
Vorwort 3
Rabener's Leben und Werke 10
Von dem Mißbrauch der Satire 55
Von der Vortrefflichkeit der Glückwünschungsschreiben nach dem neuesten Geschmack 107
Corollarium 129
Rede beim Eintritt in die wünschende Gesellschaft, aus dem Stegreife gehalten von Martin Scribler, dem Jüngern. — Von der wahren Beschaffenheit eines vernünftigen Bürgers 131
Klage über die weitläuftige Schreibart 141
Memoires d'Amourette, oder Lobschrift auf Amouretten, ein Schooshündchen 146
Lobschrift auf die bösen Männer 157
Trauerrede eines Wittwers auf den Tod seiner Frau 163
Auszug aus der Chronik des Dörfleins Querlequitsch, an der Elbe gelegen 179
Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niedern Schulen . . 197
Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit . . . 206
Sendschreiben von der Zulässigkeit der Satire . 217
Von Unterweisung der Jugend 228
Irus. Eine lucianische Erzählung 236
Eine Todtenliste von Nicolaus Klim 249
Schreiben eines Gratulanten an den Autor; nebst den Gedanken des Autors darüber 267
Gedanken des Autors über das Schreiben des Gratulanten 277
Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind 281
Ein Traum von den Beschäftigungen der abgeschiedenen Seelen 288
Abhandlung von Buchdruckerstöcken 347
Hinkmars von Repkow Noten ohne Text . . . 378

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

SBB013401825808

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rabener, Gottlieb Wilhelm,

Gottlieb Wilhelm Rabener's sämmtliche Werke

Bd.: 1

Stuttgart (1839)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.611(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722026-0